Biographie der Deutschen.

Von

Gottl. Benedict Schirach.

Sechster Theil.

HALLE,
bey Gebauers Wittwe und Joh. Jacob Gebauer.
1774.

G·C·

Des

regierenden Herzogs

von Braunschweig und Lüneburg

Hochfürstlichen Durchlaucht.

unterthänigst geweiht.

Vorrede.

Man hat den Fortsetzungen dieser Biographien einen so ausgebreiteten und so gütigen Beyfall gegönnt, daß ich bey diesem neuen, sechsten, Theile, nicht anders, als angenehme Hoffnung haben kan. Ich habe die Anmerkungen unpartheiischer, und einsichtsvoller Kunstrichter zu nutzen gesucht! dieses berechtigt mich zu meiner Hoffnung. Eben der Beyfall, welcher mich gegen das Publicum empfindlich macht, würde eine Vertheidigung wider hämische, meistentheils durch ihre Erscheinung schon verdächtige, Angriffe, dergleichen ich einen selbst gelesen, und von einigen nur benachrichtigt worden bin, unstatthaft machen. In Gegenwart des Publi-

cums mit einzelnen Personen sich streiten, und über Sachen streiten, darüber das Publicum längst geurtheilt hat, wäre eine Unhöflichkeit.

Sich gegen einzelnen critischen Unfug im Ernste vertheidigen, ist eben so viel als jedes ungerechte Urtheil, oder jedes Pöbelwort im gemeinen Leben beobachten, und rächen wollen. Welcher vernünftiger Mann thut das?

Eine neuerliche Rezension des ersten und zweyten Theils dieses Werkes in einem gewissen historischen Journale kommt vier Jahr zu spät. Sie enthält nichts gründliches, was nicht schon von andern angesehnen Kunstrichtern längst bemerkt worden wäre. Das übrige ist schielende Mikrologie. Man hat der übrigen Theile dieser Biographie nicht einmal erwehnt: man hat also nicht gezeigt, ob ich in den nachfolgenden Theilen mich verändert, oder gebessert habe. Es ist also sehr klar, daß die bezeichnete Rezension einer Beantwortung unfähig ist; und sehr wahrscheinlich, daß der Kunstrichter aus besondrer Absicht gekunstrichtert hat.

Statt solcher Unterhaltungen wird es angenehmer seyn, über das Raisonnement in

der

der Geschichte einige Bemerkungen zu machen. Seit einiger Zeit ist in verschiednen Schriften, und periodischen Blättern so vieles darüber gesagt worden, daß ich es für gut gethan halte, diese Materie näher zu betrachten.

Ich würde in Verlegenheit gerathen, wenn ich das Wort: Raisonnement: mit einem deutschen gleichvollwichtigen Worte ausdrücken sollte; ein Beweis, daß es oft nöthig, und daher erlaubt ist, fremde Worte in seine Sprache überzutragen. Cicero und Horaz lehrten dieses zwar schon; aber itzo ist es oft nöthig, das zu vertheidigen, was keiner Vertheidigung bedarf. Es gehört zur Politesse unsers Jahrhunderts.

Raisonnement in der Geschichte! Selbst das Wort hat schon etwas unangenehmes: wir denken uns bey dem Worte Raisonniren eine gewisse ungründliche Geschwätzigkeit, etwas verhaßtes. Verschiedne Critiker sind so schlau gewesen, dieses zu nutzen, und haben das verhaßt zu machen gesucht, was einen zweydeutigen Namen hat.

Nichts destoweniger giebt es gar keine gutgeschriebne Geschichte, vom Herodot an bis auf unsere Tage, welche ohne Raisonnement gewesen wäre.

Facta, so wie man sie lieset, oder hört, der Reihe nach aufzeichnen, und allenfalls höchstens, wenn man Widersprechendes sieht, durch Rechnung der Tage das Wahre suchen, allen Wust, den man gelesen hat, wieder auf leeres Pappier auftragen, und so das, was man verschluckt hat, wieder von sich geben; das heißt nicht, Geschichte schreiben. Die Geschichte ist edler.

Was nutzt es irgend einem Menschen in der Welt; von welchem Stande er sey; zu wissen, daß die Menschen, ehe er war, einander so gut gepeinigt haben, wie zu seiner Zeit? Daß man Städte gebaut und zerstöhrt, Menschen getödtet, oder betrogen, und eine Menge der andern das ihrige genommen habe? Daß Leute in der Welt gewesen sind, denen viele tausende gedient haben? Daß immerfort etwas neues in der Welt vorgefallen ist? — Das sieht er alles um sich herum, brauchts nicht zu lesen, braucht nicht Geld zu geben, um es zu wissen.

Eine jede Wissenschaft, welche nichts zur Aufklärung des menschlichen Verstandes, nichts zur Besserung des Willens, nichts überhaupt zum Nutzen der Welt beyträgt, ist unwürdig gewußt zu werden, verdient Verachtung. Und so ist es mit der Geschichte beschaffen, die blos im elenden Gedächtnißwerke besteht.

Aber die Geschichte soll die Zeugin der Wahrheit, das Licht des menschlichen Verstandes seyn. Man verlangt also von ihr mehr als eine blosse Erzählung von Factis, so wie sie der Bauer von der Plünderung seines Dorfes, oder die Magd von dem, was sie in der Stadt sah, geben kan. Das heißt, man verlangt Raisonnement.

Die menschliche Natur bleibt sich im Grunde beständig gleich: die Begebenheiten der Welt sind im Grunde der Natur immer eben dieselben. Die unendliche Verschiedenheit dieses mannichfaltigen Einerley genau zu zeichnen, vergnügt die Einbildungskraft: die Ursachen und Triebfedern dieser Begebenheiten zu zeigen, klärt den Verstand auf. Jenes zeigt uns grosse Beyspiele zur Lehre oder Warnung: dieses zeigt uns, wie

wir die Beyspiele nutzen können. Und nun; — das ist Raisonnement der Geschichte.

Ist es möglich gewesen, so etwas zu tadeln? Ist es nicht nothwendig, so etwas vielmehr zu fodern? Lieber Freund, diejenigen, die nicht so zu historisiren wußten, tadelten, und es gab Leichtgläubige, die da nachfolgten. Wars nicht immer in der Welt so?

Es gab andere, welche das Raisonnement in der Geschichte mißbrauchten; sie schwatzten ohne zu erzählen, sie ersäuften die wenigen Facta, welche sie wußten, in einer Sündfluth von allgemeinen und schwankenden Betrachtungen, und der Leser sah, statt eines angenehmen Erzählers, einen pedantischen politischen Prediger. Solche Personen machten das Raisonnement verhaßt, und gaben der guten Mahlermanier durch ihren häßlichen Anstrich ein unausstehliches Ansehen. Man wieß auf sie, wenn man die Manier überhaupt tadeln wollte, und der Streich gelang bey der Menge.

Die Römer hatten lange vor dem Sallustius und Livius eine Anzahl Historiker, aber der raisonnirende Stil dieser Genies erwarb

ihnen ein Ansehen, durch welches die schlechtern vorhergehenden Geschichtschreiber in den Strom der Vergessenheit gespült wurden. So giengen die Schriften des Fabius Pictor, des Cincius, des Cato, des Fannius, des Coelius Antipater, unter.

Die neuere Geschichte in England und Frankreich hatte eben das Schicksal; aber in Deutschland hielt es schwerer, den guten Ton geltend zu machen. Man fürchtete die Ehre des Gründlichen zu verlieren, wenn man sich gut ausdrückte. Man war so sehr an die Vertügade der Vorzeit gewöhnt, daß die Geschichte, welche nicht diese Tracht hatte, nicht gefiel. Itzt giebt es Kunstrichter, welche das Publicum unterrichten, daß man gründlich seyn könne, ohne in alter Tracht zu erscheinen, und diese werden, hoff' ich, den andern Mitkunstrichtern, welche immer noch wider den guten Stil schreyen, bald bey dem Publicum überlegen seyn.

„Aber die Alten schrieben nicht so, so schrieb kein Livius, und also ist der raisonnirende Stil der Neuern verwerflich, ist blos

Nach-

Nachahmung der ungründlichen Franzosen. „ — Gewiß sehr verführerisch gesagt! allein desto mehr der Antwort würdig.

Die alten Geschichtschreiber haben in ihren Schriften weit mehr Declamation als die neuern. Denn, was sind ihre weitläuftigen Reden, die alle ihre grossen Männer, bey wichtigen Vorfällen, im Kriege, und im Frieden, halten? Was sind sie als Declamationen? Aber in der Erzählung der Factorum ist es nachher unnöthig Urtheile oder Bewegungsgründe beyfügen: diese sind in den vorstehenden Reden enthalten. Es ist bekannt, daß die meisten Reden ganz und gar nicht so sind gehalten worden, wie sie die Geschichtschreiber vortragen. Wenn itzt ein Deutscher seinen Personen Reden in den Mund legte, welche sie nicht gehalten hätten, welch ein Geschrey würde man erheben! — Also — wenn man den Alten die Declamation in der Geschichte abspricht, so weiß man nicht, was man sagt, oder hat die Alten nie gelesen.

Will man stark gezeichnete Schilderungen der Charaktere für eine Erfindung der Neuern

Neuern ausgeben, für einen französischen Putz halten, so irrt man noch unausstehlicher, so hat man niemals den Plutarch, den Tacitus gelesen, niemals die so meisterhafte Antithese des Sallustius in den Charakteren des Cato und Cäsars gesehen, und man kennt denjenigen Schriftsteller ganz und gar nicht, welchen die Römer den **Ersten ihrer Geschichtschreiber**, principem historiae Romanae, nannten; der so voll von charakteristischen Zügen, voll von Raisonnement ist.

Eben diesen, welchen die Urtheile der Jahrhunderte, als den **Ersten der römischen Historiker** bestätigt haben, müssen diejenigen schlecht kennen, welche einen kurzen, nachdrucksvollen Stil, einen philosophischen Stil, zu tadeln Muth genug haben.

Allein, warum soll denn überhaupt dasjenige alles tadelhaft seyn, was nicht strenge Nachahmung der Alten ist, und deswegen tadelhaft seyn, weil es nicht Nachahmung ist? Ist es nicht erlaubt, in der Geschichte das zu leisten, was in andern Fächern für das höchste Gut gehalten wird? Und wie, wenn die Ver-

schie-

schiedenheit der Zeiten die Nachahmung der Alten in der Schreibart der Geschichte ganz untersagte? — So ist es.

Griechenland, und Rom, waren Republiken. Man berathschlagte in den Senaten über die Angelegenheiten des Staats: hier wurden Reden gehalten, und diese Reden enthielten das Raisonnement der Staatsmänner. Die Ausführung der Maaßregeln war in Friedensangelegenheiten maschinenmäßig: im Kriege kam mehr auf den Mann an. Der Geschichtschreiber hatte also nur zu erzählen, was der Senat beschloß: wie, und aus welchen Gründen, nach welchen Maaßregeln, diese Schlüsse geschahen, das alles zeigten die Reden an, die er entweder nur abcopiren durfte, oder die er wohl einzurichten hatte. Hier war kein politisches System von Europa, waren keine Maximen von dem Gleichgewichte der Staaten, kein so verwebtes Interesse der Höfe, keine so mannichfaltige nach allen Weltgegenden hingerichtete Staatsklugheit, um durch Bündnisse Bündnisse zu zerstöhren, und durch List oder Furcht mächtigen Nachbarn Ehrfurcht einzuprägen.

Das itzige System der höhern Politik war damals noch nicht gebohren; und also konte auch derjenige Theil der Philosophie der Geschichte, welcher daher entstand, nicht seyn.

Zwar dieser Theil des Raisonnement ist es eben, worinnen der Geschichtschreiber gemeiniglich am allerwenigsten leisten kan, und worinnen er am meisten Gefahr läuft, irrig, oder wohl gar lächerlich zu werden. Diese Art des Raisonnement muß man am meisten vermeiden, und nur dann findet sie Platz, wenn die Bemerkungen entweder schon von glaubwürdigen Personen gemacht worden, oder ganz natürlich aus sichern und bekannten Umständen fliessen. Der gleichzeitige Schriftsteller kan dieses nicht leisten; aber die Zeit, die grosse Offenbarerin aller Dinge, vertraut auch endlich der Nachwelt die Geheimnisse der Cabinetter. Dennoch ist auch hierbey die gröste Behutsamkeit nöthig, damit man nicht auf eine Horazische materiam cineri suppositam doloso gerathe.

Seit des Livius Zeiten ist die Welt um ein gut Theil in der Philosophie weiter gekommen. Diese Wissenschaft, welche noch zu den Zeiten

der Scholastiker die Magd der andern Wissenschaften, hieß, ist nunmehr ihre Beherrscherin geworden. Selbst auf der Kanzel hat sie schon ihre Verehrer, und wo sie erscheint, ist sie willkommen. Die Geschichte war immer mit ihr genau verbunden, und muß also auch itzt an ihrer Freundin Glücke Antheil nehmen. Die ächte Philosophie beruht auf Erfahrung, und Erfahrung der vorigen Zeiten ist Geschichte. Der Schriftsteller der vorigen Zeiten wird daher Philosoph seyn müssen, oder den Namen des Geschichtschreibers, im eigentlichen Sinne, nicht verdienen.

Und daher entspringt der Hauptquell des ächten und wahren historischen Raisonnements. Wenn dieses in Declamation übergeht, wenn es weitläuftig, und langweilig wird, so ist nichts unerträglicher. Wenn es gut gedacht, und kurz gesagt wird, so ist es der Grund des guten historischen Stils.

Da die Facta in der Welt in Absicht der menschlichen Natur nur ein wiederhohltes, durch die Umstände abgeändertes, Einerley sind, so wäre es unsinnig, von dem Historiker zu verlangen, daß er immer neue Bemerkungen, und noch

nie

nie gesagte Gedanken, seinen Erzählungen beyfügen sollte. Wenn man verläumden will, ist daher nichts leichter, als sich über triviale Sentenzen eines Geschichtschreibers zu beschweren. Man kan alles dahin rechnen, wenn man will: denn, da nichts neues geschieht unter der Sonnen, so kan auch nichts neues bemerkt werden.

Nicht sowohl auf die philosophischen Bemerkungen, und Sentenzen selbst, sondern auf die Gelegenheit, bey welcher sie vorgetragen werden, beruht ihr Werth. Gemeine Gedanken bey ganz gemeinen Dingen, wer wollte diese billigen? Aber bey Factis, wo der Geschichtschreiber vorhersieht, daß die Eile des Lesers die Bemerkung nicht machen wird, die der kaltblütigere Philosoph macht, und die wichtig ist, und die durch das Beyspiel dieses Facti die Empfindung rühren, und einen Stachel in der Seele zurück lassen wird, da wird er diese Bemerkung beyfügen, sie sey auch noch so bekannt als sie wolle, aber er wird sie mit der kürzesten Präcision zu sagen suchen. Wer keine schon bekannte Wahrheit wieder hören mag, der kommt mir vor, sagt Klopstock, wie einer, der seiner Existenz müde ist.

Wenn auf die Schreibart, und den Geist der Geschichte nichts ankommt, wenn es genug ist, Facta zu sammeln, und sie zu sagen, so brauchten wir schon längst keine Geschichtschreiber. Man übersetze die alten Chroniken, und lasse allenfalls, der Auswahl der Begebenheiten wegen, die Wetterbemerkungen und Sterbefälle in den Klöstern weg; so ist Geschichte genug da. Und wer wird an der Wahrheit und Gründlichkeit einer solchen Geschichte zweifeln?

Ich würde diese Materie weiter verfolgen, und besonders zeigen, daß die itzige Art Krieg zu führen durch die unendliche Verschiedenheit von derjenigen, welche zu den Zeiten des Livius und Plutarchs war, einen ungemeinen Einfluß auf unsere Geschichtschreibung habe, und daß man von jener, wobey es am meisten auf körperliche Tapferkeit ankam, ganz anders erzählen muste, als von der gegenwärtigen, wobey es am meisten auf Kunst, und Seelenstärke ankommt, erzählt werden darf; ich würde davon noch mehr bemerken, wenn ich nicht befürchtete, man möchte meine Gedanken als eine Apologie für mich ansehen, welches nicht meine Absicht ist. Ueberhaupt

haupt sind Theorien der Geschichte, so bald sie in die Länge gezogen werden, selbst für den Liebhaber der Historie, keine angenehme Lectüre.

Die erste derjenigen Lebensbeschreibungen, welche dieser Theil enthält, bedarf vielleicht eine Rechtfertigung. Wie oft ist nicht schon in allen Reichshistorien das Leben des unglücklichen, und übel regierenden Heinrichs des Vierten beschrieben worden! Hätte ich ihn als einen solchen dargestellt, so würde keine Entschuldigung gelten. Aber mir dünkte, es geschahe ihm Unrecht, und ich wollte mir das Verdienst machen, ihn als einen Prinzen vorzustellen, dessen Unfälle nicht seiner Thorheit, sondern seiner Zeit zuzuschreiben sind. Man wird übrigens sehr leicht einsehen, daß meine Lebensbeschreibung mit den Reichshistorien in keine Collision kommt.

Eben bey dem Schlusse dieser Vorrede erhalte ich die Geschichte des Grafen von Sachsen, welche der Ritter von Espagnac vor einigen Monaten in Paris herausgegeben hat, und die ich, indem ich das Leben des Grafen Moritz beschrieb, nicht erhalten, und nutzen konte. Ich sehe, daß Herr von Espagnac den Officiers

nützlicher seyn wird als ich, wenn sie genauere Diaria der Kriegsunternehmungen lieben. Uebrigens ist durch die Lectüre meines unerwarteten Miteiferers in mir der Wunsch verdoppelt worden, daß einsichtsvolle und unpartheiische Kunstrichter eine Vergleichung anstellen möchten. Verschiedenes hat Herr von Espagnac nicht gesagt, was ich, als Deutscher, sagen konte. Er scheint ein guter Officier zu seyn.

Von der Lebensbeschreibung des Herzogs Christian von Braunschweig, mit welcher die vornehmsten Umstände des Grafen von Mansfeld verbunden sind, habe ich desto weniger zu bemerken, je kürzer sie selbst ist. Der fortdauernde Ruf dieses so unbeschreiblich heldenmüthigen und frühzeitig verstorbnen Prinzen giebt meiner Biographie eine neue Empfehlung.

So wenig ich übrigens auf Unbilligkeiten achten werde, so sehr werde ich auf die Urtheile der wahren Critik meine Aufmerksamkeit wenden, und dadurch der Geschichte immer nützlicher zu werden suchen. Helmstädt, am 26ten Julius, 1774.

Leben
Kaisers Heinrichs des Vierten.

Die Gewohnheit der Menschen, das Glück Klugheit und das Unglück Thorheit zu nennen, hat der Geschichte der Welt so sehr geschadet, daß eine grosse Anzahl der Menschen verkennt worden ist. Oft machten thörichte Anschläge, welche glücklich ausfielen, den Klugen: hingegen, wenn weise Entwürfe mißlungen, nannte man ihren Urheber unweise. So ist das Schicksal der Welt.

Die Betrachtung, daß der Geschichtschreiber diesem Schicksale, so gut er kan, entgegen arbeiten, und die Rechte der Wahrheit herstellen soll, wird meine Le-

bensbeschreibung des unglücklichen Heinrichs des Vierten rechtfertigen. Seine Geschichte im allgemeinen ist bekant; aber wenn sie in verschiednen Punkten anders, als bisher bekant werden könte, würde man es dem Biographen nicht Dank wissen? Mir ist noch keine Lebensbeschreibung von dem unglücklichen Kaiser Heinrich bekant; denn Reichshistorien sind keine Lebensbeschreibungen. In jenen wird die Geschichte des Reichs unter Heinrich dem Vierten: in dieser das Leben des Ersten des Reichs unter den Zeitumständen beschrieben. Beydes ist verschieden. — Und — liest man das Leben des grossen Ottos, und des so oft geschilderten französischen Heinrichs des Vierten so gern, warum sollte man nicht auch hier das Leben eines merkwürdigen berühmten Kaisers beschreiben können?

Dieser Eingang schien mir dießmal nothwendig, ohne daß ich mich überhaupt wegen eines Eingangs zu einer Lebensbeschreibung auf das Beyspiel des Sallusts zu berufen brauche; des Sallusts, dessen sich die historische Critik bey Biographien erinnern sollte.

* * *

Heinrich, der Sohn Kaisers Heinrich des Dritten, wurde zu Goslar im November des Jahrs 1050 gebohren. Die Kaiser hatten zu dieser Zeit keine bestimte Residenz, sondern hielten sich in den verschiednen Provinzen des Reichs abwechselnd auf. Der Vater unsers Prinzen brachte es durch den Nachdruck des Ansehns, mit welchem er regierte, sehr bald dahin, daß sein Sohn, da er drey Jahr alt war, zu seinem Nachfolger auf dem ersten Throne der Welt erwählt wurde.

Bald darauf wurde der junge Prinz, da er noch nicht vier Jahr alt war, durch den Erzbischof von Cöln zu Aachen gekrönt. Diese Glücksvorfälle kamen sehr frühe: aber sie wurden von lauter Unglücksfällen begleitet.

Der ruhmwürdige Vater des jungen Prinzen starb bald darauf im Jahre 1056. Er konte also seinem Sohne die Maasregeln seines Systems, nach welchem er die Ausbreitung der kaiserlichen Macht zum Endzwecke hatte, nicht beybringen. Alles was er thun konte, war, daß er ihn sterbend, dem eben damals in Deutschland gegenwärtigen Pabste, Victor dem zweyten empfahl. Aber der Pabst starb selbst bald hernach, und der junge Heinrich war der Fürsorge seiner Mutter Agnes überlassen, einer weisen, vortreflichen Dame.

Dieser Prinzeßin übertrugen die Stände des Reichs die Vormundschaft über ihren jungen Regenten. Es war nicht ohne Beyspiel, daß eine Frau Regentin von Deutschland war. Theophania hatte dieses Amt mit Ruhm verwaltet. Agnes suchte es ihr ein Jahrhundert später gleich zu thun. Sie hatte anfänglich auch gleiches Schicksal mit derselben: ihr Prinz wurde ihr eben so, wie der Theophania Otto, entführt; aber zuletzt war sie unglücklicher als jene. Daran war das Jahrhundert Schuld.

Agnes führte die Regierung als Mutter; aber sie wurde gehasset als Frau. Die kühnen Deutschen gaben vor, daß ihnen die Herrschaft einer Dame unerträglich sey. Gleichwol hielt sie die Dame im Gehorsam. Sie kam ihren Entwürfen immer zuvor. Sie hatte die Unterstützung des Pabstes. Sie ließ ihren Prinzen wohl 'erziehen. Sie befreyte den kaiserlichen

Hof durch die Aussöhnung mit dem Herzog Gottfried von Lothringen, und dem Grafen Balduin von Flandern, von zwey mächtigen Feinden. Und da sie das ihrige that, wollte das Glück auch das seinige thun, und vereitelte einen gefährlichen Anschlag.

Dieser Anschlag galt der Krone, und sogar dem Leben des jungen Heinrichs. Wilhelm, Markgraf in Sachsen, war in einem Gefechte gegen die Slaven geblieben. Graf Udo hatte das Land erhalten. Es war aber noch ein Bruder des getödteten Wilhelms da, wiewohl von einer Slavin, und also aus so genanter ungleicher Geburt. Aber Otto, so hieß er, war verwegen genug auf das Land seines Bruders Anspruch zu machen. Er kam aus Böhmen, wo er bisher in elenden Umständen gelebt hatte, nach Sachsen. Verschiedne sächsische Magnaten machten ihm Muth, und er kam auf den ausschweifenden Gedanken, nicht nur den Besitz der Markgrafschaft, sondern auch des kaiserlichen Throns zu suchen. Die Sachsen, beständige Feinde der Franken, waren längst mißvergnügt, daß nun schon der dritte Kaiser aus Franken herrschte: sie unterstützten den kühnen Otto, und dieser breitete seinen Anhang aus. Man beschloß, den jungen Heinrich bey gesuchter guter Gelegenheit zu ermorden. Die Kaiserin Agnes erfuhr kaum diese Verschwörung, als sie dem Ausbruche zuvorzukommen einen Reichstag zu Merseburg veranstaltete. Der verwegne Otto zog mit einer starken Begleitung dahin. Aber unterwegens wurde er bey Niendorp an der Saale von den beyden braunschweigischen Grafen, Bruno und Eckbert, welche eine heftige Privatfeindschaft gegen ihn hatten, angegrif-

gegriffen. Bruno, der Todtfeind des Otto fiel diesen sogleich an. Beyde rannten in wüthender Hitze, sobald sie sich erblickten, auf einander loß! beyde stürzten von ihren Pferden, und beyde auch verwundeten einander tödtlich. Dieser Zufall erstickte die Verschwörung der Sachsen auf einmal; denn der Tod des Anführers wurde durch keinen neuen Anführer ersetzt. Das Glück blieb der Kaiserin Agnes noch fünf Jahr getreu, bis 1062. Um diese Zeit kam sie zugleich um Regierung und Sohn.

Sie hatte den Bischof von Augsburg, Heinrich zu ihrem Liebling angenommen, einen Mann von Talenten und Klugheit. Die Eifersucht vieler andern Prälaten sahe den Vorzug ihres Mitbruders mit Mißvergnügen. Jeder wollte bey der Minderjährigkeit des jungen Kaisers an der Regierung Theil nehmen. Zum Unglück entstanden in Italien über der Pabstwahl Händel. Der Erzbischof von Cöln, Hanno, bey dem es schwer zu bestimmen ist, ob er mehr Geldgierde oder Ehrgeitz hatte; dieser nahm geheimen Antheil daran. Er war dem Pabste Alexander dem Zweyten ergeben, welcher ohne Genehmigung der Kaiserin Agnes erwählt worden war. Diese hatte auf einem Concilium zu Basel den Bischof von Parma, Cadolaus, welcher den Namen Honorius der Zweyte annahm, zum Pabst erwählen lassen. Und der Pabst der Kaiserin war anfänglich glücklich, und trieb seinen geistlichen Nebenbuhler aus Rom. Inzwischen dauerte der Streit der beyden Päbste fort, ohne daß es eigentlich ausgemacht wurde, welcher von beyden der Nachfolger des heiligen Petrus sey. Unter diesen Umständen wagte der Erz-

bischof von Cöln mit einigen andern den Anschlag, die Regierung in Deutschland selbst zu verändern.

Er und der Herzog Otto von Bayern, nebst dem Grafen Ecbert, wurden mit dem Erzbischoffe von Maynz und einigen andern insgeheim einig, den jungen Kaiser aus den Händen der weisen Agnes zu entführen, und selbst die Vormundschaft zu übernehmen. Der Plan gelung, so wie er angelegt war.

Hanno, der Erzbischof von Cöln, besucht die Kaiserin nebst ihrem Prinzen zu Kayserswerth. Nach der Tafel beredet er den Prinzen, indem er ihm ein schönes Schif zeigt, in dasselbe zu steigen, um eine Spazierfahrt auf dem Rheine zu machen. Kaum ist der junge Prinz in das Schif gestiegen, so wird das Schif mit Gewalt in den Strom getrieben. Die Begleitung bestand aus lauter solchen Personen, die dem Bischoffe ergeben waren. Die Bestürzung des Prinzen aber, der sich auf einmal weggeführt sahe, wurde so heftig, daß er aus dem Schiffe in den Fluß sprang, und in Todesgefahr gerieth. Der Graf Ecbert errettete ihn, und er und der Bischof verwendeten alle mögliche Schmeichelegen, um den entführten Prinzen weiter zu bringen. Er wurde nach Cöln gebracht, und war auf einmal aus den Händen seiner Mutter in die Aufsicht der Bischöffe gerathen.

So bald dieser kühne Streich ausgeführt war, muste der Erzbischof von Cöln dafür sorgen, daß er theils die That rechtfertigte, theils die Absicht der Entführung erreichte. Er suchte also zu zeigen, daß er blos aus Patriotismus den jungen Kaiser entführt, und die Wohlfahrt Deutschlands zum Endzwecke gehabt habe.

Er und seine Anhänger behaupteten, daß ein junger und unmündiger Kaiser am besten von den Bischöffen erzogen werden könte, und um der Sache desto mehr Schein zu geben, wurde bekant gemacht, daß allemal derjenige Bischof, in dessen Sprengel sich der junge König aufhalten würde, der Aufseher desselben und Kanzler des Reichs seyn sollte. Diese schmeichelhafte Vorstellung that ihre Wirkung: die Erzbischöffe und Fürsten des Reichs fanden nicht weiter für gut, daß die Kaiserin Agnes die Verwaltung der Regierung führen sollte, und sie, diese kluge Fürstin, gab der Macht der Fürsten nach, und begab sich nach Italien. Sie gieng nach Rom, und unterwarf sich dem Pabste, dem sie wenig Wochen vorher Gesetze gegeben hatte. Sie erschien zu Rom als eine reuende Sünderin, bat an der Schwelle des Pabstes um Vergebung, und ließ sich die Busse des Fastens und Betens auflegen, und das Gesetz, der Kirche und ihren Anhängern nützlich zu seyn, welches letztere sie auch so sehr that, daß selbst ihr Sohn in der Folge den Schaden davon empfieng.

Der Streit zwischen den beyden Päbsten, Honorius dem Zweyten und Alexandern dem Zweyten, dauerte noch fort. Einer suchte den andern aus Rom zu treiben, und es wurde dabey viel Blut vergossen, bis der Herzog von Toscana, Gottfried, mit Truppen kam, beyde Päbste aus Rom nach ihren Bißthümern schickte, und ihnen befahl, die Entscheidung des Kaisers daselbst abzuwarten.

Der Erzbischof Hanno zu Cöln stellte damals den Kaiser vor. Er maßte sich der Regierung mit der Zulassung aller Fürsten des Reichs an: er beherrschte das

Reich: er regierte den jungen Kaiser: er legte die Unruhen in Ungarn bey, und vermählte den neuen König Salomo mit der Schwester des Kaisers. Die italienische Unruhe aber, wegen der zwey Gegenpäbste, bey welchen er, aus Neigung für Alexander den Zweyten sehr intereßirt war, riefen ihn nach Rom, und indessen wurde der Erzbischof von Bremen, Adelbert, ein pfälzischer Prinz, der Hofmeister des jungen Kaisers.

Alles was bisher vorgegangen war, hatte auf den jungen Heinrich nicht viel Einfluß. Desto mehr hatte ihn die itzige Periode. Adelbert, der Hofmeister des Prinzen, gewann desselben höchste Gunst, und indem er seinem Zöglinge schmeichelte, verdarb er seine Seele, und machte sich selbst angenehm. Er wurde der vornehmste Rathgeber des jungen Fürsten, und bald drauf sein erster Minister und Liebling. Um diese grosse Stelle zu nutzen, und die Mitregentschaft und Neidcabalen der andern deutschen Fürsten auf einmal zu vertilgen, erklärte er den jungen Kaiser im Jahr 1065, als sich derselbe zu Worms befand, für majorenn, durch die damals gewöhnliche Feyerlichkeit der öffentlichen Anlegung der Waffen. Heinrich war vierzehn Jahr alt, da er selbst zu regieren anfieng, oder eigentlicher zu reden, da er die Regierung des Erzbischofs Hanno, der zu Rom war, aufhob, und seinen geliebten Adelbert zum Regenten unter seinem Namen annahm.

Zwey Personen waren eigentlich Kaiser, und hatten das ganze Herz des jungen Heinrichs in ihrer Gewalt, ein alter Geistlicher, und ein junger von Adel. Man kan leicht einsehen, daß der letzte nur eine Creatur

tur des ersten war; ein desto nützlicheres Werkzeug, je biegsamer es war. Adelbert vereinigte in seiner Person den schlausten Hofmann, den scheinheiligsten Priester, und einen epicurischen Hofmeister. Er besaß Geist und Scharfsinn, er war aber dabey doch zu offenbar eigennützig, um nicht öffentliches Murren zu erregen. Die Moral, die er dem jungen Kaiser beybrachte, verleugnete den Priester, wenn man nämlich annimt, daß der priesterliche Stand es andern an Tugenden zuvor thun müsse, welches man aber, der Erfahrung wegen, nicht wohl annehmen kan. Er lehrte Heinrichen, daß ihm, als einem Jüngling und Kaiser, alles erlaubt sey, daß man seiner Jugend die Ausschweifungen in der Liebe verzeihen müsse. Er prägte ihm zuerst den Begrif einer unumschränkten Hoheit ein, und derjenigen gebiethrischen Härte, die nachher die Quelle von so vielem Unglücke war. Er entwarf ihm die Grundlinien zur Fortsetzung des Plans Heinrichs des Dritten, seines Vaters, nach welchem nichts geringers als die unumschränkte Gewalt des Kaisers, und die Demüthigung der Fürsten des Reichs gesucht wurde, ein gefährlicher Plan, dem die Folge der Zeitumstände, auf welche alles ankam, nicht günstig war. Ein junger Graf Wernher, welcher sich für die Absichten des Erzbischofs von Bremen gut schickte, wurde der Gesellschafter des Kaisers, und bald sein zweyter Liebling. Er nahm an denjenigen Ausschweifungen Heinrichs Antheil, die der Erzbischof nachher entweder billigte, oder doch mit Willen übersahe. Allein hierdurch machten beyde Lieblinge den Haß, den die Fürsten auf sie geworfen hatten, nur desto allgemeiner.

Eben dieser Haß, welcher sich auch auf einige Schriftsteller der Geschichte Heinrichs ausgebreitet hat, macht es itzt schwer, zu unterscheiden, ob alles dasjenige wahr sey, was man von der Jugend Heinrichs, und von dem Betragen seiner Lieblinge erzählt. Wenn man einem dem Kaiser widrigen Schriftsteller *) Glauben beymessen will, so sorgte der Erzbischof Adelbert so schlecht für den Kaiser, daß dieser oft an Nothwendigkeiten Mangel litte, wenn jener im Ueberflusse lebte: so wollte Adelbert so gar einen Wunderthäter vorstellen, um das Volk zu verblenden, und machte eine kranke Person, die den Teufel hatte, vor dem Altar gesund und frey: so hielt sich der Kaiser zwey oder drey Maitressen zugleich, und suchte auch noch dabey, wenn er schöne Mädchen wo sahe, sie zu verführen. Gewisser ist es, daß Adelbert in Vergebung der Bißthümer und Abteyen sehr willkührlich verfuhr, daß er dem Kaiser den Grundsatz beybrachte, er habe über die Besetzung der geistlichen Pfründen eben so wie über seine Meyerhöfe zu gebieten, und daß er die Klöster überhaupt zu Frohnen und Diensten mehr anhielt, als bisher üblich gewesen war. Er selbst eignete sich die Abteyen Lorsch und Corvey zu, und um die Eifersucht zu verhindern, erhielten die Erzbischöffe von Maynz und Cöln und verschiedne andre, neue Abteyen und Klöster; die weltlichen Fürsten hingegen ebenfalls Einkünfte von Klöstern und Abteyen in Deutschland. Der junge Graf Wernher, der Gesellschafter des Kaisers bekam einen Theil der Abtey Hirschfeld, und gewöhnte die Mönche

*) v. Brunon. Histor. bell. Saxon. in Freheri Scriptt. Tom. I. p. 175. ed. Struvian.

Mönche so sehr zu Fasten und Beten, daß er im Scherze zum Kaiser sagte, er habe sich ein grosses Verdienst bey Gott erworben, da er die trägen Mönche zum Werke des Herrn ermunterte *).

Diese Neuerungen aber, welche der noch sehr junge Kaiser, oder vielmehr der Erzbischof Adelbert machte, erweckten eine allgemeine Unzufriedenheit. Besonders wurde der Erzbischof von Cöln aufgebracht. Heinrich hatte sich vorgenommen gehabt, ihn wegen der ehmaligen Entführung zu bestrafen, und er würde ihn mit Krieg überzogen haben, wenn die Kaiserin Agnes, die eben aus Rom nach Deutschland gekommen war, und die Welt, bey aller Entfernung davon, doch nicht vergessen konte, es nicht verhindert hätte. So bald der Erzbischof Hanno nun aus Italien nach Deutschland zurückgekommen war, und die sonderbare Veränderung am kaiserlichen Hofe sahe, wollte er um so mehr seinen Unwillen zu erkennen geben, da er sich als den rechtmäßigen und ersten Hofmeister des Kaisers betrachtete. Er zog sich aber dadurch die Ungnade des Kaisers so sehr zu, daß er einmal von ihm würde seyn erstochen worden, wenn die Kaiserin Agnes, welche zugegen war, ihren Sohn nicht zurückgehalten hätte. Adelbert blieb in der Gunst des Hofes.

Der Erzbischof von Cöln suchte nunmehr seinen Nebenbuhler, und kaiserlichen Hofmeister, mit Gewalt zu stürzen. Er verband sich mit dem Herzoge Rudolph von Schwaben, und dem Erzbischoffe von Maynz. Es war leicht, den grösten Theil der Fürsten, die ohnehin

*) Lambert. Schafnaburg. ad ann. 1064. ap. Pistor. p. m. 332.

nehin mißvergnügt waren, in das Interesse zu ziehn. Jedermann war wider den Erzbischof Adelbert eingenommen. Man beschloß eine Versammlung der Fürsten des Reichs zu Tribur zu halten, und durch dieselbe den Kaiser zur Abdankung des verhaßten Erzbischofs zu zwingen.

Die Versammlung der Fürsten zu Tribur erfolgte. Hier bricht jedermann in Klagen über den Erzbischof Adelbert aus. Man beschuldigt ihn der Tyranney und des Despotismus über den Kaiser, welcher fast ein ganzes Jahr nicht aus der Stadt Goslar gekommen war, indem Adelbert ihn nicht gerne in die Gesellschaft mit andern Fürsten hatte bringen wollen, so schlecht auch durch den langen Aufenthalt zu Goslar die Hofstaat des Kaisers geworden war. Die Fürsten beschliessen daher, den Kaiser zu sich einzuladen, und ihm vorzustellen, daß er entweder der Regierung entsagen, oder den Erzbischof Adelbert von sich lassen müste.

Heinrich erfuhr schon auf dem Wege nach Tribur die Wirkung des allgemeinen Hasses gegen seine beyden Lieblinge. Er kehrte unterwegens zu Ingelheim ein, in Begleitung seiner Lieblinge. Einige von den Leuten des Grafen Wernhers bekamen mit den Inwohnern Händel: diese geriethen in einen Tumult, griffen zu den Waffen, und da Graf Wernher den Seinigen Beystand leisten wollte, wurde er in dem Aufruhre tödtlich verwundet, und so zum Kaiser gebracht. Der sterbende Graf Wernher muste, um nicht verdamt zu werden, alle geistliche Besitzungen, die er hatte, wieder abtreten, und eingestehen, daß er sich an den Mönchen zu Hirschfeld, die er zum Beten und Fasten, ihrer

Regel

Regel gemäß, angetrieben hätte, versündiget, und wegen der armen Mönche Gebet so zeitig hätte sterben müssen. Heinrich muste keine gemeine Seele haben, da er durch solche Beyspiele nicht zum Fanatismus gebracht wurde. Die Bischöffe und Priester umgaben ihn bey dieser Gelegenheit, und der Tod seines Günstlings muste ihn erweichen.

Dem Tode des einen Lieblings sollte nun die Entfernung des zweyten folgen. Die versammelten Stände zu Tribur drangen auf die Abdankung des Adelberts. Heinrich konte nicht widerstehen. Adelbert rieth ihm, aus Tribur nach Goslar mit den Reichsinsignien zu entweichen, und sich gegen die empörten Reichsstände zu vertheidigen. Diese aber erfuhren das Vorhaben, und liessen den Kaiser in seinem Pallaste bewachen, und die Wohnung mit Soldaten besetzen. Der Kaiser muste also der Gewalt weichen, und den Erzbischof Adelbert von sich lassen. Kaum konte er ihm gegen die Gewaltthätigkeiten des ausgebrochnen Tumults durch eine Wache, die er ihm mitgab, das Leben erhalten. Adelbert war also von dem Schauplatze, auf dem er eine so grosse Rolle gespielt hatte, schimpflich entfernt. Gleichwol ließ er die Hofnung nicht fahren, bey einem bequemen Zeitpunkte wieder ihn zu betreten, und wartete denselben zu Bremen ab, wo er sich ohne Neid mit den Slaven, seinen Nachbarn, herumschlug.

Adelberts Regierung hatte nicht viel über ein Jahr gedauert. Im Jahr 1066 wurde er von dem Kaiser entfernt, und die Verwaltung der Reichsgeschäfte bey dem jungen Heinrich sollten wiederum diejenigen Bischöffe, in deren Sprengel er sich aufhalten würde, über-

übernehmen. Man kan sich die Unordnung, die nothwendig daraus entstehen muste, wenn an allen Orten, wo der Kaiser hinkam, neue Ministers waren, leicht vorstellen. Heinrich war mehr klug, als man von seinen Jahren erwarten konte. Er reißte nicht viel herum, und setzte sein Vertrauen vorzüglich auf den Erzbischof von Maynz, Siegfried. Inzwischen nöthigten ihn doch die Stände des Reichs zu Tribur zu einer Vermählung, zu welcher er gar keine Neigung hatte, da ihm das ungebundne Leben weit besser gefiel, ob er sich gleich durch die Wollüste der Jugend eine gefährliche Krankheit schon zugezogen hatte. Seine Braut war ihm noch als einem Kinde von seinem Vater verlobt worden, und die Verbindung mit ihr sollte ihm die vornehmsten Häuser Italiens ergeben machen. Allein der junge Heinrich war von der alten Politik entfernt. Die Prinzeßin Bertha, eine Tochter des Markgrafen Otto von Susa, wurde gleichwohl mit ihm, auf das dringende Anhalten der Stände des Reichs vermählt. So wohl der Zwang der Ehe, als die Prinzeßin selbst wurde ihm bald unangenehm, und er suchte sich von ihr scheiden zu lassen.

Um diesen Endzweck zu erreichen, suchte er vorzüglich den Erzbischof von Maynz zu gewinnen. Dieser war mit den Thüringern wegen des Zehentrecht schon lange im Streite. Heinrich nutzte den Umstand, und versprach dem Erzbischoffe, wenn er ihm von seiner Gemahlin hülfe, den Zehenten in Thüringen zu verschaffen, und allenfalls die Thüringer mit Gewalt dazu zu nöthigen. Der Erzbischof versprach hierauf die Ehescheidung. Er brachte verschiedne auf seine Seite, und

schrieb

schrieb einen Synodus zu Maynz aus, auf welchem der Kaiser von seiner Gemahlin getrennt werden sollte. Er hatte auch dem Pabste von dieser Sache Nachricht gegeben, und es erschien ein påbstlicher Legat. Dieses war der Cardinal Peter Damiani, der Beichtvater von der Mutter des Kaisers, und eben dieselbe wollte die so nachtheilige Ehescheidung hintertrieben wissen. Als daher die Stånde auf der Synode versammelt waren, und fast alle dem Willen des Kaisers geneigt waren, welcher auf eine sehr unerwartete Art eidlich versicherte, daß er seine Gemahlin, (mit der er schon drey Jahr vermåhlt war) noch nie erkant habe, da trat der påbstliche Legat Damiani auf, und verdarb auf einmal alle Hofnungen des Kaisers. Er stellte ihm mit vielem Nachdrucke vor, „daß eine solche schåndliche Handlung einem gekrönten Haupte wenig Ehre bringen würde, und wenn er auch glaubte, über bürgerliche und canonische Gesetze erhaben zu seyn, so wår es doch immer ein böses Beyspiel, und ein Schandfleck seines Ruhms: wenn der Kaiser nicht von seinem Vorsatze abstehen wollte, so habe er die Gewalt von der Kirche, eine solche schåndliche Handlung mit dem Banne zu bestrafen, und ihm zu sagen, daß er keine Hofnung habe, jemals die kayserliche Krone (die er damals noch nicht hatte) auf seinem Haupte zu tragen.„ Dieser grosse Widerspruch machte die ganze Versammlung bestürzt, und verånderte ihre Meinung dergestalt, daß die Ehescheidung nicht vor sich gehen konte. Heinrich muste nachgeben, und seine Gemahlin wider Willen behalten. Er war aufgebracht, und konte sich doch nicht helfen.

Um

Um dasjenige mit List zu erlangen, was er sonst nie zu erlangen hoffen konte, ließ er sich durch seine Freunde bereden, der Tugend seiner Gemahlin eine Schlinge zu legen, und dadurch ihrer los zu werden. Man bewog einen Mann von guter Geburt, und edlem Ansehn, die Kaiserin um Liebe zu bitten. Sie merkte aber die ihr gelegte Schlinge, und wurde durch ihre Getreuen von allem unterrichtet. Sie stellte sich also, als wenn sie nach einigem Weigern in das Begehren des Verliebten willigte, und bestimte ihm eine Abendstunde, zu welcher er sich insgeheim bey ihr einfinden sollte. Heinrich erfährt es, verkleidet sich, und komt an des Verliebten Stelle zur bestimmten Zeit. Die Kaiserin kante ihn entweder nicht, oder wollte ihn nicht kennen. Sie empfängt ihn mit Gefälligkeit, führt ihn in ihr Zimmer, ruft aber hierauf ihre Dienerschaft zusammen, und läßt den verliebten Gast mit Schlägen belohnen. Ob er gleich sich zu erkennen gab, so wollte man dieses doch nicht glauben, und begegnete ihm so übel, daß er kaum das Zimmer verlassen konte. Heinrichs Unwille gegen seine Gemahlin wurde dadurch noch grösser.

Itzt kam die Periode seines vorigen Günstlings, des Erzbischofs zu Bremen wieder. Weil er bey seinen Freunden sich nicht sicher genug glaubte, so wollte er denjenigen wieder um sich haben, von dessen Treue er überzeugt war. Adelbert kam in größres Ansehn bey Hofe, als er vorher gehabt hatte, und bemühte sich zwar mit mehrerer Mäßigung, aber nicht ohne Rachsucht zu herrschen. Er blieb der Schmeichler seines Herrn, und bestärkte ihn in den Grundsätzen der unumschränkten kaiserlichen Gewalt, welche sich Heinrich

rich desto fester einprägte, je widriger ihm bisher die Wirkungen des Ansehns der Fürsten und Bischöffe, besonders wegen der Ehescheidung seiner Gemahlin gewesen waren. Dadurch aber wurde die Unzufriedenheit gegen ihn allenthalben entzündet, und der Grund zu den nachherigen Revolutionen gelegt. Der Streit wegen des Zehenten in Thüringen, und der Markgraf Dedo von Meissen, gaben die erste Gelegenheit zu einem öffentlichen Kriege des Kaisers in Deutschland.

Er wollte die Thüringer, seinem Versprechen gegen den Erzbischof von Maynz gemäß, und damit er theils seine kaiserliche Macht zeigte, theils den Erzbischof sich bey künftigen Vorfällen ergeben machte, zur Abtragung des maynzischen Zehenten zwingen. Die Thüringer verbanden sich mit dem Markgrafen Dedo von Meissen, welcher verschiedne Güter von dem Kaiser nicht so gleich, wie er wünschte, zur Lehn bekommen konte. Als aber Heinrich mit einem Heere nach Thüringen im Anzuge war, baten die Thüringer durch eine Gesandtschaft um Friede, und die Verschonung des von Maynz gefoderten Zehenten. Heinrich gab ihnen den Frieden und Gnade, und zog gegen den Markgrafen Dedo, welcher nun zu schwach war, dem Kaiser zu widerstehen, und sich demselben unterwarf, gleichwol aber auf eine Zeitlang in die Gefangenschaft kam, bis er einige Güter abtrat.

Um diese Zeit gieng die Kaiserin Agnes, die Mutter Heinrichs aus Deutschland wieder nach Italien, wohin sie wider ihren Willen ihr Beichtvater, der Cardinal Damiani, rufte, weil man ihre Klugheit in den Rathschlägen, die sie ihrem Sohne, dem Kaiser gab,

zu Rom fürchtete, und der Pabst Alexander daraus für sich mit vielem Grunde nichts gutes vermuthete.

Inzwischen war schon zu Rom der erste Grund gelegt worden, den Kaiser wegen der Simonie in Anspruch zu nehmen. Er hatte sich endlich nach langer Gleichgültigkeit für den Pabst Honorius erklärt, welchem Agnes und Adelbert gewogen waren. Honorius aber konte in Italien nicht empor kommen, und starb bald. Alexander der Zweyte muste also ein geheimer Feind des Kaisers seyn, welcher es mit seinem Nebenbuhler gehalten hatte. Dazu kam, daß er ein Freund des Erzbischofs von Cöln war, welcher ihn immer unterstützt hatte; und eben dieser Erzbischof war dem Lieblinge des Kaisers, dem Erzbischoffe Adelbert, welcher itzt wiederum die ganze Regierung in Händen hatte, äusserst gram. Unter solchen Umständen machten die deutschen Prälaten selbst zuerst zu Rom die Bewegung über die Simonie rege. Der Pabst zog den Erzbischof Siegfried von Maynz und Bischof von Bamberg zur Verantwortung. Beyde waren angeklagt, daß sie durch unrechte Mittel zu ihren Würden gekommen wären. Sie musten nach Rom, und hier kostete es dem Bischoffe viel Geld, und dem Erzbischoffe viel Mühe, sich bey ihren Aemtern zu erhalten. Dieß war der erste Schritt, dem Kaiser künftig die Vergebung der geistlichen Beneficien streitig zu machen.

Der Kaiser hingegen wurde durch den Erzbischof Adelbert immer mehr in der Idee seiner unumschränkten Gewalt bestärkt, und nahm sich vor, dieselbe auch bey Ertheilung der geistlichen Aemter zu zeigen. Er würde glücklich gewesen seyn, wenn er nicht zu gleicher

Zeit im geistlichen und weltlichen unbegränzter Herr hätte seyn wollen. Er machte sich also Fürsten und Geistliche zu Feinden.

Ein gewisser Mann, Egino, von schlechter Herkunft, klagte um diese Zeit, im Jahre 1070, den Herzog von Bayern Otto bey dem Kaiser an, und behauptete, Herzog Otto stünde dem Kaiser nach dem Leben, und habe ihm, dem Egino oft angelegen, den Kaiser zu ermorden. Otto war der mächtigste Fürst in Deutschland nach dem Kaiser, und die Feinde des Kaisers breiteten daher aus, daß derselbe, um den mächtigen Herzog zu demüthigen, selbst eine solche Beschuldigung angestiftet habe, so unwahrscheinlich dieses auch war. Der Kaiser berief den Herzog, welcher alles leugnete, nach Maynz, und da er dahin nicht erscheinen wollte, gab er ihm noch sechs Wochen Frist, worauf er zu Goslar erscheinen, und durch einen Zweykampf mit seinem Ankläger seine Unschuld beweisen sollte. Es war zwar damals der Gebrauch, daß man oft bey Anklagen, die man leugnete, sich mit seinem Ankläger duellirte, und derjenige muste der schuldige seyn, welcher überwunden wurde. Man rechnete dieses so gar zu den Gottesurtheilen, und war einfältig genug, zu glauben, daß der von Gott verdamt sey, der der Faust seines Gegners nicht gewachsen war. Allein hier, bey dem Herzoge, hielt man es doch für unanständig, daß sich ein grosser Fürst mit einem schlechten Menschen schlagen sollte. Gleichwol war Otto dazu bereit, verlangte aber für sich auf dem Wege hin und her vom Kaiser Sicherheit. Diese konte er nicht erlangen, und darüber erheben alle Schriftsteller ihr Geschrey, oder ihren

ren Unwillen, als über eine grosse Ungerechtigkeit des Kaisers. , Sie dürften nur sich daran erinnern, daß bey solchen wichtigen privilegirten Duellen keine andre Sicherheit statt fand, als diejenige, welche die Faust gab. Siegte der Herzog, so war er eben dadurch als unschuldig erklärt; wurde er aber überwunden, so konte ihm der Kaiser nach der damaligen Sitte, keine Sicherheit geben. Otto wurde auf den Kaiser, der ihn auf Gott und seine Unschuld verwieß, mißtrauisch, und setzte sich in Verfassung der Vertheidigung, wenn er angegriffen werden sollte. Heinrich ließ hierauf die Sache durch Fürsten des Reichs, nach den damaligen Gesetzen gerichtlich untersuchen, und die fürstlichen Richter erklärten den Herzog Otto des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig, und des Todes würdig. So grausam dieses Urtheil war, so gerecht war es damals, und den Gesetzen gemäß. Otto verlohr dadurch sein Herzogthum, und Heinrich fiel mit einem Heere in Bayern ein, und verwüstete das Land. Indessen zog der schwächere Herzog Otto nach Thüringen, und verwüstete dort die kaiserlichen Kammergüter: von da zog er nach Sachsen. Heinrich zog eilig aus Bayern, um Goslar zu decken.

Unter diesen Umständen fiel Heinrich auf ein Mittel, seinen Endzweck wider den Herzog Otto mit schnellem Nachdrucke auszuführen, welches ihm der Erzbischof Adelbert rieth. Er brachte selbst den Schwiegersohn des Herzogs Otto wider ihn auf, und versprach ihm das Herzogthum Bayern, da er diese Bedingung foderte. Dieses wurde für die Folgezeit sehr merkwürdig. Der Schwiegersohn des Herzogs Otto war

Welf der Vierte, ein Prinz des italienischen Markgrafen Azo, und der Cunigunda, einer Erbtochter des alten welfischen Hauses. Welf der Vierte erhielt das Herzogthum Bayern, und wurde im Jahr 1071 der Stammvater desjenigen erhabnen Hauses, welches zu unsrer Zeit den Namen von Braunschweig und Lüneburg führt, und durch den Ruhm von mehr als sieben Jahrhunderten sich auf den höchsten Gipfel des fürstlichen Adels in ganz Europa geschwungen hat, indem es an Alterthum der Ehre mit einem einzigen Hause nur wetteifert, und keinem nachsteht.

Der Herzog Welf nahm Besitz von Bayern, indem der Kaiser den Herzog Otto in Sachsen beobachtete, welcher sich mit dem sächsischbillungischen Erbprinzen Magnus verband, und in der Verzweiflung das äusserste eines Treffens wagen wollte. Heinrich war ebenfalls dazu entschlossen, ließ sich aber nachher, da er schon in Begrif war, den Feind in seinem verschanzten Lager in Hessen anzugreifen, durch seinen Statthalter in Sachsen, den Grafen Eberhard von Nellenburg bereden, einen Waffenstillstand einzugehn, und die Sache der Entscheidung der Fürsten zu überlassen. Diese erfolgte zu Halberstadt (1071) also, daß Otto und Magnus, nebst seiner Parthey, sich dem Kaiser ergeben sollten. Beyde wurden, der Sicherheit wegen, in Gefangenschaft gesetzt, aus welcher Otto, nach einem Jahre, entlassen wurde.

In demselbigen Jahre (1071) entschied Heinrich die Streitigkeiten der Herzoge von Pohlen und Böhmen in der Stadt Meissen, wo beyde gegenwärtig waren, mit allem Nachdrucke der Majestät, die damals

noch das Oberhaupt der Deutschen über Pohlen und Böhmen ausübte. Auch Ungarn wollte sich Heinrich unterwürfig machen, und der König des Landes, Salomo, der Schwager Heinrichs würde leicht dazu gebracht worden seyn, ein Vasall des deutschen Kaisers zu seyn. Allein da Heinrichs Armee nicht stark genug war, muste er unverrichteter Sache den Rückweg nach Deutschland nehmen, wo ihn lauter Unruhen erwarteten.

Die Regierung Adelberts mißfiel Jedermann, und man nahm Gelegenheit, die Verleihung der geistlichen Aemter als lauter Ungerechtigkeiten und Simonien auszuschreyen. Zwar erhielten wirklich verschiedne für Geld geistliche Aemter: ein Abt, Rubert, kaufte die Abtey Reichenau um tausend Pfund Silber, und bewarb sich um die Abtey Fulda mit hundert Pfund Gold, allein dergleichen Ausschweifungen waren doch nicht so allgemein, wie man vorgab, und der Neid der Bischöffe war dabey am meisten wirksam.

Der neue Bischof Carl von Costnitz erfuhr diesen Neid zu seinem Unglücke. Seine Capitularen wollten ihn nicht annehmen, indem sie vorgaben, er sey durch Bestechung zu seiner Würde gelangt. Der Erzbischof von Maynz selbst arbeitete ihm entgegen, und der Pabst, Alexander der Zweyte, verbot ihn einzuweyhn. Der Erzbischof von Maynz hielt eine Synode zu Maynz, auf welcher er die Rechtmäßigkeit des neuen Bischofs untersuchte. Heinrich wollte dem Pabste und Erzbischoffe durch den Sinn fahren, und kam selbst nach Maynz. Allein seine Gegenwart war dennoch nicht vermögend, die Sache durchzusetzen; inzwischen, um den Eingriffen des Pabstes zuvorzukommen, ernannte

er so gleich einen Domherrn von Goslar zum Bischoffe von Costnitz, und der muste ohne Umstände eingewenht werden. So behauptete Heinrich seine Rechte; aber der Pabst ward darüber so unwillig, daß er den Kaiser nach Rom citirte, um sich wegen der Beschuldigungen der Simonie in Vertheilung der geistlichen Aemter zu verantworten; ein grosser Schritt zu der bald hernach ausbrechenden Anmassung des römischen Hofes.

Bald darauf starb der getreue Liebling des Kaisers, der Erzbischof Adelbert, und befriedigte den Haß gegen sich nun durch seinen Tod, den er durch sein Leben nie hatte befriedigen können. Es bleibt für ihn ein beständiger Ruhm, daß er gegen den Schwarm seiner Feinde sich zu erhalten wuste, und das Ansehn des Kaisers immer aufrecht erhielt. Man sagte, er verführe den Kaiser: gleichwohl waren seine Sitten so strenge und keusch, als die Sitten derjenigen unkeusch waren, die da sagten, er verführe den Kaiser.

Niemand empfand über den Tod des erzbischöflichen Ministers mehr Zufriedenheit, als Hanno, der Erzbischof von Cöln. Dieser strebte nach der lediggewordnen Stelle, aber er wollte gebeten seyn. Heinrich ertheilte sie ihm auf Zureden der Reichsfürsten, und hofte das Mißvergnügen derselben durch diesen beliebten Minister zu heben. Aber die Grundsätze des Hanno waren von denen, die Adelbert dem Kaiser eingeprägt hatte, zu sehr abweichend, um langen Beyfall zu behalten. Zwar anfänglich gieng es ganz gut; allein ehe ein Jahr um war, wurden der Kaiser und der Erzbischof einander überdrüßig. Dieser bat um die Entlassung von seinem Amte, und jener gab sie mit Freuden.

Von dem Ausbruche eines neuen innerlichen Krieges hielt den Kaiser seine Mutter ab. Der Herzog Rudolph von Rheinfelden in Schwaben kam in den Verdacht eines Anschlags wider den Kaiser, und wurde an den Hof deswegen berufen. Ob er sich aber gleich für völlig unschuldig hielt, so wollte er doch nicht erscheinen, da ihn das Beyspiel des Herzogs Otto von Bayern furchtsam machte. Er wandte sich an die Kaiserin Mutter, Agnes, die zu Rom mit Fasten und Beten ihre Zeit hinbrachte, und deren Prinzeßin Tochter er, wiewohl nur kurze Zeit zur Gemahlin gehabt hatte. Agnes, die schon einige Streiche der Klugheit, während ihres Aufenthalts zu Rom, in Deutschland zum Besten ihres Sohnes ausgeführt hatte, erschien wiederum in Deutschland, verglich den Kaiser und Herzog mit der ihr eignen Kunst, und reißte nach diesem vollführtem Endzwecke ohnverzüglich nach Rom zurück.

Heinrich wurde um diese Zeit ganz Soldat, und indem er zur Ausführung seines schon lange angelegten, und von seinem Vater schon entworfnen Plans einer unumschränkten kaiserlichen Gewalt eilte, so eilte er zugleich seinem Schicksale entgegen, welches sein Leben nunmehr zu einem beständigen Trauerspiele machte. Diese Periode fieng sich im Jahre 1073 an.

Er richtete seine Absicht auf Sachsen und Thüringen, welche Länder er sich zu unterwerfen trachtete. Beyde Völkerschaften waren schon längst gegen ihn erbittert; sein Vater hatte sie schon gedrengt, und er den Haß gegen sein Haus vermehrt. Um seine Absichten zu erreichen, ließ er in Sachsen und Thüringen Festungen anlegen, und da seine Soldaten nicht allemal ge-

hörigen Unterhalt hatten, behalfen sie sich mit Plündern. Die Unterthanen musten schanzen. Dergleichen Anstalten fehlten nur noch, um den Unwillen in tödtlichen Haß, und den Ausbruch eines innerlichen Krieges zu verwandeln.

Heinrich schien einen Krieg zu wünschen, und betrachtete ihn als die beste Gelegenheit, seine Absichten auf Sachsen und Thüringen auszuführen. Er sah aber nicht vorher, wie stark seine Gegenparthey werden würde, und wie gefährlich die ganze Sache für seine Krone sey. Er fieng so gar den alten Streit wegen des Zehenten in Thüringen itzt wieder an; er ließ eine Synode zu Erfurt halten, und auf derselben dem Erzbischoffe von Maynz den Zehenten zueignen. Dadurch machte er sich einen Erzbischof geneigt, aber zwey mächtige Aebte und ein ganzes Land zu Feinden. Die Aebte von Fulda und Hirschfeld, welche viele Güter in Thüringen hatten, wollten sich zur Abtragung des Zehenten an Maynz nicht verstehen. Sie und die Thüringer wollten nach Rom appelliren. Heinrich verbot es, und schwur, einen jeden Appellanten nicht nur hinrichten, sondern auch seine Güter so verheeren zu lassen, daß durch Jahrhunderte die Merkmale davon bleiben sollten. Dieß hieß zu sehr Soldat, und zu wenig Kaiser seyn. Die Thüringer machten mit den, wegen der neuangelegten Festungen mißvergnügten Sachsen einen Bund wider ihn. Verschiedne Bischöffe traten auf ihre Seite. Der Pabst zu Rom unterhielt das Feuer der Zwietracht, und Heinrich sah nun von allen Seiten Feinde wider sich aufstehen.

Es entstand eine Conföderation im Reiche wider den Kaiser, welcher die mächtigsten Fürsten in Sachsen und Thüringen beytraten. Die Ursachen des Mißvergnügens, welche wir eben angeführt haben, machten die mehrsten Fürsten furchtsam. Man sah den Plan Heinrichs, Sachsen und Thüringen sich zu unterwerfen, bald ein, und ergrif die äussersten Mittel, diesen wichtigen Schritt zur Souverainität des Kaisers zu hemmen. Zu den Ständen von Sachsen traten die mißvergnügten Thüringer, der Bischof Buco von Halberstadt, der Erzbischof von Magdeburg, die Bischöffe von Hildesheim, Minden und Paderborn, und der Herzog Otto, welcher, wie wir vorher erzählt haben, Bayern verlohren hatte.

Heinrich, noch fest entschlossen, die Sachsen zu bezwingen, ehe sie zu mächtig würden, gab vor, einen Feldzug nach Pohlen zu unternehmen, und in diesem Reiche die Rechte des Kaisers mit den Waffen auszuführen. Unter diesem Scheine suchte er eine gute Armee aufzubringen, und selbst die sächsischen Stände musten, wenn der Kaiser mit Pohlen Krieg führte, Truppen geben. Allein der Aufruhr brach früher aus, als es Heinrich vermuthete. Man nahm besonders Gelegenheit, über die Festungen, die er in Sachsen anlegen ließ, und deren Besatzung allerley Unordnungen begiengen, und über die noch fortdauernde Gefangenschaft des sächsischen Prinzen Magnus, welcher bey der vorigen Empörung sich hatte ergeben müssen, die nachdrücklichsten Beschwerden zu führen. Diese Beschwerden konte Heinrich nicht abstellen: die Anlegung der Festungen, und die Gefangenschaft des Prinzen Magnus

nus waren die Grundlage seines Projekts wider die Sachsen. Er begegnete daher zu Goslar ihren Abgeordneten hart: er konte ihr Begehren nicht verwilligen. Hierbey entfuhren ihm einige unüberlegte Worte wider die Sachsen, welche er als Leute betrachtete, die nicht von so edler Geburt, wie die Franken und Schwaben wären. Dieß würkte mehr, als die Verweigerung selbst. Der Nationalstolz, oder vielmehr der Provinzialstolz, der bis itzt noch nicht in Deutschland abgeschaft ist, brachte fast alles in Sachsen auf. Siebenzigtausend Sachsen waren geschwinde beysammen. Die erste Unternehmung war, daß sie alle die verjagten, welche nicht in ihr Bündnis treten wollten. Die Bischöffe von Osnabrück, Zeitz und Bremen erfuhren dieses Schicksal, und suchten bey dem Kaiser in Goslar Schutz, der sich selbst nicht beschützen konte.

Er fand nicht für rathsam, die empörten Truppen in Goslar zu erwarten. Er hatte itzt kein Heer beysammen. Er begab sich auf das feste Schloß Harzburg. Von hier aus pflog er mit den Sachsen Unterhandlungen. Sie hatten alle Zugänge zu dem Schlosse besetzt, und der Kaiser war so gut wie belagert. Sie verlangten so viel, als ihnen ihre überlegne Macht eingab. Auch die Maitressen des Kaisers wurden dabey nicht vergessen, und ihre Abdankung verlangt. Heinrich stand in der grösten Gefahr, den Gesetzen derjenigen unterworfen zu werden, die er vor kurzen Sklavenkinder genant hatte. Er muste nothwendig entfliehen; aber dieß eben war Lebensgefahr. Indessen hatte er Kühnheit genug, es zu versuchen. Er entkam glücklich durch Verstellung, indem die Feinde immer noch

glaub-

glaubten, daß er auf dem Schlosse wäre. Wenige Getreue begleiteten ihn. Ihre Reise war fast abendtheuerlich. Sie irrten in den dicksten Wäldern drey Tage und drey Nächte herum, hungrig und durstig, ohne die Wege zu kennen, bis sich endlich am vierten Tage ein Jäger fand, der ihnen den Weg zeigen konte. So kam der Kaiser endlich nach Eschwege, und von da eilte er an den Rhein, wo er theils Hülfe suchen wollte, theils schon diejenigen erwartete, die zu dem Feldzuge nach Pohlen sich dort sollten versammelt haben. Es fanden sich verschiedne Stände des Reichs bey ihm ein. Sie versprachen ihm Hülfe, aber sie wünschten weit mehr, daß ein Friede vermittelt würde, und zeigten gar bald, wie wenig ergeben sie dem Kaiser wären, indem sehr wenig Volk erschien.

Unterdessen hatten die Sachsen die kaiserlichen Festungen angegriffen. Der Onkel des gefangnen Prinzen Magnus, Graf Hermann, belagerte Lüneburg, und nöthigte die Besatzung, welche keine Lebensmittel hatte, sehr bald zur Uebergabe. Die Thüringer griffen ebenfalls die kaiserlichen Güter an, und sengten und brennten. Gleich zuerst muste Heinrich dem gefangnen Prinzen Magnus die Freiheit wiedergeben, da die Sachsen drohten, die ganze Besatzung von Lüneburg, unter welcher der Liebling des Kaisers, der Graf von Nellenburg war, hinrichten zu lassen. Die Fürsten und Bischöffe des Reichs, auf welche Heinrich Rechnung gemacht hatte, bezeigten nicht den Eifer, den er erwartet hatte. Er sah sich ohne hinlängliche Macht, den aufrührerischen Sachsen Widerstand zu leisten. Er gerieth in Angst.

Eben dieses Jahr 1073 bereitete ihm von einer andern Seite her Unruhen; solche Unruhen, welche ihn bis an seinen Tod unaufhörlich in Verwirrung brachten. In eben diesem Jahre schwang sich, nach dem Tode Alexanders des Zweyten, der Cardinal Hildebrand auf den päbstlichen Stuhl. Die Wahl dieses Pabstes war an dem Begräbnistage des vorigen, ohne alle kaiserliche Genehmigung geschehen. Heinrich kannte die Rechte des Kaisers, welche noch sein Vater zu Rom mit allem Nachdrucke der Majestät behauptet und bestätigt hatte. Man wuste zu Rom gar wohl, daß ohne der Genehmigung des Kaisers kein Pabst erwählt werden durfte, und man furchte sich auch für der kaiserlichen Macht. Aber eben was man fürchtet, sucht man mit List zu schwächen. Heinrich schickte den Grafen von Nellenburg nach Rom, welcher den neuen Pabst über die unregelmäßige Wahl zur Verantwortung zog. Dieser schlaue und arglistige Mann aber nahm den Grafen mit seiner Höflichkeit ganz ein. Er versicherte, daß er diese Würde nie aus Ehrgeitz gesucht, daß ihn die Römer freywillig, ja sogar wider seinen Willen gewählt, daß er aber die Einweyhung nicht angenommen habe, weil die Genehmigung des Kaisers gefehlt, und daß er auch nicht eher sich einweyhen lassen wolle, bis die kaiserliche Genehmigung erfolgt seyn würde. Eine solche Ergebenheit betrog den guten Grafen von Nellenburg und den Kaiser. Zwar warnten ihn verschiedne, die den Cardinal Hildebrand kanten, und selbst der Kanzler des Kaisers in Italien, der Bischof von Vercelli. Allein, demohnerachtet muste dieser Bischof selbst, auf des Kaisers Befehl, den neuen Pabst einweyhen,

weyhen, der den Namen Gregor der Siebente annahm, und der ärgste aller Feinde des Kaisers wurde.

Man tadelt den Kaiser insgemein, daß er durch diese Einwilligung seinen Feind erhoben, zumal da er vorher gewarnt worden sey. Man würde in der Welt weit weniger tadeln, wenn man die Umstände kennte, oder kennen wollte, unter denen das Tadelhafte geschah. Im Jahr 1073, da eben der Aufruhr der Sachsen ausgebrochen war, da eben Heinrich Mittel suchte, seine Feinde mit Krieg zu demüthigen, da der gröste Theil von Deutschland wider ihn aufstand; zu dieser Zeit konte Heinrich warlich nicht eine Armee nach Rom führen, um dort einen erwählten und beschützten Pabst vom Stuhle zu stossen. Hätte er aber seine Einwilligung nur überhaupt verschoben, so würde Hildebrand gewiß nicht lange gewartet haben, sich als einen offenbaren Feind des Kaisers zu beweisen. Dazu kamen die Bewegungen wegen der Simonie, die schon der vorige Pabst angefangen hatte, und die itzt dem neuen die beste Gelegenheit gegeben hätten, sich in die deutschen Unruhen zu mischen. Das wollte Heinrich nicht: er muste also gegen den neuerwählten Pabst gelinde verfahren, und ihn bestätigen. Hildebrand betrog; aber so wie der boshafte Lügner den ehrlichen feinsten Staatsmann betrügt. Heinrich verdient nicht Tadel: Hildebrand Abscheu der Nachwelt.

Hildebrand, als Pabst, Gregor der Siebente, hatte kaum seine geistliche Würde vom Kaiser bestätigt erhalten, als er sich vornahm, die geistliche Gewalt ganz von der weltlichen Oberherrschaft zu trennen, und diese jener vielmehr zu unterwerfen. Seine Standhaftigkeit,

tigkeit, seine Unbiegsamkeit, auch in den widrigsten Vorfällen, gaben seinem Vorhaben Nachdruck, und seine äusserliche Scheinheiligkeit verblendete den Pöbel, und die Damen. Unter den letztern gewann er die Kaiserin Agnes, die dem geistlichen Vater getreuer war, als dem weltlichen Sohne, und die mächtige Markgräfin Mathildis, die ihre Vergehungen mit der Gunst des Pabstes zu bedecken suchte. Es war sonderbar, daß zu gleicher Zeit die zwey ersten Personen der damaligen Welt, der erste im geistlichen, und der erstre im weltlichen Stande, beyde nach der Souverainität strebten. Beyde waren in ihre Idee der alleinigen Oberherrschaft bis in den Tod verliebt; beyde hitzig, ehrgeitzig, und bis ans Ende einander gehäßig. Heinrich war jünger, und folglich in seinen Leidenschaften behender, Hildebrand schlau, aber desto hartnäckigter: jener verwegen, dieser grausam: beyde führten in der Folge mit einander Krieg, und suchten einander um Ehre und Leben zu bringen, aber Heinrich, als Held, und Hildebrand als Bösewicht.

Eben erhielt dieser neue Pabst mit der Einweyhung vom Kaiser die Gelegenheit, ihm zu schaden, als die sächsischen Unruhen immer gefährlicher wurden. Da Heinrich sich der Macht der Hülfe, die zur Demüthigung der Sachsen erfodert wurde, beraubt sahe, da selbst die Fürsten und Bischöffe am Rheine ihn nicht gehörig unterstützten, so bat der Kaiser die Erzbischöffe von Maynz und Cöln, einen Frieden zu vermitteln. Allein jener hielt es ins geheim mit den Sachsen, und dieser erschien gar nicht einmal zu Corvey, wohin ihn der Kaiser beschieden hatte. Inzwischen muste der

Erzbi-

Erzbischof von Maynz wenigstens den Schein annehmen, daß er auf der Seite des Kaisers wäre, und schlug daher eine Zusammenkunft mit den mißvergnügten Sachsen zu Gerstungen, einem Städtchen in Thüringen vor, auf welcher man die Streitigkeiten beyzulegen suchen wollte.

Die versammelten Fürsten zu Gerstungen, an statt einen Frieden zu stiften, verbanden sich vielmehr insgesamt wider den Kaiser. Man brachte in Vorschlag, einen neuen Kaiser zu wählen, weil bey dem gegenwärtigen kein Friede zu hoffen wäre. Die Sachsen brachten wider Heinrichen eine Menge von Beschuldigungen vor. Daß er Festungen in ihrem Lande angelegt, daß er ihre Nation zu unterdrücken gesucht habe, waren die ersten Beschuldigungen, und diese konten sie mit Recht vorbringen. Daß er aber seiner Gemahlin nicht so begegnete, wie er wohl sollte, daß er gegen seine Schwester, die Aebtißin zu Quedlinburg nicht wohl gehandelt, und daß er sich Maitressen hielte, gieng die Sachsen nichts an. Gleichwol glaubten sie, und besonders die geistlichen Fürsten, daß sie in allen diesen Dingen die Hofmeister des Kaisers seyn müsten, und der Irrthum hatte dießmal keine geringere Folge, als daß man beschloß, den Kaiser Heinrich vom Throne zu entsetzen, und einen neuen Kaiser zu erwählen, welches der Herzog von Schwaben, Rudolph, seyn sollte.

Von dieser Zeit an wird Heinrich der Held eines langwierigen Trauerspiels, der unglücklichste, bedaurungswürdigste Fürst, nicht ohne Fehler, besonders in Absicht der Wollust, aber desjenigen Schicksals nicht werth, welches ihn nun von allen Seiten her bestürmt,

und

und dem seine grosse Seele doch nicht unterliegt, bis der Körper bricht. Die simpelste Erzählung seiner Unfälle ist hinreichend, Bewundrung und Mitleid zu erwecken.

Unter dem Scheine, daß die sächsischen Unruhen sich nicht sogleich stillen liessen, wurde eine neue Fürstenversamlung auf Weyhnachten, zu Cöln veranstaltet, auf welcher die Sachsen sich unterwerfen sollten. Allein das Vorhaben, einen neuen Kaiser zu wählen, konte so unbekant nicht bleiben. Heinrich suchte wider sein Reich auswärtige Hülfe. Er verband sich mit dem Könige Sveno von Dännemark, welcher ihm mit einer Flotte zu Hülfe kommen sollte, und dafür die Versprechung des Königreichs der Obotriten, einer wendischen Nation, erhielt: er erschien in der Folge, konte aber doch nichts ausrichten. Ausserdem suchte Heinrich die Lutizier, eine andre wendische Nation, an den sächsischen Grenzen, in der heutigen Mark Brandenburg, wider die Sachsen, die sie ohnehin haßten, in die Waffen zu bringen. Er schickte Gesandten an sie, und versprach ihnen viel Geld, wenn sie die Sachsen, ihre alten Feinde, mit Krieg überziehen würden. Die Sachsen erfuhren es, schickten zu den Lutiziern, und versprachen ihnen noch mehr Geld, wenn sie stille seyn, und keinen Krieg anfangen würden. Darüber geriethen die Lutizier selbst mit einander in Krieg. Einige wollten die kaiserliche, andere die sächsische Parthey ergreifen; endlich ergriffen sie die Parthey wider einander selbst, und brachten sich unter einander selbst so lange um, bis sie ganz unfähig waren, auswärtige Kriege zu führen. Lambert von Aschaffenburg, ein gleichzeiti-

zeitiger Schriftsteller versichert, daß viele tausend Lutizier umgekommen wären.

Ehe noch die Versamlung zu Cöln erfolgte, erklärte sich der Herzog Rudolph von Schwaben, eben der, welcher zum Kaiser bestimt war, wider Heinrichen öffentlich. Er behauptete, daß ihm Heinrich nach dem Leben getrachtet habe, und zu Würzburg habe wollen ermorden lassen. Heinrich erschrack über die Frechheit dieses Vorgebens, und betheuerte, daß er an jenes Verbrechen nie gedacht, sondern alles eine Erfindung des Herzogs sey, um mehr Gelegenheit zu haben, nach der Krone von Deutschland zu streben. Er erbot sich so gar, nach der Weise der damaligen Zeiten, seine Unschuld durch ein Duell mit dem Herzoge zu beweisen, welche Art der Rechtfertigung damals für die gerechteste gehalten wurde. Aber bey Heinrichen, und gegen ihn war nichts gerecht. Die ganze Beschuldigung kam von einem Vertrauten des Kaisers her, mit Namen Regingern, welcher dem Kaiser untreu geworden war. Ein bessrer Vertrauter des Kaisers, Ulrich von Cosheim, erbot sich, Regingers Verläumdung, durch ein Duell selbst mit ihm, zu widerlegen, aber Herzog Rudolph wollte es nicht so gleich zugeben. Indeß starb Reginger eines elenden Todes, und der Kaiser blieb verhaßt, so wie man nun anfieng allenthalben von ihm einen üblen Ruf und die niederträchtigsten Gerüchte auszustreuen. Seine Feinde vermehrten sich dadurch, und er sah nirgends Hülfe, als in seiner eignen Herzhaftigkeit.

Die Sachsen hingegen griffen indessen alle seine Schlösser, Festungen und Güter an, belagerten, verwüsteten und plünderten. Zu gleicher Zeit drangen sie

bey den Fürsten am Rhein, und besonders dem Erzbischoffe von Maynz darauf, daß ein neuer Kaiser erwählt würde. Der Erzbischof berief nun eine Versammlung nach Maynz, und auf dieser sollte Heinrich seines Throns entsetzt werden.

Heinrich eilte mit einem Heere dem Vorhaben entgegen zu kommen. Seine Beschwerlichkeiten hatten ihn so entkräftet, daß er in eine gefährliche Krankheit verfiel, und seine Feinde sich über seinen vermutheten Tod schon freuten. Er war aber kaum wieder einigermaassen hergestellt, als er mit seinen Truppen, im härtesten Winter, nach Worms rückte, wo er mit vieler Freude aufgenommen wurde, so daß der Bischof daselbst, sein Feind, des Lebens nicht sicher war, und entweichen muste. Seine Annäherung gegen Maynz hintertrieb die verderblichen Anschläge wider ihn. Es erschienen nur wenige Fürsten, und an die Wahl eines neuen Kaisers war nicht zu denken. Heinrich brachte es vielmehr dahin, daß er eine Unterredung mit einigen Fürsten zu Oppenheim halten konte, und auf derselben versöhnte er sich so gar mit dem Herzoge Rudolph von Schwaben. Durch diesen meisterhaften Streich, den er mitten im Unglücke ausführte, brachte er die Erzbischöffe von Maynz und Cöln wieder auf seine Seite, oder nöthigte sie vielmehr, ihrem rechtmäßigen Herrn beyzustehen, da der unrechtmäßige, Rudolph, es nicht weiter seyn wollte.

Gleichwol war das Schicksal des Kaisers immer noch verdrießlich und gefährlich. Die Sachsen fuhren fort, seine Schlösser zu belagern. Kaum konte er seine Gemahlin retten, die zu Bockenrodt auf der Festung

 saß,

saß, und gleich darauf im Kloster Hirschfeld einen Prinzen, Conrad, gebahr. Er sammelte inzwischen mit unbeschreiblicher Mühe ein Heer zusammen, welches er den Sachsen entgegen stellen konte.

Durch die Bemühungen der Bischöffe von Maynz und Cöln, welche er mit den höchsten Bitten sich ergeben gemacht hatte, wurde eine vorläufige Unterhandlung mit den Sachsen zu Corvey gehalten. Der vollkommne Vergleich sollte zu Frizlar im Februar des Jahrs 1074 auf einem allgemeinen Reichstage zu Stande gebracht werden. Allein der Kaiser konte es nicht länger ansehen, daß indessen die Sachsen mit den Belagerungen und Verwüstungen seiner Schlösser nicht inne hielten, und seine Soldaten tödteten. Er entschloß sich, das äusserste zu wagen, und lieber sein Leben mit Ehre, als seine Leute mit Schande zu verlieren.

Er rückte mit wenigem Volke, aber entschlossnem Muthe, in der strengsten, härtesten Kälte, den Feinden entgegen, bis an den Fluß Werra. Er fand ein Heer von vierzig tausend Sachsen vor sich, auf der andern Seite des Flusses. Unvermögend mit dieser Menge sich einzulassen, gieng er nach Hirschfeld, und der Abt dieses Klosters übernahm es, als Gesandter des Kaisers mit den Sachsen neue Friedensunterhandlungen zu pflegen. Sie waren williger, als man vermuthet hatte; denn die Kunst des Kaisers hatte ihre Ligue durch den Abtritt Rudolphs, und der Erzbischöffe von Maynz und Cöln geschwächt. Sie schlugen verschiedne Bedingungen vor, unter denen einige unbillig waren. Der Kaiser sollte nicht immer in Goslar seyn, sondern im Reiche herumreisen. Er sollte seine Mai-

tressen

treffen abschaffen. Solche Bedingungen mißfielen dem Kaiser. Er brach die Unterhandlung ab. Inzwischen war selbst unter den Sachsen Uneinigkeit entstanden, die sich aber geschwinde damit endigte, daß Otto, der ehmals entsetzte Herzog von Bayern, die Kaiserkrone annehmen sollte. Diesen Schritt durfte Heinrichs Klugheit nicht zulassen. Auch war seine Armee zu schwach, eine Schlacht so gleich zu wagen. Er fieng also wieder an zu unterhandeln, und versprach, die vorgeschlagenen Bedingungen einzugehn. So wurde ein Vergleich geschlossen, und Heinrich zog von den befriedigten Sachsen freundschaftlich begleitet, mit ihnen nach Goslar. Hier sollte der völlige Friede geschlossen werden.

Heinrich hatte zwar die vorgeschlagenen Punkte der Sachsen genehmigt, allein aus Furcht, und um aus der Klemme zu kommen. In Goslar schöpfte er neuen Muth. Er suchte allerhand Ausflüchte in Absicht der Bedingungen: er verschob die Sachen in die Länge. Er erwartete den Beystand seiner Getreuen. Die Sachsen hingegen, viel zu aufgebracht, um lange zu warten, vermehrten ihre Truppen vor Goslar, und da Heinrich durch seine Gesandte ihnen nicht so gleich alles, wie sie wollten, zugestand, so zogen sie in Goslar ein, und auf den kaiserlichen Pallast selbst loß. Heinrich war unvermögend, sich gegen die Menge zu vertheidigen. Er gieng, gezwungen, einen Frieden ein, davon ihm nicht ein einziger Punkt erträglich schien.

Die Friedensartikel waren, seine neue Festungen zu schleifen, den Herzog Otto, und alle Entsetzte zu restituiren, den Erzbischöffen von Maynz und Cöln, und dem Herzoge von Schwaben völlige Amnestie zu geben,

die Freyheit der Nation künftig unangetastet zu lassen, nicht immer in Goslar zu sitzen, sondern im Reiche herum zu reisen, Kirchen und Klöster, Wittwen und Waysen zu beschützen; seine Maitressen abzuschaffen, und dafür seine Gemahlin anzunehmen.

Man kan leicht erachten, daß Heinrich diese Bedingungen nur bey gezückten Schwerdtern zu halten in willens war, und daß er eine Gelegenheit, sie zu vernichten, eifrigst wünschte. Indessen hatte seine erzwungne Nachgiebigkeit die Sachsen, und besonders den Pöbel, nur noch wilder gemacht. Die sächsischen Rotten schleiften die kaiserlichen Festungen mit Ungestüm, und verwüsteten alles. Besonders übten sie in Harzburg die schrecklichsten Gewaltthätigkeiten aus, zerstörten die Kirchen, Altäre, Reliquien, Gräber, gruben des Kaisers Sohn und Bruder, die dort begraben waren, aus, die ihnen noch mit Noth entrissen wurden, und machten Harzburg zur schrecklichsten Einöde. Diese grausamen Frechheiten entrüsteten den Kaiser aufs neue, und beförderten seinen Entschluß, sich wegen des erzwungnen Friedens aufs schärfste zu rächen.

Eben zu dieser Zeit erschien eine päbstliche Gesandtschaft in Deutschland, welche die Simonie des Kaisers und seiner Minister untersuchen, und den Cälibat der Priester einführen sollte. Unter dieser Gesandtschaft befand sich selbst die Mutter des Kaisers Agnes. Sie wurde aber nicht einmal zu ihm gelassen, indem die päbstliche Gesandtschaft vorher verlangte, daß sich der Kaiser wegen der zu Rom wider ihn vorgebrachten Beschuldigung rechtfertigen sollte. Er hingegen klagte bey dieser Gesandtschaft die aufrührerischen Sachsen

sen an, welche Kirchen und Heiligthümer verunehrt, und Todte ausgegraben hatten, und verlangte die Bestrafung dieser Verbrecher. Da die Gesandtschaft aber, ehe sie daran denken wollte, vorher mit ihm richtig seyn wollte, und er von der Simonie frey zu seyn glaubte, überhaupt aber die verdrießlichen römischen Gäste entfernt zu sehen wünschte, so zeigte er hierbey abermals die ihm so gewöhnliche Herzhaftigkeit und das Bewustseyn seiner Majestät. Er verwarf den Vorschlag der päbstlichen Gesandtschaft, in Deutschland eine Synode zu halten, als etwas ungewöhnliches und unerhörtes. Er ließ ihr vorstellen, daß so etwas den deutschen und nicht den römischen Prälaten zukäme; und die päbstliche Gesandtschaft muste Deutschland verlassen, ohne eine Synode zu halten, ohne das geringste ausgerichtet zu haben, selbst ohne den Kaiser gesprochen zu haben. Heinrich hatte die deutschen Prälaten durch ihr eigen Interesse auf seine Seite zu bringen gewust, und sie, mit dem Kaiser verbunden, gaben nicht zu, daß italienische Priester in Deutschland Synoden hielten.

Das war nun wohl ganz gut; aber der Haß des Pabstes ereiferte sich eben dadurch wider den Kaiser desto mehr, und die arglistige Politik eines Hildebrands fand bey den deutschen Verwirrungen endlich Gelegenheit genug, den Plan der Nachsucht auszuführen. Ueberhaupt suchte Gregor der Siebente alle noch so geheimen Mittel zur geistlichen Oberherrschaft des Pabstes hervor. Das feinste, unschuldigst scheinende, und dabey allerwirksamste Mittel war der Cälibat der Priester. Nichts schien der apostolischen Heiligkeit gemässer, als daß alle Geistlichen keusch, und so gar ohne Weiber

wären. Nichts war zugleich fähiger die Macht des Pabstes zu erhöhen, als eben dieses. Wenn die Geistlichen Weiber und Familien hatten, so waren sie, wenigstens der letztern wegen, immer noch der Rache des Kaisers bloß gestellt, so musten sie immer noch, wenigstens für ihre Kinder, die Gunst des Monarchen suchen. Aber ehelos, ohne Familie, und in Absicht ihrer Person selbst allein dem Pabste unterworfen, so waren sie nichts als blosse Creaturen des Pabstes, und seine geschmeidigsten Werkzeuge. Die Vergebung der geistlichen Aemter, die eben zugleich itzt Gregor verlangte, indem er vorgab, daß die Layen nicht fähig wären, von der Würdigkeit geistlicher Personen zu urtheilen; dieses war die zweyte Springfeder der gregorianischen Politik. So baute er das gigantische Gebäude der Hierarchie auf, welches ein halbes Jahrtausend hindurch stehen blieb. Es ist sonderbar, daß die Deutschen, zu unsers Heinrichs Zeiten, den Grund zu diesem Gebäude, und zwar durch Unruhen legten, und eben die Deutschen dieses Gebäude, wiederum durch Unruhen, fünf Jahrhunderte darauf erschütterten und untergruben.

Da die Synode durch die päbstlichen Gesandten in Deutschland, nicht hatte können nach dem Willen des Pabstes gehalten werden, so trug er dem Erzbischoffe von Maynz die Sache auf, und dieser hielt eine Synode zu Erfurt, auf welcher die Priesterehe abgeschaft werden sollte. Das päbstliche Verbot der Priesterehe kam den deutschen Prälaten, als Wahnwitz vor: (vesani dogmatis esse wie Lambert sagt) da aber der Erzbischof, auf päbstlichen Befehl diejenigen mit dem Banne bedrohete, welche das Eheverbot nicht anneh-

men würden, so entstand unter der Geistlichkeit ein solcher Aufruhr, daß man beschloß, den Erzbischof abzusetzen, oder zu ermorden, ehe er den Bann aussprechen könnte, und er muste einen gelindern Ton annehmen. Gleichwol hatte er alles so wider sich erbittert gemacht, daß bald hernach ein neuer Aufruhr entstand, die Synode sich zerschlug, und er selbst, der Erzbischof, mit Hülfe der Wache kaum noch aus Erfurt entfliehen konte. Aber der steife unbewegliche Sinn des Pabstes ließ dennoch nicht ab, sein Vorhaben auszuführen, und so wohl die Priesterehe, als die Verleihung der geistlichen Beneficien zu verbieten. Die Zeitumstände begünstigten in der Folge seine Endzwecke.

Unter den Eingriffen des Pabstes in die Rechte des Kaisers, und bey dem ersten Einbruche der hildebrandischen Bosheiten wurde der Friede mit den Sachsen geschlossen, und zugleich die Gelegenheit zum neuen Kriege durch die Gewaltthätigkeiten der übermüthigen Sachsen gegeben. Heinrich nahm sich mit allem Ernste vor, diese Feinde völlig zu demüthigen, inzwischen alles vom Pabste zu erdulden, und wenn er die Sachsen und Thüringer besiegt hätte, alsdenn auch dem Pabste den ganzen Nachdruck der kaiserlichen Majestät fühlen zu lassen. Muth hatte er genug; auch anfänglich Glück, aber der Beschwerden waren am Ende zu viel, und das Glück versagte den Dienst.

In eben dem Jahre 1074, als er mit den Sachsen den Frieden eingehn muste, unternahm er einen Feldzug nach Ungarn, zum Besten des Königs Salomo, welcher seine Schwester zur Gemahlin hatte, und vom Joas, dem Prinzen des Belus in drey Schlach-

ten überwunden, und verjagt worden war. Allein er war nur nach Regensburg gekommen, als ihn ein ausgebreitetes Gerücht an den Rhein zurückrufte. Man hatte ausgebreitet, der König von England, Wilhelm sey mit einer Flotte unterwegens, um zu Aachen die Kaiserkrone von Deutschland zu erhalten. Das Gerücht war falsch, und der Erzbischof von Cöln sollte der Urheber der Ankunft des Königs von England gewesen seyn. Dieser staatskluge und unternehmende Prälat wuste sich bald bey dem Kaiser zu entschuldigen, oder vielmehr, es wurde ihm leicht, die Vergebung eines Herrn zu erlangen, der zu schwach war, einen Erzbischof zu demüthigen. Indessen erfuhr der Erzbischof bald darauf eine Rebellion des Pöbels, bey welcher er kaum das Leben erhielt, sich aber durch Grausamkeit rächte, und die Häuser der Bürger plündern ließ. Er hatte das Unglück dafür, daß die Stadt Cöln eben so eifrig dem Kaiser ergeben wurde, als er ihm abgeneigt war. Nicht lange hernach starb dieser wichtige und arglistige Feind des Kaisers, der ihm von seinem sechsten Jahre an das Leben beschwerlich gemacht hatte. Hanno machte durch Ränke sich berühmt, und hinterließ zu Cöln und im Reiche ein verhaßtes Andenken. Sein Tod machte in Heinrichs Leben eine neue Glücksveränderung. Cöln erhielt von Heinrichen eine kaiserliche Creatur zum Erzbischof, einen Canonicus von Goslar, Hildolphen, einen gemeinen schwachen Mann, von dem nichts zu befürchten war, und der Kaiser war itzt dem Pabste gefährlicher, als jemals, so lange Hanno gelebt hatte.

Ein Glück komt öfters nicht allein. Heinrich brachte itzt einen mächtigen Beystand wider die Sachsen zusammen. Selbst Herzog Rudolph, der im vorigen Kriege nach der kaiserlichen Krone gestrebt hatte, wurde ihm ganz und völlig ergeben, und sein eifriger Anhänger. Diesem Beyspiele folgte der Erzbischof von Maynz und der Herzog von Cärnthen. Als sich der Kaiser im Anfange des Jahrs 1075 zu Strasburg aufhielt, kamen eine Menge von Fürsten zu ihm, welche sich alle mit ihm wider die Sachsen verbanden, deren Uebermuth Jedermann haßte. Schwaben, Bayern, Lothringen, Böhmen traten ihm zu Hülfe, und die meisten Bischöffe. Am Rheine fand er ebenfalls starke Hülfe, und so sammelte er eine Armee, dergleichen vor ihm noch wenige Kaiser gehabt hatten, mit welcher er sich endlich im Stande sahe, seinen Endzweck auf Sachsen auszuführen.

Den Sachsen ward bange: sie sammelten ebenfalls eine ansehnliche Armee, aber sie baten wegen des Kirchenraubes zu Harzburg und ihrer Gewaltthätigkeiten um Verzeihung, und erboten sich, mit blossen Füssen, nach dem damaligen Gebrauche der Demüthigung vor dem Kaiser zu erscheinen, und um Gnade zu bitten. Der Kaiser ließ die Gesandten aber nicht einmal vor sich: er wuste, daß ein gegebner Friede ihm auf immer alle Gelegenheit seiner Absicht entreissen würde, und er den Sachsen, als seinen ewigen Feinden doch nicht trauen dürfe. Er war fest entschlossen, ein Volk zu überwinden, das seine ganze Regierung unruhig gemacht, und sich an seiner eignen Person durch die unanständigsten Beschuldigungen und Frechheiten vergangen

gen hatte. Alles was ihn umgab, war ihm itzt treu, und Heinrich erschien nun als ein wirklicher, grosser Kaiser, an der Spitze einer Armee, die seines Muthes, und seiner Hoheit würdig war. Dieß war wieder ein glücklicher Zeitpunkt seines Lebens, welches so vielen Katastrophen unterworfen war.

Beyde Heere, des Kaisers und der Sachsen, rückten gegen einander, und beyde waren einander an Menge der Truppen fast gleich. Die Sachsen hatten das äusserste gethan, um sich zu vertheidigen. Heinrich, den seine kriegrische Hitze befeuerte, eilte in starken Märschen den Sachsen entgegen, und traf die Feinde an der Unstrut, in der Nähe des Klosters Hohenburg, oder bey Langensalze, in der Mitte des Junius (1075) an. Er lagerte sich in einer kleinen Entfernung von ihnen. Kaum waren die Zelter aufgeschlagen, und die ermüdete Armee zur Ruhe, so brachten die Kundschafter Nachricht, daß die Sachsen, die so nahe ständen, die Ankunft der kaiserlichen Armee noch nicht wüsten, und ganz sorglos, zerstreut, beym Essen und Trinken sich befänden. Mit dieser Nachricht lief der Herzog Rudolph, der sich gern als einen eifrigen Freund des Kaisers allenthalben zeigen wollte, so gleich zum Kaiser. Dieser hatte sich eben, um vom Marsche sich zu erhohlen, auf ein Ruhebette geworfen. Er empfieng die Nachricht des Herzogs mit der ausgelassensten Freude, und versicherte, für diese Freundschaft ihm beständig dankbar zu seyn. So gleich wurde die Anstalt getroffen, die Sachsen anzugreifen.

Herzog Rudolph machte mit den Schwaben den Vortrapp aus, und grif zuerst an. Die übrige Armee

wurde

wurde in besondre Corps, welche theils von den Seiten anfallen, theils den vordersten angreifenden zu Hülfe kommen sollten, vertheilt. Heinrich selbst befand sich beym fünften Corps, auf der Seite, und hatte die erlesenste und getreueste Mannschaft bey sich. Die Sachsen wurden von allen Seiten angegriffen. Sie hatten sich so sorglos gelagert, und so wenig Kundschafter ausgesandt, daß sie glaubten, der Kaiser sey noch viele Meilen von ihnen entfernt. Der Staub, den die anmarschirenden Feinde erregten, gab ihnen das erste Zeichen der Annäherung der Feinde. Sie faßten sich dennoch in der Verwirrung gut genug, und standen mit einer bewundernswürdigen Eilfertigkeit in den Waffen, so daß der erste Angrif der Schwaben vergeblich wurde. Beym zweyten Angriffe wurden die Schwaben durch die bayerischen Truppen, welche Herzog Gvelph anführte, unterstützt. Dennoch wehrten sich die Sachsen so, daß man keinen Sieg erlangte. Die andern Corps kamen zu Hülfe, richteten aber doch so gleich nichts aus. Das Gefecht wurde äuserst hartnäckig und hitzig; die Sachsen fochten wie verzweifelte Leute, und machten den Sieg sehr schwer. Ein Markgraf Ernst aus Bayern wurde tödtlich verwundet. Graf Engelbert, und zwey Grafen von Ellenburg bleiben auf dem Platz; sehr viele vom schwäbischen Adel kamen um; und fast kein einziger blieb ohne Wunden. Nachdem sich alle Corps des Kaisers in die Schlacht eingelassen hatten, ausser einem Hinterhalte, so fiengen die Sachsen an zu weichen. Herzog Otto aber stellte das Gefecht wieder her, und der Sieg des Kaisers wurde zweifelhafter als jemals. Die Schlacht hatte schon vom

Mittage

Mittage an bis Abends um acht Uhr gedauert, als man dem Kaiser meldete, daß er die Schlacht verliehren würde. Er sammelte nochmals alle seine Kräfte zu einem neuen Angriffe zusammen, und hier ward er endlich Sieger. Die Sachsen flohen. Gleichwohl konte man sie wegen einbrechender Dämmerung, und der Unbekantschaft mit den umliegenden Gegenden nicht sehr weit verfolgen, ob sie gleich eine gänzliche Niederlage erlitten hatten, die eben ihre Herzhaftigkeit nur desto totaler gemacht hatte.

Die Geschichte meldet nicht umständlich, wie viel von beyden Seiten auf dem Platze geblieben. Die Anzahl muß entsetzlich gewesen seyn. Wer die heutigen Schlachten mit den vorigen vergleicht, irrt sich gemeiniglich. Heut zu Tage thun die Kanonen das meiste, und so fürchterlich das Schauspiel ist, so wenig ist es dem menschlichen Geschlechte nachtheilig, wenn man die alten Gefechte erwägt. Hier stritt fast Mann mit Mann; und es gab fast eben so viele Schlachten in einer Schlacht, als es Krieger in derselben gab. Itzo ist es schon eine Hauptschlacht, wenn vier oder fünf tausend Mann bleiben: in den vorigen Zeiten war dieses noch wenig. Jeder Ritter suchte seinen Ritter, jeder Soldat seinen Gegner zu erlegen. Man zählte die Gebliebenen nicht: sie waren unzählbar.

Der Sieg bey der Unstrut hatte die Sachsen schwach, aber zugleich verzweifelnd gemacht. Sie sammelten ihre Kräfte wieder, und schienen entschlossen, lieber im Treffen als im Gefängniß zu sterben. Sie kanten die Wirkungen des Zorns vom Kaiser. Seine Parthey überhaupt nutzte den Sieg mit Macht. Der

Erzbischof von Maynz that die Fürsten von Thüringen in den Bann, weil sie bey der Synode im vorigen Jahre sich ihm widersezt hatten. Der Pabst schickte vergeblich an den Kaiser, und verlangte, da die Umstände nichts anders zuliessen, wenigstens eine so genante Obedienzgesandtschaft, welche ihn wegen der angegebnen Beschuldigungen zu Rom rechtfertigen sollte. Der Sieger der Sachsen aber hatte keine Neigung dazu. Wirklich war auch die Sache unerhört, und die Bischöffe von Deutschland standen dem Kaiser bey. Die Geistlichkeit überhaupt konte es dem Pabste nicht vergeben, daß er die Priesterehe verboten hatte, und wurde dadurch nur dem Kaiser desto mehr ergeben. Nur eine so verschmitzte Politik, und so viel Hartnäckigkeit, als Gregor der Siebente hatte, konte endlich den Endzweck erreichen. Jeder andrer wäre mit seinen Projekten gescheitert.

Indem der Pabst eine Zeitlang inne hielt, und nur in der Stille, in Deutschland, zu seinem Vortheile arbeiten ließ, vollführte der Kaiser sein Werk in der Ueberwindung der Sachsen. Er zog aus Thüringen nach Meissen, nahm dort den Bischof gefangen, und von da gieng er nach Halberstadt. Ein Theil seiner Truppen zog sich nach Goslar zu. Es schien ein neues Treffen mit den Sachsen unvermeidlich. Sie wollten von keiner Ergebung hören; denn sie furchten sich für den Zorn des Kaisers. Gleichwol war dieser auch mächtig genug, sie seine ganze Rache fühlen zu lassen. Der Erzbischof von Maynz und der Herzog von Lothringen bewegten doch endlich die Sachsen, der Ueberlegenheit des Kaisers sich zu ergeben. Es waren unter ihnen

selbst

selbst Uneinigkeiten entstanden: besonders hatte das gemeine Volk alle Lust zum Kriege verlohren. Die Unterwerfung der besiegten Sachsen geschahe im Herbste eben dieses Jahrs 1075, am Fluß Helfte, in Thüringen, auf der Ebene zwischen Greussen und Kindelbrücken. Heinrich, der Sieger, an der Spitze seines noch versammelten Heeres, empfieng die Gedemüthigten mit Anstand, aber er gab die vornehmsten der Sachsen denen Fürsten, die ihm treu geblieben waren, zur Verwahrung. Verschiednen wurden ihre Güter eingezogen, einige blieben im Verhaft, wenige kamen los, und unter diesen letzten war, zu grosser Verwundrung, der Herzog Otto, der Hauptanführer der Feinde, dem Heinrich ehedem sein Herzogthum Bayern genommen hatte. Itzt kam er in so grosse Gunst, daß er kaiserlicher Statthalter in Sachsen wurde.

Heinrich stand nun auf einer Höhe des Glücks, von welcher herab er gebieten konte. Er hielt eine Versamlung der Fürsten zu Goslar, und ließ sich von ihnen eidlich versprechen, nach seinem Tode keinen andern Nachfolger auf dem Throne zu erwählen, als seinen ältesten Prinzen Conrad, der noch ein Kind war. Die Feinde waren besiegt: die unruhigen Köpfe im Verhafte: die andern fürchteten sich: der ärgste Feind des Kaisers, der Erzbischof Hanno zu Cöln, war todt: der Erzbischof zu Maynz verband sich mit dem Kaiser immer näher, weil er das Verbot der Priesterehe nicht nach dem Willen des Pabstes in Deutschland durchsetzen konte, und dadurch diesen sich feind machte. Die mehrsten Bischöffe, und überhaupt der gröste Theil der Geistlichkeit war wider den Pabst, eben wegen des Verbots

der

der Ehe aufgebracht. Was fehlte nun Heinrichs Glücke? In Rom selbst fiel um diese Zeit eine für ihn vortheilhafte Scene vor, an welcher er vielleicht ins geheim Antheil haben konte.

Der Präfect zu Rom Cincius, ein kühner, und reicher Mann, und der Parthey des Kaisers ergeben, hatte sich einen so starken Anhang in Rom gemacht, daß er, mit Hülfe desselben, etwas grosses auszuführen im Stande war. Der Pabst war sein Feind. Cincius wurde in den Bann gethan. Dafür drang er am Christabende, mit bewafneter Mannschaft in die Kirche ein, in welcher der Pabst Messe laß, fiel ihn beym Altare an, riß ihn bey den Haaren aus der Kirche, und schleppte ihn mit sich auf seine Burg. Das Volk stürmte zwar die Burg, und machte den Pabst wieder frey; allein Cincius rächte sich an den Gütern der römischen Kirche, und gab durch dieses Schauspiel den Feinden des Pabstes Muth.

Eben, als dieses in Rom vorgieng, war wiederum eine Gesandtschaft des Pabstes in Goslar bey dem Kaiser angelangt, und hatte denselben, bey Strafe des Bannes nach Rom citirt. Heinrich der Sieger, welchen der Auftritt des Cincius zu Rom nur noch kühner machte, empfand diese Verwegenheit des Pabstes sehr übel. Der Pabst hatte den Bischof von Bamberg, wegen beschuldigter Simonie abgesetzt: er setzte den Probst von Goslar dafür ein, und ertheilte ihm diese geistliche Würde ohne den Pabst zu fragen. Er gieng noch weiter, er wollte sich an dem Pabst als Kaiser rächen, und nahm sich vor, den verwegnen Mann in Rom, der doch vom Kaiser abhängig seyn sollte, gar abzusetzen.

Unter den Bemühungen dieses auszuführen, verließ das ungetreue Glück wiederum Heinrichen. Dieß war eine neue unglückliche Periode für ihn; ein neuer Act seines Lebens; der sich mit dem Jahre 1076 anfieng.

Er hielt einen Reichstag zu Worms, welchem fast alle Geistlichkeit aus Deutschland beywohnte. In dieser Versammlung erschien zu gelegner Zeit der Cardinal Hugo Blancus, welcher dem Reiche vorstellte, Rom und Italien sey Gregors auch überdrüßig, und er bäte im Namen Italiens um einen neuen Pabst. Blancus war auch in den Bann gethan worden, und sein Wunsch nach einem neuen Pabste war daher sehr vernünftig. Seine Vorstellung vollendete den Wunsch des Kaisers. Man fertigte eine Gehorsamaufsagungsformel aus, welche die meisten Bischöffe unterschrieben, und sandte sie Hildebranden zu. Der Kaiser meldete ihm in einem besondern Schreiben, daß er abgesetzt sey. Er nante ihn auch nicht mehr Gregor, sondern Hildebrand, und einen falschen Mönch. Er drückte sich in diesen Worten aus *). „Der Schluß der Grossen „meines Reichs war dieser, daß du auf dem apostolischen Stuhle nicht mehr sitzen könntest. Weil ich ihre „Meynung vor Gott und Menschen als billig erkenne, „so stimme ich ihr bey, spreche dir alle päbstliche Rechte ab, und gebiete dir kraft des Patriciats, welches „mir Gott und die Römer übertragen haben, daß du „die Stadt Rom gänzlich meidest.„ — Da du „durch diesen Bann und aller Bischöffe Urtheil als verdammt anzusehn bist, so steige vom apostolischen Stuhle „herab,

*) Brunon. Histor. bell. Saxon. ap. Freher. T. I. p. m. 198.

„herab, und laß einen andern den Stuhl besteigen — „ich Heinrich, von Gottes Gnaden König sage dir „mit allen meinen Bischöffen: Steig herab, steig her„ab!„ Aber der Pabst stieg doch nicht herab, sondern ward nur noch heftiger, und zu unerhörten Unternehmungen bewegt.

So bald der kaiserliche Gesandte mit der Absezung in Rom angelangt war, berief am folgenden Tage Gregor die Geistlichkeit, und machte ihnen, in Gegenwart vor vielem Volke, die Unternehmung des Kaisers bekant. Das Volk wurde so aufgebracht, daß es beynahe den kaiserlichen Abgesandten umgebracht hätte. Gregor schlug vor, den Kaiser selbst in den Bann zu thun. So unerhört dieses war, so leicht war es itzt, bey der Bewegung aller Gemüther. Es war das erste Exempel, daß ein Bischof zu Rom einen Kaiser mit dem Bannfluche belegte; es gab verschiedne in Deutschland und Italien, die dieses Unterfangen für abscheulich erklärten. Heinrich hatte noch Freunde in Italien, weil Gregor Feinde hatte. Eine Menge von italienischen Bischöffen hielten einen Synodus zu Pavia, und verdammten den Pabst. Aber nun war alles in Italien und Deutschland auf einmal im Feuer. An allen Orten waren Verbannte. Gregor war verbannt durch seine Gegenparthey. Durch ihn waren es der Kaiser, die Bischöffe von Cöln, Maynz, Strasburg, Utrecht, Bamberg, und viele weltliche Personen vom vornehmsten Range. Eine so gewaltsame Erschütterung muste wichtige Folgen hervorbringen.

Bisher hatte Heinrich noch keinen grossen Fehler in seiner Regierungskunst begangen; sie wären alle leicht

zu verbessern gewesen. Aber nunmehr begieng er einen Fehler, der bis ans Ende seines Lebens die schrecklichsten Folgen hatte. Anstatt nach dem Beyspiele der vorigen Kaiser, mit einer Armee nach Italien zu gehn, und die Absetzung des Pabstes mit Gewalt der Waffen durchzusetzen, ließ er es an der schriftlichen Erklärung bewenden, die gar nichts nutzte, wenn keine Macht dabey war. Anstatt die ersten Bewegungen der deutschen Bischöffe über die Frechheit des Pabstes zu nutzen, und durch ihren Beystand sich fürchterlich zu machen, ließ er die Zeit vorbeystreichen, bis diese Bischöffe selbst anfiengen, sich für den Pabst zu fürchten. Anstatt die Sachsen, und die ihm abgeneigten Fürsten durch Gelindigkeit auf seine Seite zu ziehen, und sie selbst, wie es die nachfolgenden Kaiser thaten, nach Italien wider den Pabst zu führen, und durch sie selbst sein Ansehn zu befestigen, begegnete er ihnen immer noch mit dem Stolze eines Ueberwinders, und brachte durch seine Härte endlich alles wider sich auf.

Dieß alles kam von der Lieblingsidee, sich Sachsen und Thüringen zu unterwerfen; welcher die neuen Umstände doch ganz entgegen waren. Heinrich konte sich von dieser seiner Lieblingsidee, die schon sein Vater gehabt hatte, und die bey ihm zur Leidenschaft geworden war, nicht losreissen, ob ihm gleich alles davon abrieth. So schwer ist es, ein grosses Project schnell zu ändern, und nach den Umständen, geschwind neue Plane anzulegen.

Heinrich ließ das Schloß Harzburg, jenes grosse Aergerniß für die Sachsen, aufs neue befestigen, so sehr sein Statthalter Otto dafür mit Bedrohungen war

gewarnt worden. Auch wollte er den in Verhaft genommenen sächsischen Fürsten und Bischöffen noch immer nicht die Freyheit geben. Ueberdem ließ er durch seine Truppen die sächsischen Provinzen übel behandeln, und suchte ihre Grossen zu entkräften. Dadurch aber, und da er die an ihn dieserwegen geschickten Gesandten nicht hören wollte, machte er sich eine Menge von Fürsten zu Feinden, die theils aus Mitleid, theils aus Bitte, theils auch aus Verwandtschaft die Freyheit und Ruhe der Sachsen eifrigst wünschten. Dazu kam die verschmitzte Politik des Pabsts, welcher unter dem Scheine der Religion alles wider den Kaiser aufbot, und bey den Schwachen und dem Pöbel Eingang fand. Die Bischöffe, welche des Kaisers wegen in den Bann gekommen waren, und den Aberglauben des Volks fürchten musten, konten auch nicht lange dem Kaiser treu bleiben, wenn er nicht nach Italien eilen wollte, und durch eine schnelle Revolution die Sachen änderte. Dafür aber erfolgte eine Revolution in Deutschland.

Gregor sandte hinter einander zwey sehr bewegliche Circularschreiben an die deutschen Bischöffe und Fürsten. In denselben wird das Leben Heinrichs von seiner zartesten Kindheit an untersucht, und ihm alle mögliche Laster Schuld gegeben. Gregor zeigte, daß er nachsichtig nicht hätte seyn können, und daß Heinrich den Bann ganz vollkommen verdiene. Er sagt in diesem Schreiben, daß die Könige von den Schaafen nicht ausgenommen seyn könten, welche Christus dem heiligen Petrus zu weiden gegeben habe. Das konte nun wohl ganz richtig seyn, aber es frägt sich, ob der Bannfluch zum Weiden gehört. Indessen

dessen der Aberglaube des eilften Jahrhunderts, und das Mißvergnügen vieler Fürsten über Heinrichen gaben allen thörigten Frechheiten des Pabstes Gewicht und Ansehn. Die beyden so arglistigen, so scheinheiligen Circularschreiben Gregors des Siebenten waren das Signal zum Kriege für die mißvergnügten Fürsten, und die Freunde der vornehmen sächsischen Gefangnen.

Folgende Anecdote, dergleichen es damals in Menge gab, zeigt den Charakter der Zeit hinlänglich. Der Bischof von Utrecht, ein beständiger Feind Gregors, und Freund des Kaisers, empfieng die Bannbulle eben als der Kaiser bey ihm zu Utrecht war. Er furchte sich für den Eindrucke beym Volke. Er machte daher bekant, daß zwar der Kaiser in den Bann gethan sey, aber daß dieser Bann nicht rechtmäßig sey, und gar nichts gelten könte. Der Bischof starb einige Zeit darauf. Nach seinem Tode war das Gerüchte allgemein, daß er auf dem Sterbebette gesagt habe, er und der Kaiser sey auf ewig verdamt. Er bat sogar die Umstehenden, sie möchten sich nur nicht beschweren, und für seine Seele nach seinem Tode beten, denn die Teufel warteten schon auf ihn, und er könne gar nicht in den Himmel kommen. Nach seinem Tode erschien er dem Abte zu Cluni, und erzählte ihm, daß er in der Hölle begraben sey. Das Kloster zu Cluni war es eben, in welchem Pabst Gregor Mönch gewesen war. Ein andrer getreuer Freund des Kaisers, der Herzog von Lothringen, starb, zum Unglücke für den Kaiser, auch in eben diesem Jahre, (1076) und weil er ohne Sacramente gestorben war, erschien ihm der Teufel auch gleich nach seinem Tode. Welch eine Pe-

riode war dieses für einen Kaiser, der da souverain werden, und den Pabst stürzen wollte!

Der Herzog Rudolph von Schwaben, welcher vermuthlich schon einen süssen Traum von seiner künftigen Kaiserhoheit mochte gehabt haben, war einer der ersten, die auf so bewegliche Vorstellungen des Pabstes, vom Kaiser abfielen. Gleich darauf versagten ihm die Herzoge von Bayern und Cärnthen den Gehorsam. Der Erzbischof von Maynz wollte auch lieber ein Feind des Kaisers, als ein Verbannter seyn. In Sachsen brachen die Unruhen öffentlich aus, und der aus seinem Verhafte entwichne Bischof von Halberstadt, Buco, ein alter Feind Heinrichs, blies das Feuer der Empörung noch mehr an. Heinrich wollte die Sachsen angreifen, ehe ihre Ligue zu mächtig würde; allein sein eigner Statthalter, Herzog Otto, trat selbst auf die Parthey der Sachsen, weil der Kaiser nicht seinem Rathe gefolgt, und nicht die Güte der Gewalt vorgezogen hatte. So war denn nun Heinrich fast von allen verlassen, und von einer Menge angegriffen, welcher er schlechterdings nicht gewachsen war. Er hatte zu Worms, und hernach zu Maynz einen Reichstag halten wollen, aber die eingeladenen Fürsten waren nicht gekommen. In Italien wurde sein Geschick noch schlimmer. Die Gräfin Mathildis, seine nahe Muhme, hatte sich dem Pabste völlig ergeben, und da sie eine reiche und weite Markgrafschaft, nach dem Tode ihres Vaters, des Herzogs von Lothringen, besaß, so wurde sie eine mächtige Stütze des gottlosen Gregors. Dieser dadurch, und durch die glücklichen Zeitumstände in Deutschland noch frecher gemacht, schrieb an die deutschen Fürsten,

daß sie einen neuen Kaiser wählen sollten, da Heinrich, als ein Verbannter, sie nicht beherrschen könte. Der Verwegne ließ sich in Rom in folgenden Ausdrücken vernehmen: „Im Namen des allmächtigen Gottes, „und vermöge unsrer Gewalt, verbiete ich hiermit „Heinrichen, unsers Kaisers Heinrichs Sohne, das „deutsche und italienische Reich zu regieren: ich spreche „alle Christen von dem ihm geleisteten, und noch zu „leistendem Eide der Treue loß, und ich verbiete Jedermann, ihm hinfort als einem Könige zu dienen.„ Kein Mensch hatte, so lange die Kirche stund, eine solche Sprache, wie itzt Gregor der Siebente, zu führen das Herz gehabt. Er sagte in verschiednen Schreiben an die Bischöffe; die Bischöffe wären mehr als die Könige, und die Könige müsten sich von ihnen richten lassen. Die Sprache klingt verwegen genug: aber es liegt auch zugleich eine grosse List darunter verborgen. Denn nunmehr konte sich der boshafte Pabst Rechnung machen, daß alle Prälaten in der Welt auf seine Seite treten würden.

Die bürgerlichen Kriege in Deutschland, unter deren Begünstigung Gregor diese Frechheiten angenommen hatte, fiengen gleich darauf an von neuen zu wüthen. Da die Frechheit des Pabstes mit dem Mißvergnügen der Deutschen so gut überein kam, so dachte man im Ernste an einen neuen Kaiser, und wollte Heinrichen vom Throne stürzen. In Tribur sollte Heinrich entsetzt, und ein neuer Kaiser erwählt werden. Die mißvergnügten Sachsen fanden sich nebst einigen andern Fürsten an dem bestimten Tage zu Tribur ein, und selbst der Erzbischof von Maynz. Heinrich sammelte noch so

gut

gut er konte, alle seine Kräfte zusammen, um diesen verderblichen Streich zn hintertreiben. Er lagerte sich, jenseits des Rheins, zu Oppenheim. Die Sachsen zogen ebenfalls ihre Truppen zusammen. Man erwartete in wenig Tagen eine blutige Schlacht, in welcher Heinrichs, und Deutschlands Schicksal entschieden werden sollte. Schon waren beyde Heere so nahe an einander gerückt, und, da alle Vermittlung, die der Kaiser anbot, verworfen wurde, hatte er schon so gemeßne Befehle an seine Truppen ertheilt, daß an eben dem Tage der Angrif auf die Sachsen geschehen sollte, an welchem, noch in der Morgendämmerung Gesandte von den Sachsen erschienen, und auf gewisse Bedingungen einen Waffenstillstand anboten. Heinrich war gar nicht fähig, gegen die weit überlegenen Sachsen etwas zu unternehmen. Wenn er geschlagen hätte, so wäre es aus Verzweiflung geschehen, und er konte nichts gewissers als seine gänzliche Niederlage, und Tod erwarten. Er bezeigte sich also den Sachsen zu allen vorzulegenden Bedingungen bereit.

Hart, unerträglich hart waren die Bedingungen der Mißvergnügten, aber sie wollten auch von keiner einzigen abgehn, und der Kaiser hatte schon lange vorher vergebliche Unterhandlungen gepflogen. Er muste versprechen, um einen Waffenstillstand zu erhalten, seine Streitigkeiten mit den Ständen dem Ausspruche des Pabstes zu unterwerfen, welchen man deswegen im Februar des folgenden Jahrs nach Augsburg einladen wollte: sich bis dahin der Regierung nicht anzumassen, in der Stille zu Speyer ein Privatleben zu führen: die Stadt Worms wiederum dem Bischoffe einzuräumen:

seine vertrautesten Freunde, die verbannten Bischöffe von Cöln, Bamberg, und Strasburg von sich zu entfernen. Er gieng die Bedingungen ein.

Bey dieser Gelegenheit pflegt man wiederum den Kaiser, aus Mangel an gehöriger Kentnis der Umstände, zu tadeln, so wie die Welt gemeiniglich zu tadeln pflegt. Heinrich hätte diese Bedingungen nicht eingehen sollen, sagt man. Aber was hätte er denn thun sollen? Sich mit Schimpf, und unkaiserlich, an der Spitze einer Handvoll Leute lassen todtschlagen? oder gar gefangen nehmen? oder unstätt und flüchtig zu werden, ohne Hofnung, nach einem solchen Streiche jemals die Krone wieder tragen zu können? Man bemerke, daß es kein **Friede** war, welchen er schloß. Er war ein **Waffenstillstand**. Also gewann er dadurch nur blos Zeit, noch Rettungsmittel zu suchen, wenn sie möglich waren.

Es war kein ander Rettungsmittel möglich, als den Pabst zu besänftigen, es koste auch was es wolle. Er wollte den Pabst nicht in Deutschland haben, und muste dem unglücklichen augsburgischen Urtheile zuvorkommen. Seine seltsame Lieblingsidee, sich Sachsen und Thüringen zu unterwerfen, die er durchaus nicht konte fahren lassen, trugen das ihrige auch bey. Er wollte sich lieber, da es nun einmal mit ihm so weit gekommen war, vor dem Pabste, als vor seinen Unterthanen demüthigen. Er kante zwar Gregoren als einen harten, aber noch nicht als einen unbarmherzigen Mann. Er wuste noch nicht, daß es besser sey, in die Hände der Soldaten, als in die Hände eines Priesters

zu fallen. Er entschloß sich, selbst bey dem Pabste seine Absolution vom Banne zu hohlen.

Der Kaiser zog also, von allen Freunden verlassen, mit seiner Gemahlin, und seinem einzigen Prinzen, in der erbärmlichsten Figur, mit wenigen Bedienten, nach Rom. Er gieng durch Burgund, und überstieg, mit tausenden Beschwerlichkeiten, in der Zeit zwischen Weyhnachten und Neujahr, die beeißten Alpen. Der kalte harte Winter, der eben eingetreten war, vermehrte seine Leiden, und er muste zu Fusse über die Gebürge klimmen. Der Pabst war schon im Begriffe, die Reise nach Augsburg zu thun, und hielt sich eben, als Heinrich ankam, mit seiner geliebten Gräfin Mathildis in der Stadt Canossa auf, ohnweit Reggio, am apenninischen Gebürge. Es ist dieses das ehmalige Canusium, und wurde damals für eine unüberwindliche Festung gehalten. Der Pabst furchte sich gleichwol noch für den Kaiser, weil er am besten wuste, wie viele Feinde er, selbst unter den italienischen Bischöffen habe. Aber dieß wuste Heinrich nicht so gut, und konte es auch nicht nutzen, weil Eilfertigkeit das einzige Mittel seiner Rettung war, um nicht die Herrschaft von Deutschland zu verliehren. Er wandte sich also an die Gräfin Mathildis, die Geliebte des alten Pabstes, seine nahe Muhme, und nahm diese zur Mitlerin für sich an. Diese Mitlerin aber sorgte schlecht für ihn, und Heinrich erschien nun in jenem so berühmten tragischen Auftritte, dergleichen die Geschichte nie wieder, zur Schande der Weltordnung, gehabt hat, und welcher in einem Schauspiele abendtheuerlich seyn würde, wenn er nicht wirklich geschehen wäre.

Der

Der Kaiser, der Herr der Welt, meldete sich, (am Neujahrstage 1077) am Thore der Festung Canossa, ohne Wache, ohne Gefolge. Er ward hinter der zweyten Ringmauer gefangen genommen. Man riß ihm die Kleider vom Leibe. Man zog ihm einen groben härnen Kittel an, nach Art der büssenden Sünder. Er muste, im ersten Vorhofe, bey der äussersten Kälte, mit blossen Füssen, stehen bleiben, ohne mit Jemanden zu sprechen. Man ließ ihn drey Tage, vom Morgen bis Abend fasten, ohne daß er die Erlaubnis, dem Pabste die Füsse zu küssen, erhalten konte. Unterdessen hatte sich dieser mit der Gräfin Mathildis eingeschlossen; auf deren Fürbitte, nachdem ihr der Kaiser zu Füssen gefallen war, der harte Pabst endlich erweicht wurde. Heinrich wurde nun zwar vom Banne losgesprochen, aber muste gleichwol versprechen, seine Streitigkeiten mit den Ständen des Reichs dem Ausspruche des gottlosen Gregors zu unterwerfen, und bis dahin sich der Regierung nicht anzumassen. Hierauf hielt der Pabst öffentlich Messe, und hierbey reinigte er sich, durch einen entsetzlichen Eid vor dem Volke und dem Kaiser, von dem Verdachte, daß er nicht durch Simonie Pabst worden sey, indem er die eine abgebrochne Hälfte der geweyhten Hostie aß. Er zog alsdenn den Kaiser an seine Tafel, und freuete sich seines Triumphs.

Er schrieb selbst an die Fürsten von Deutschland, diese ewige Schande von sich, und meldete wie er dem Kaiser begegnet sey, damit seine Absolution desto kräftiger wäre. Er schrieb selbst, daß verschiedene seine Behandlung für eine tyrannische Grausamkeit gehalten

hätten.

hätten. (— quasi tyrannicae feritatis crudelitatem esse clamant.) Er wollte sich also bey den Fürsten rechtfertigen, daß er ihrem Kaiser, ihnen zu Gefallen, nicht etwa nur hart begegnet sey, sondern daß er gleichsam tyrannische Wuth und Grausamkeit an ihm auszuüben nicht ermangelt habe.

Aber diese scheusliche Begegnung entrüstete die meisten Personen in Italien. Man beschuldigte den Kaiser dabey der Niederträchtigkeit, ohne zu bedenken, daß ein Kaiser gleichwol immer ein Mensch bleibt, und daß ein Mensch, der in einer feindlichen Festung ganz allein ist, und drey Tage hungern, und frieren muß, und alles um sich herum mit Feinden besetzt sieht, daß ein Mensch in solchen Umständen sich alles gefallen lassen muß. Heinrich war von der Mathildis betrogen worden, welche ihm die zu erwartende Begegnung gewiß nicht vorhergesagt hatte, als er ihre Vermittlung suchte. Und am Ende war alles doch nur eine lächerliche Ceremonie, die Heinrich ernsthaft genug rächte.

Die italienischen Bischöffe, welche dem Pabste gram waren, und besonders die Lombarden empfand jene beleidigende Scene am übelsten. Es ist merkwürdig, wie sich Heinrich gegen die, welche deswegen gegen ihn aufgebracht waren, vertheidigte, und man hat bisher in der Geschichte nicht darauf geachtet, da dieses doch über Heinrichs Betragen und Charakter das meiste Licht verbreitet *). — „Man müsse, verantwortete er sich, ihm das nicht zurechnen, oder zur Niederträchtigkeit auslegen, wozu er sich, aus Noth gedrungen, des gemeinen Bestens wegen, entschlossen habe. Er

*) Lamb. Schnafnab. ad a. 1077.

Er habe weder die deutschen Fürsten, die ihm die Krone rauben wollten, noch den Pabst, der mit dem geistlichen Schwerdte sie unterstützte, anders beruhigen können, als wenn er vor dem bestimten Tage vom Banne losgesprochen wäre. Dieß allein sey sein Endzweck gewesen. Nun er diesen erlangt habe, und vom Banne frey sey, sey er auf einmal aus der ganzen Klemme, in der er sich befunden, und bereit, das erlittene Unrecht auf das nachdrücklichste zu ahnden. —„ Indessen konte er doch bey verschiednen in Italien anfänglich nicht die widrigen Gesinnungen auslöschen, welche sie gegen ihn, wegen des Auftritts zu Canossa hatten. Er aber nahm sich vor, Italien einen andern Pabst zu geben, indem der Pabst sich bemühte, Deutschland einen andern Kaiser zu geben.

Der Uebermuth des Pabstes hatte so viel Nahrung bekommen, daß er immer heftiger auf die Abschaffung der Priesterehe drang. Und dieß zu einer Zeit, da er selbst mit der Gräfin Mathildis in der geheimsten Vertraulichkeit lebte. Es ist wohl wahr, er war schon zwey und sechszig Jahr alt; allein er war Aufseher der Mathildis, Mathildis aber ein Frauenzimmer, und zwar ein junges und eitles Frauenzimmer. — Sie betrachtete ihn als einen Heiligen, und er schrieb in einigen Briefen an sie, von seiner Liebe zu ihr.

Die Hoheit des deutschen Reichs sank unter solchen Verwirrungen. Der Herzog von Böhmen, ein Vasall des Reichs, fiel dreymal in Meissen ein, und verwüstete das Land. Der Herzog von Pohlen entzog sich der Oberherrschaft von Deutschland völlig, nahm den

den königlichen Titel an, und ließ sich von seinen Bischöffen die Krone aufsetzen.

Aber Heinrich bekam itzt in Italien immer mehr Muth, und immer mehr Anhang. Viele Bischöffe, und besonders der Erzbischof von Ravenna, Wibert, traten auf seine Seite. Er kündigte die Bedingungen auf, die er dem Pabste zugestanden hatte. Er wollte ihn selbst, mit der Gräfin Mathildis gefangen nehmen, wodurch diese Dame aber so erbittert wurde, daß sie alle ihre Güter der römischen Kirche schenkte. Gleichwol hinderte er den Pabst nach Deutschland zu gehen, wohin er eingeladen war, und drohte ihm mit einem immer mehr verstärkten Heere in Italien.

In Deutschland hingegen erwarteten die mißvergnügten Fürsten den Kaiser und den Pabst vergeblich. Der Pabst konte nicht kommen, weil ihn der Kaiser eingeschlossen hielt, und der Kaiser wollte nicht kommen, weil er dem Pabste zu Leibe gehen wollte.

Die päbstlichen Legaten in Deutschland unterließen nicht das Feuer der Zwietracht immer mehr anzuzünden. Da also der Reichstag zu Augsburg zu der gesetzten Zeit nicht konte gehalten werden, indem sich der Kaiser entschuldigte, daß ihn nothwendige Angelegenheiten in Italien aufhielten, so hielten die Fürsten, vor sich, eine Versammlung zu Forchheim. Hier wurde die Empörung wider den Kaiser, bey seiner Abwesenheit, allgemein, und man that endlich, was man seit vielen Jahren schon so oft hatte thun wollen: man erwählte einen neuen Kaiser. Der Herzog von Schwaben, Rudolph, der Schwager Heinrichs durch seine erste Gemahlin, und dessen eifrigster Anhänger in dem

Kriege

Kriege wider die empörerischen Sachsen, im vorhergehenden Jahre: dieser wurde der Nebenbuhler seiner Krone. Er war es vor einigen Jahren schon ins geheim gewesen, hatte sich aber hierauf mit Heinrichen versöhnt, und dessen Freundschaft gesucht: itzt wurde sein Ehrgeiz von der Menge der Fürsten hingerissen. Gleichwol waren die Gemüther, wie bey solchen aufrührerischen Unternehmungen gewöhnlich ist, unter sich selbst uneins, und Rudolph muste gewisse Bedingungen eingehn, ehe er allgemein für das Oberhaupt von Deutschland erkant würde. Wenige Tage nach seiner Wahl wurde er zu Maynz von dem dasigen Erzbischof Siegfried gekrönt. Allein bey nahe hätte er an eben dem Tage, da er gekrönt wurde, das Leben verlohren. Der gröste Theil der Bürger zu Maynz war dem Kaiser Heinrich ergeben, und suchte mit Rudolphs Leuten Händel, welche bald so heftig wurden, daß eine öffentliche Rebellion entstand, und Rudolph, der den seinigen zu Hülfe kommen wollte; bald das Leben verlohren hätte. Die Kaiserlichen flüchteten in die Martinskirche, und von da vertheidigten sie sich, und trieben die Rebellen endlich hinweg. Rudolph, ob gleich am folgenden Tage eine Abbitte von der Stadt wegen des vorigen Vorfalls geschahe, traute doch der Stadt so wenig, daß er und der Erzbischof sie eilig verliessen, und beyde kamen in ihrem Leben nicht wieder nach Maynz.

Noch war, mitten im Aufruhre der Grossen, allenthalben heimlicher Anhang für Heinrichen, welcher nur einen gelegnen Zeitpunkt erwartete, um zu den Waffen zu greifen, und den gestürzten Kaiser zu rächen. Es ist natürlich, daß bey so gewaltsamen Unternehmun-

gen die Gemüther sich trennen. Heinrich hatte besonders in Bayern und Böhmen sehr grossen Anhang, und wurde von dieser Hülfe zeitig benachrichtigt. Selbst in Schwaben waren viele vom hohen Adel auf seiner Seite. Das Mitleid bey seinem Schicksale hatte ihn mächtiger gemacht, als es die Furcht bey seinem Siege an der Unstrutt hatte thun können.

Er erfuhr zu Pavia die Wahl und Krönung seines Gegenkaisers, und eilte, gleich nach dieser erhaltenen Nachricht, aus Italien, wo er seinen jungen Prinzen Conrad hinterließ, um den Pabst, und die Gräfin Mathildis zu demüthigen. Er führte nun in beyden Reichen Krieg, und da er am Ende des vorigen Jahres, noch als alleiniger Kaiser, nicht einer einzigen Parthey hatte widerstehen können, so konte er itzt, als entsetzter Kaiser, zugleich in Deutschland und Italien Krieg führen. So änderte das Schicksal mit ihm: wenn es ihn an den Rand des Abgrunds gezogen hatte, so erhob es ihn wiederum, und setzte ihn auf eine Höhe des Glücks. Itzt gieng wieder eine neue bessere Periode seines Lebens an. Er fochte mit Feinden, ohne unterzuliegen, und siegte zuletzt.

Indem er nach Deutschland zog, vermehrte sich sein Heer. Er wuste auch so gar sein Unglück zu nutzen, und machte einen neuen Herzog von Schwaben, Friedrich von Stauffen, vom hohen Adel des Landes, welcher ihm gute Dienste leistete, ingleichen einen neuen Herzog von Cärnthen, Luitoldus, der ebenfalls diese Würde durch starken Beystand zu verdienen suchte.

Heinrich gieng herzhaft auf seinen Gegner Rudolph loß, und traf ihn, im August dieses Jahrs (1077)

in Schwaben. Rudolph floh aus Schwaben nach Sachsen, wo er den meisten Anhang hatte. Er belagerte Würzburg. Heinrich gieng ihm nach, und nöthigte ihn zwar die Belagerung aufzuheben, fand sich aber doch zu schwach, ihn anzugreifen, weil die gröste Macht von ganz Sachsen bey ihm war. Es fiengen sich so gar Friedensunterhandlungen an, die bloß Heinrichs Klugheit eingeleitet hatte, weil er zu schwach war, etwas wichtiges zu unternehmen, und immer noch auf die Hülfstruppen aus Böhmen und Bayern wartete. Diese kamen an, und so gleich brach er die Unterhandlungen ab. Rudolph wagte es nun nicht, sich mit ihm einzulassen, und gieng mit seinen Truppen nach Sachsen. Heinrich konte in ein ihm so sehr feindliches Land, beym Einbruche des Winters, nicht nachgehen, und deckte die Stadt Würzburg.

Das folgende Jahr 1078 brachte bald beyde Heere wieder einander entgegen. Inzwischen war der Pabst Gregor in keiner geringen Verlegenheit. Heinrichs Armee drengte ihn in Italien, eine andre bekriegte seine Parthey in Deutschland. Er muste befürchten, daß Heinrich die Oberhand behielte, und dann sah es für ihn, in Absicht des päbstlichen Stuhls, übel aus. Er bediente sich also gegen den, welchen er zu Canossa als einen armen Sünder behandelt hatte, itzt des furchtsamsten Rückhalts. Er schrieb an die Fürsten von Deutschland, daß er durch seine Legaten wolle untersuchen lassen, welcher von den beyden Gegenkaisern, Rudolph, oder Heinrich, der rechtmäßige sey. Dieß hieß den Ton sehr ändern, und alle Fürsten beleidigen. Sie machten dem Pabste darüber Vorwürfe, und schrieben

an

an ihn in der Schreibart der gedruckten, furchtsamen, die Hülfe suchen. Ihre Ausdrücke dabey waren empfindlich. Sie achteten nicht auf die Absolution vom Banne, welche der Pabst Heinrichen zu Canossa ertheilt hatte, und er erklärte sich desto weniger für einen von den beyden Gegenkaisern: er nante vielmehr die Fürsten Kinder des Teufels, und schickte ihnen scharfe Bullen zu. So sehr war itzt alles in Verwirrung. Das Jahrhundert arbeitete an der Revolution, die in Absicht der Macht der Päbste, und der Einschränkung der Kaiser erfolgen sollte. Wenn grosse Veränderungen erfolgen sollen, so muß vorher alles verwirt werden.

Heinrich und Rudolph waren diejenigen, auf die vorerst alles ankam. Sie suchten und fanden einander bey Nellerstadt, am Flusse Strova, wo es zu einem sehr hitzigen Treffen kam. (am 12 August 1078) Es ist schwer zu bestimmen, welche Armee eigentlich das Schlachtfeld behauptet, und den Sieg davon getragen habe. Es ist wahr, die gleichzeitigen Schriftsteller erzählen gröstentheils, daß Rudolph gesiegt, nachdem er vorher schon geschlagen gewesen; aber eben diese Schriftsteller sind partheyisch, und ganz wider Heinrichen eingenommen. Sie gestehen dennoch die grosse Einbusse, welche die Sachsen erlitten, und daß Herzog Otto dem Feinde den Sieg, den er schon gehabt, wieder entrissen hätte, daß auch Heinrich bald nach der Schlacht sich als Sieger gezeigt, und behauptet, die Macht der Sachsen sey in der Schlacht ganz hingerichtet. Einige spätere Schriftsteller machen der Parthey Rudolphs den Sieg streitig, und sie verdienen eben deswegen, weil sie später schrieben, und keine Partheylichkeit haben,

desto mehr Aufmerksamkeit. Die wahre Beschaffenheit der Schlacht scheint diese gewesen zu seyn. Heinrich siegte; es blieben eine Menge von Sachsen: Rudolph floh davon. Herzog Otto aber sammelte einen Theil der Flüchtigen, und brach von neuen in einen Theil der Feinde. Hier war er glücklich, und trieb die Feinde vom Schlachtfelde. Ueberhaupt entschied die Schlacht nichts, ob sie gleich die sächsische Parthey sehr schwächte. Heinrich zog nach Schwaben, und verwüstete dieses Land: Rudolph blieb in Sachsen.

Das ganze folgende Jahr (1079) verlief unter Verhandlungen, von beyden Seiten. Jeder scheute sich den andern offenbar anzugreifen: jeder wollte das äusserste nicht wagen, und gleichwol wollte keiner dem andern nachgeben. Heinrich suchte sich zu verstärken: Rudolph that ein gleiches; doch hielt er sich meistentheils in Sachsen auf. Heinrich brauchte zwey Heere, in Deutschland, und in Italien, und sein Anhang vermehrte sich merklich. Gregor der Pabst, schickte ein Schreiben über das andre nach Deutschland, und wuste selbst nicht, was er wollte. Er verband sich indessen mit den normännischen Fürsten in Italien: er machte seine Freundschaft mit der Gräfin Mathildis immer enger: aber dieser doppelte Schutz konte den listigen furchtsamen doch nicht bewegen, so eilfertig mit einer Entscheidung wegen der Kaiserwahl in Deutschland zu seyn. Er schickte vielmehr an Heinrichen und Rudolphen öfters Gesandten, und versprach, nach dem Ausdrucke eines gleichzeitigen Schriftstellers, bald diesem, bald jenem seine Gunst, und ließ sich dafür Geld geben.

Allein der unverzagte und tapfre Heinrich ward der unnützen Unterhandlungen am ersten müde.

Er brach, schon im Jenner des Jahrs 1080 mit einem starken Heere in Sachsen ein. Die Feinde zogen ihre Truppen zusammen, aber zu ihrer grösten Verwunderung waren selbst verschiedene sächsische Grossen auf Heinrichs Seite getreten, und viele ergriffen die Neutralität. Rudolph stellte sich mit seiner Armee vortheilhaft bey Fladenheim an der Elster. Diese Stellung hielt aber den Muth Heinrichs nicht ab. Er grif den Feind an, (im Februar 1080) und so geschickt, daß die Feinde alle ihre kluge Anstalten vereitelt, und sich von der Seite und vom Rücken her umringt sahen. Rudolph war wieder verlohren, wenn ihn nicht Herzog Otto errettet hätte. Dieser brachte durch seine Tapferkeit alles in Verwirrung. Die letzten wurden die ersten, und die ersten die letzten. In diesem blutigen Gemische kamen Heinrichs Truppen in Unordnung, welche sich ohnstreitig zu unvorsichtig in die Mitte der Feinde gewagt hatten. Sie nahmen die Flucht, und der Sieg fiel den Sachsen zu, welche im Verfolgen grosse Beute machten, und Heinrichs Heere einen empfindlichen Verlust zufügten. Heinrich hatte alle Stärke seines Geistes, und allen seinen Muth nöthig, um, nach diesem Verluste, wiederum dem Feinde die Spitze bieten zu können.

Man kante diesen Muth Heinrichs noch nicht, und glaubte durch diesen Sieg alles gewonnen zu haben. Besonders dachte Pabst Gregor nunmehro seinen Feind so geschwächt zu sehen, daß keine Furcht weiter für ihn nöthig sey. Er hielt eine Kirchenversamlung zu Rom.

Er erklärte sich öffentlich für Rudolphen, und that Heinrichen von neuen in den Bann, und sprach das ganze deutsche Reich von der geleisteten Eidpflicht los: eine Verwegenheit, die Heinrich nachdrücklicher rächte, als es Gregor vermuthet hatte.

Der Bann that eine unerwartete Wirkung, wie es oft mit den äussersten Mitteln zu geschehen pflegt. Sehr viele Fürsten und Stände des Reichs verabscheuten die Frechheit des Pabsts, die gewisser maassen selbst ihren Rechten nachtheilig war, und verstärkten die Parthey des Kaisers Heinrich ansehnlich. Er selbst bekam dadurch eben so viel Muth, als durch die päbstliche Absetzung Reitzung zum Zorne. Er stellte also, noch ehe er gegen Rudolphen aufs neue ins Feld rückte, eine Kirchenversamlung zu Brixen, in dem heutigen Tyrol, an, um den Pabst abzusetzen. Das geschah auch. Simonie, Einführung des Celibats, und Königsmord waren die Ursachen. Die Bischöffe, deren Anzahl neun und vierzig stark war, beschlossen, „daß der höchstun„verschämte Hildebrand canonisch abgesetzt, und vertrie„ben werden, und wenn er auf geschehne Ankündigung „dieses Urtheils nicht von seinem Stuhle herunter stie„ge, immer und ewig verdammt seyn sollte.„ An die Stelle Gregors wurde Wibert, Erzbischof von Ravenna, unter dem Namen, Clemens der Dritte, zum Pabste erwählt. Wibert war vom Gregor schon vor drey Jahren in den Bann gethan, und ergrif daher die Gelegenheit, gleiches mit gleichem zu vergelten, sehr freudig.

Heinrich ertheilte Wiberten den päbstlichen Stuhl. Gregor ertheilte Rudolphen die kaiserliche Krone. Zum

Unglück schenkte jeder von den beyden etwas weg, worüber er noch keine Gewalt hatte. Heinrich verschafte sich die Gewalt in der Folge über den päbstlichen Stuhl; und machte sich dadurch furchtbar. Gregor konte in Absicht der kaiserlichen Krone nicht dasselbige thun, und machte sich dadurch lächerlich. Die Aufschrift, mit welcher er Rudolphen die kaiserliche Krone schenkte, ist eben so bekant, als abgeschmackt.

Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho.

d. i. Der Fels hat dem h. Petrus die Krone gegeben, und Petrus giebt sie Rudolphen. Die Hitze des Stolzes und des Zorns verführte Gregorn zu mehrern Ungereimtheiten. Er wollte in Person gegen Heinrichen zu Felde gehen: er fieng an zu prophezeyen *), und versicherte, daß Heinrich zwischen Ostern und Petri Reich und Leben verliehren sollte. Petri war lange vorbey, und der Kaiser lebte, und man lachte über den Pabst.

Gregor soll, nach einem damals gewöhnlichen Vorurtheile der Sterndeuterey ergeben gewesen seyn, und daher soll seine Weissagung geflossen seyn. Wenigstens wird er in der über seine Absetzung zu Brixen verfertigten Urkunde der Zauberey beschuldigt, und der Traumdeuterey. Etwas fanatisches bemerkt man in seinem Charakter sehr leicht, und der Fanatismus ist zum Aberglauben geneigt.

So bald der neue Pabst Clemens der Dritte, der Bischof von Ravenna, erwählt war, gieng er nach Italien, lief in der Lombarden herum, und hetzte das Volk wider den Gregor auf. Inzwischen verstärkte der Kai-

*) Sigebert. Gemblacens. ad a. 1080. et alii.

ser Heinrich seine Armee, um Rudolphen anzugreifen, welcher in Sachsen herumzog. Heinrich brach aus Thüringen im Monate Oktober in Sachsen ein, eroberte und plünderte Erfurt, indem er die Feinde durch einen sehr geschickten Marsch hintergangen hatte, und trieb sie vor sich. Beyde Heere kamen in der Gegend von Merseburg, an der Elster, zusammen, und obgleich Heinrich keine vortheilhafte Stellung hatte, so beschloß er doch die Feinde unverzüglich anzugreifen, welche sich, auf ihrer Seite ebenfalls dazu bereit fanden. (Am 15 Oktober 1080.)

Die Schlacht wurde sehr hitzig, und nach der Beschreibung der gleichzeitigen Schriftsteller, sehr verwirt. Ein Theil von Heinrichs Armee floh. Herzog Otto, der tapfre Feldherr, glaubte schon den Sieg in den Händen zu haben, als ein neuer Trupp Feinde von der Seite ihn anfiel, welcher die, ihm entgegen gestellten Sachsen in die Flucht geschlagen hatte. Otto brachte auch endlich diese zum weichen, und fiel in ihre Bagage ein, welche geplündert wurde. Inzwischen verlohr die sächsische Parthey alles, indem sie ihr Haupt, den Gegenkaiser Rudolph verlohr. Dieser wurde von dem Herzoge Gottfried von Niederlothringen, oder Bouillon tödtlich verwundet. Der Herzog hieb ihm die rechte Hand ab, und stieß, in der Verbitterung den Schaft der deutschen Reichsfahne in den Unterleib. Es ist eben dieser Gottfried von Bouillon, der hernach die Türken im gelobten Lande schlug, und Jerusalem eroberte.

Rudolph ließ sich nach Merseburg bringen, wo er an den empfangnen Wunden starb. Er bereute noch

noch vor seinem Tode seine Empörung gegen den Kaiser Heinrich, und ließ ihn um Vergebung bitten. Man errichtete ihm ein Denkmal zu Merseburg, welches noch itzt zu sehen ist, und man zeigt auch noch daselbst seine abgehauene Hand.

Heinrich hingegen suchte von dieser Glücksänderung Vortheil zu ziehen; nichts stand ihm mehr entgegen. Er ließ den Sachsen Friede anbieten, und es kamen von beyden Theilen Bischöffe zusammen. Der Kaiser mäßigte sich so sehr, daß er, um die Ruhe allgemein herzustellen, den Sachsen antragen ließ, wenn sie ihn durchaus nicht zu ihrem Herrn haben wollten, so sollten sie seinen Sohn dazu erwählen, und er verspräche, niemals in seinem Leben, nach Sachsen zu kommen. Konte etwas nachgebenderes seyn? Dennoch kam nichts zu Stande. Die versammelten Bischöffe von beyden Theilen waren zu sehr auf einander erbittert. Und der Erzbischof von Salzburg, welcher vom Heinrich abgesetzt worden war, und bey den Sachsen im Exile lebte, verdarb durch eine ungeschickte weitläuftige Rede vollends alles. Man errichtete nicht einmal einen Waffenstillstand, auf sechs Monate, wie man anfänglich angetragen hatte.

Obgleich Heinrich die Sachsen also noch immer in den Waffen wider sich sahe, so hatte er sie doch so gedemüthigt, daß er nicht so bald etwas grosses gefährliches von ihnen vermuthete. Ihr Kaiser war todt: der Muth vielen gefallen: ihre Entschliessungen unordentlich. — Allein in Italien drohte dem Kaiser grössre Gefahr. Gregor wüthete fort, und grif alle weltliche Gewalt auf das schimpflichste an. Mathildis stand

ihm bey. Der Gegenpabst Wibert konte, ohne Heinrichen, nichts ausrichten, und diesen muste Heinrich erhalten, und bestätigen, oder alles verliehren. Er machte sich also mit einem Heere auf den Weg nach Italien im Anfange des Jahrs 1081, und zog gegen Gregorn zu Felde.

Es ist wunderbar, beym ersten Anblicke der Umstände, daß keine auswärtigen Mächte sich mit dem Kaiser gegen den Pabst verbanden, welcher doch zu gleicher Zeit alle Fürsten angrif. Er sagte in einem Schreiben an den Bischof zu Metz: „ein schlechter Mensch, „ein Exorcist allein hat mehr Gewalt, als alle weltliche „Regenten zusammen, denn die Fürsten, wenn sie nicht „als gute Christen leben, sind Sclaven der Teufel, und „denen hat der Exorcist zu befehlen; hat er aber den „Herren zu befehlen, so hat er auch über ihre Sclaven „zu befehlen.„

An die französischen Bischöffe ließ er ein Circularschreiben ergehen, worinnen die Worte stunden: „Euer König ist mehr ein Tyrann als ein König; er „führet ein strafbares und schändliches Leben,„ und nach diesen unbesonnenen Ausdrücken ward, wie gewöhnlich, mit dem Banne gedroht.

An den König von Ungarn, Salomo, dessen Land kaum für eine christliche Provinz zu rechnen war, schrieb er: „Du kanst den Fürsten deines Landes nur „sagen, daß das Königreich Ungarn der römischen Kir„che gehöre.„

Die Einführung der päbstlichen Verleihung aller geistlichen Würden muste alle Fürsten und Könige wider ihn aufbringen. Warum thaten sie nichts, und

liessen den guten Heinrich allein fechten? — Weil er Kaiser war, und jeder fürchtete, er möchte durch fremde Hülfe nur gar zu mächtig werden. Diese verfehlende Politik, dergleichen es immer, und an den meisten Höfen Europens gegeben hat, brachte am Ende allen Fürsten einen unersetzlichen Schaden, der durch alle folgende Jahrhunderte gedauert hat, und noch itzo nicht gänzlich getilgt ist.

Heinrich rückte mit einem muthigen und zahlreichen Heere in Italien ein, vereinigte sich mit seinem Pabste Clemens, zog durch die Länder seiner Feindin der Mathildis, ohne sich aufzuhalten, und belagerte Rom. Er konte es nicht erobern. Obgleich dreyzehn Cardinäle von der Parthey Gregors abgefallen waren, und ob gleich eine andre grosse Menge der Geistlichkeit in Italien auf seine Seite traten, so hatte er doch nicht das Glück, so gleich Sieger zu werden. Die normännischen Fürsten, besonders Robert Guiscard, hatten sich mit Gregorn vereinigt. Wenn beyde Partheyen gleichen Muth gehabt hätten, so würde eine entscheidende Schlacht erfolgt, und dadurch die Ruhe hergestellt worden seyn. Allein Heinrichs Schicksal wollte es so, daß er niemals ganz sinken, und niemals ganz Sieger seyn sollte.

Die Hitze nöthigte ihn, die Belagerung von Rom aufzuheben. Indessen hatte die Geistlichkeit zu Lucca die Bürger wider die Mathildis eingenommen, und die ganze Stadt erklärte sich für Heinrichen. Er bestürmte, auf dem Wege nach Lucca, die Stadt Florenz, aber vergeblich. In Lucca öfnete man ihm die Thore mit

Freuden,

Freuden, und er machte diese Stadt zu seinem Waffenplatze in Italien.

Die Wichtigkeit der italienischen Angelegenheiten liessen ihn nur flüchtige Blicke nach Deutschland thun. Hier war, während seiner Abwesenheit, im August dieses Jahrs 1081 alles in neue Verwirrung gekommen. Die Sachsen hatten einen Grafen Hermann von Luxemburg zu ihrem Kaiser erwählt, einen Mann von bescheidnem, aber nicht grossem Geiste, dessen sanftes Betragen gefiel. Er hatte bisher den Sachsen wider Heinrichen beygestanden, und erhielt dafür die gefährliche Ehre der Kaiserkrone. Man hatte einen Charakter, wie er war, mit Fleiß, erwählt. Der Erzbischof von Magdeburg, der Bischof von Halberstadt, der Herzog Otto, und der Markgraf Ecbert von Thüringen; diese zusammen genommen waren eigentlich Kaiser, indeß Graf Hermann den Namen dazu hergab. Es ermangelte nicht ein päbstlicher Legate, von Gregors Seite, welcher das Schauspiel des neuen Gegenkaisers wichtiger zu machen suchte.

Aber Heinrich, den vielleicht Gregor durch dieses Schauspiel hatte nach Deutschland ziehen wollen, wich nicht aus Italien, wo er seinen Pabst Clemens einzusetzen sich fest entschlossen hatte. Dieß muste auch geschehen, wenn er nicht, ohne Folgen, in Deutschland kämpfen wollte. Er unternahm die Belagerung von Rom im folgenden Jahre 1082, von neuem, überließ sie aber bald seinem Pabste Clemens, und zog nach der Lombardie, um die Gräfin Mathildis anzugreifen; konte aber nicht viel gegen ihre Festungen ausrichten. Die Belagerung von Rom wurde auch wieder aufgehoben.

Es fehlte am Gelde. Zum Glücke kam nun durch die geschäftige Munterkeit des Kaisers ein Bündnis zwischen ihm, und dem orientalischen Kaiser, Alexius Commenus zu Stande, welches eigentlich wider den normännischen Fürsten Robert in Neapel errichtet wurde. Aber es half doch dem Kaiser zu neuem Muthe, Anhange und Gelde. Er wendete dieses alles zur Vorbereitung auf seinen grossen Endzweck, Rom zu erobern, an.

Im folgenden Jahr 1083 unternahm er nun die Belagerung von Rom zum dritten mahle. Er eroberte endlich den jenseits der Tiber gelegnen Theil der Stadt. Obgleich itzt seine Waffen überall siegten, auch in Apulien, Calabrien, und der Lombardey, so mäßigte er sich doch, und versprach sich mit Gregorn zu vergleichen. Die Römer übernahmen die Vermittlung, und man machte einen Waffenstillstand. Der römische Adel, den die Gelindigkeit des Kaisers rührte, verpflichtete sich eidlich, daß er Gregorn nöthigen wollte, entweder Heinrichen die Kaiserkrone zu geben, wie man damals sprach, das hieß, die Ceremonie der Krönung zu verrichten, oder den päbstlichen Stuhl zu verlassen. Itzt schien Heinrich am Ende seiner traurigen Laufbahn zu seyn. Er würde es gewesen seyn, wenn Gregor nicht ein hartnäckigter Alter gewesen wäre. Dieser unbiegsame Mann wollte von keinem Vorschlage hören; er that vielmehr in dem einen Theile der Stadt den Kaiser Heinrich, der in dem andern war, aufs neue in den Bann, und bezeigte sich desto härter, je unglücklicher er war. Heinrich setzte also die Belagerung mit Standhaftigkeit und Macht fort, und wurde endlich (im

Jahre 1084) Meister von der ganzen Stadt. Gregor entfloh auf die Engelsburg; und trotzte immer noch dem Kaiser, und that ihn immer noch in den Bann.

Der Einzug Heinrichs in die Stadt Rom war der schönste Triumph in seinem ganzen Leben. Er setzte seinen Pabst Clemens nun vollkommen in seine Würde ein, und ließ ihn durch die Bischöffe weyhen. Der neue Pabst krönte am Ostertage Heinrichen zum Kaiser, und beyde, der Pabst, und der Kaiser, hatten nun den Hauptzweck ihrer Wünsche erreicht. Die Häuser der Feinde des Kaisers wurden niedergerissen, und die Schuldigen bestraft. Alles beugte die Knie vor Heinrichen; alles war ihm ergeben; nur das Glück nicht.

Robert, der normannische Fürst, welcher befürchten muste, daß bey fernern Eroberungen Heinrichs auch die Reihe an ihn kommen könte, eilte nach Rom zu, mit einem Heere von sechs und dreyßig tausend Mann. Heinrich war eben im Begriffe nach Deutschland zu gehen, und überließ seinem Pabste Clemens, mit seiner Parthey sich zu vertheidigen. Er muste nach Deutschland gehen, wenn er nicht bey seiner Ehre in Italien alle Ehre in Deutschland verliehren wollte, wo der Gegenkaiser Hermann anfieng Aufsehn zu machen.

Indem er nach Deutschland zog, befreyete Robert den alten Pabst in der Engelsburg, und söhnte die Römer mit ihm aus. Dennoch traute er den Römern nicht, und, nachdem Gregor auf einem Concilio im Lateran den Kaiser Heinrich und seinen Pabst, mit allen seinen Anhängern nochmals verdamt hatte, so zogen Robert und Gregor aus Rom davon, und Gre-

gor kam nie wieder dahin. Er gieng nach Montecassino, und von da nach Salerno.

Heinrich kam zu einer gelegnen Zeit (1084) in Deutschland an. Sein Hauptfeind unter den Fürsten der Herzog Otto, gegen dessen Tapferkeit er im Felde nie glücklich gewesen war, hatte durch seinen Tod ihm den Sieg erleichtert. Hermann von Luxemburg spielte die Rolle nur nach der Vorschrift derjenigen, die ihn auf den Schauplatz geführt hatten. Diese waren oft selbst uneins, nachdem Otto gestorben war. Es schien also, zumal bey dem Glücke der kaiserlichen Waffen in Italien, ein Vergleich wahrscheinlich. Aber das Wahrscheinliche geschieht in der Welt nicht oft, und bey Heinrichen erfolgte es niemals.

Seine Erscheinung und seine lebhafte Geschäftigkeit unterhandelte, und schlug zugleich. Er befreyte Augsburg von Feinden, und stellte an den Grenzen von Franken und Thüringen einen Friedenscongreß an. Dieser lief fruchtlos ab, so wie alle bisherigen.

Die Sachsen mit ihrer Parthey hielten einen Synodus zu Quedlinburg. Hier wurde das Bündnis wider Heinrichen bestärkt, und alles genehm gehalten, was der alte Gregor in Italien gegen den Kaiser ausgesprochen, geurtheilt, und verdammt hatte. Man gieng so weit, daß man aus Unbesonnenheit die Sätze Gregors von der Unfehlbarkeit des Pabstes, von dem Verbote der Priesterehe, von der päbstlichen Verleihung der geistlichen Güter, und den Satz, daß auch eine ungerechte Verdammung, wenn sie der Pabst ausspreche, mit blindem Gehorsam angenommen werden müsse; daß man solche unerhörte verwegne Sätze annahm, und bestätigte.

stätigte. So weit konte die Rachsucht eine Nation verblenden, die auf nichts so sehr als Freyheit eifersüchtig war. Und diese Sclavengesetze nahmen die Sachsen zu eben der Zeit an, da sie zur Vertheidigung der Freyheit die Waffen führten.

Ihre Unbesonnenheit wurde von dem Schicksale bestraft. Denn in eben diesem Jahre, (1085) in dem sie so ungeheure Verwegenheiten des Pabstes unterstützten, änderte sich die ganze Gestalt der Sachen.

Heinrich gieng nach Maynz, und hielt ein Concilium, mit vielen Bischöffen, und den Legaten seines Pabstes Clemens. Der Erzbischof von Maynz Siegfried war gestorben, und Heinrich besetzte die Stelle mit einem Getreuen von sich. Die Wahl des Pabstes Clemens wurde bestätigt, so wie Gregors Absetzung und Bann, die Sätze Gregors verworfen, die Geistlichen, welche ihnen beypflichteten, ihrer Aemter entsetzt, und neue an deren Stelle eingesetzt. Darüber bekamen fast alle deutsche Stifter zwey Bischöffe, und der Verwirrung war kein Ende. Heinrichs Parthey wurde jedoch bald die stärkste. Die neuen Erzbischöffe von Maynz und Trier wurden sehr gute Stützen.

Die Sachsen sahen ihren rechtmäßigen Kaiser unter lauter begünstigten Umständen auf sie zu kommen. Sie liessen durch den Bischof Udo von Hildesheim mit ihm unterhandeln. Die Gelindigkeit des Monarchen, und seine Bereitwilligkeit zur völligen Amnestie erwarben ihm Beyfall. Viele von den vornehmsten in Sachsen unterwarfen sich ihm. Seine Hauptfeinde waren verlassen. Hermann entfloh mit den beyden Bischöffen

von

von Magdeburg und Halberstadt nach Dännemark. Heinrich war Herr.

Sein Glück wurde durch den Tod des alten Gregors, der zu Salerno starb, vermehrt. Sigebert von Gemblaurs erzählt, daß dieser hartnäckige Greis auf seinem Todbette noch die Strenge und Ungerechtigkeit, die er gegen Heinrichen bewiesen, bereut, und daß er den Bann aufgehoben, und befohlen habe, davon dem Kaiser Heinrich und der ganzen christlichen Kirche Nachricht zu geben. Er gestand so gar, daß er in der Seelsorge, und seinem Hirtenamte sehr gesündiget habe„. Das half aber dem guten Heinrich itzo nichts: und die Freunde Gregors hüteten sich wohl, sein Bekentnis bekant zu machen. Vielmehr betrachteten sie den gestorbnen Gregor als einen Märtyrer, und die Gräfin Mathildis sorgte geschwind für einen neuen Pabst, welcher den gestorbnen mit allen seinen Eigenschaften wieder herstellen möchte. Sie fand Mittel, denn die findet ein jeder der Geld genug hat, einen Clienten von sich wiederum zum Pabste erwählen zu lassen, den Abt von Monte Caßino, Desiderius, welcher den Namen Victor III. bekam, aber eine schlechte Rolle spielte, und im fünften Monate schon starb. Er hatte sich zu Rom nicht erhalten können; er lief nach Capua, und hielt da ein Concilium. Die unternehmende Mathildis führte ihn nach Rom zurück, verjagte den kaiserlichen Pabst Clemens aus der Peterskirche, stellte ihren Victor dem Volke vor, und brachte es durch ihr Geld dahin, daß dieser ihr Pabst zu Rom bleiben konte, und die Engelsburg in Besitz nahm, da indessen der alte Pabst zu Maria della Rotonda saß. Nach Victors

Tode ruhte Mathildis nicht eher, bis sie wieder einen eignen Pabst hatte. Das wurde der Bischof Otto von Ostia, der bisher päbstlicher Gesandte des Gregors in Deutschland gewesen, und in der gregorianischen Schule erzogen war. Er konte sich gleichwohl, auch bey aller Unterstützung seiner Gönnerin nicht gegen Clemens den Dritten erhalten. Er nahm den Namen Urban der Zweyte an, und half sich mit Allmosen, Kircheneinweihungen, und Consecrirungen kümmerlich durch. So gut stand itzt alles für Heinrichen in Italien.

Die wunderbare Ebbe und Fluth in dem Schicksale seines Lebens aber veränderte bald die Umstände mit ihm. Der Markgraf Ecbert von Thüringen, ein unruhiger, kriegrischer Kopf, und voller Ehrgeitz und Ränke, wurde durch einen förmlichen Rechtsspruch der Fürsten in die Reichsacht erklärt. Dieser machte Sachsen von neuen empörerisch. Er besaß viele Güter in diesem Lande, welche einen Theil der itzigen braunschweigischen Länder ausmachten. Er fand bey seinen Nachbarn Anhang. Hermann kam mit denen, die mit ihm nach Dannemärk geflohen waren, wieder zurück. Zu gleicher Zeit bekam Heinrich einen neuen Feind an dem Herzog in Bayern Welph, eben denjenigen, dem er, nach Ottos Absetzung das Herzogthum Bayern ertheilt hatte. Aber Welph hatte nun einmal vom Kaiser das Herzogthum, und von dessen Gegenparthey konte er itzt neue Vortheile bekommen. Es wurde eine Vermählung zwischen seinem Prinzen Welph dem Fünften, und der Gräfin Mathildis verabredet, und dieß war schon Ursache genug, den Kaiser feindlich anzugreifen.

Die Unruhen, welche Welph erregte, nöthigten Heinrichen, aus Sachsen zu gehen. Die Parthey des Gegenkaisers Hermann verstärkte sich indessen desto mehr, und Welph und Hermann vereinigten endlich gar ihre Heere mit einander.

Der treuste Freund des Kaisers, und der beständigste war der Herzog von Böhmen Vratislaus, gewesen. Heinrich belohnte ihn kaiserlich. Er erklärte ihn zum Könige, und ließ ihn, nebst seiner Gemahlin, Zuatava, zu Prag, durch den Erzbischof von Trier feyerlichst die königliche Krone aufsetzen. (im Jahre 1086.)

Die schnelle Menge seiner Feinde verursachte schnelle Auftritte. Er gieng ihnen entgegen, als sie Würzburg belagerten. Aber die grössere Macht, die Welph, und Hermann, hatten, siegte über ihn bey Bleichfeld, und eroberte hierauf Würzburg. Er erhohlte sich mit bewundernswürdigem Muthe wieder, und nahm Würzburg wieder ein, und setzte einen neuen Bischof zum Wächter in der Stadt.

Es wurden hierauf, wie gewöhnlich, neue Friedensunterhandlungen gepflogen, und wie gewöhnlich, waren sie wieder fruchtlos. Heinrich wollte (im Jahre 1087) von neuen in Sachsen einbrechen, zog sich aber, wegen der Menge der Feinde wieder zurück. Man warb itzt allenthalben gegen ihn Soldaten. Der Adel, welcher gegen ihn fochte, nante sich Ritter des heiligen Peters, und die gemeinen, die Getreuen des heiligen Peters. Die mathildinischen Päbste fuhren immer mit ihrem Banne fort, und die Stände des Reichs brauchten dieses zum Vorwande. Bey vielen

wirkte auch der Aberglaube und das Vorurtheil. Sie wollten dem Kaiser nicht eher helfen, bis er aus dem Banne wäre. Heinrich sagte nichts weiter drauf, als daß er an der Spitze seiner Heere sie überzeugen wollte, daß er nicht im Banne sey. Es gehörte unglaubliche Standhaftigkeit dazu, sich so gegen die Menge von Feinden, und so unaufhörlich zu wehren, wie Heinrich that.

Mitten unter diesen trüben Aussichten trat wieder das Glück auf seine Seite, welches mit ihm zu spielen schien. Der ärgste Urheber aller Unruhen seit zwölf Jahren her, der Bischof von Halberstadt, Buco, starb (1087) so, wie es sein Leben verdient hatte: er wurde in einem Aufruhre zu Goslar, tödtlich verwundet. Der unruhige Ecbert demüthigte sich vor ihm, schwur ihm von neuen den Gehorsam, und wurde aus seinem gefährlichsten Gegner, sein eifriger Anhänger. Die Sachsen wurden dadurch bewogen, endlich auch zu ihrem Gehorsam zurückzukehren. Sie unterwarfen sich ihrem Herrn, den sie auf sechszehn Jahr bekriegt hatten, und erhielten eine vollkomne Vergebung. Selbst der Gegenkaiser Hermann legte den angenommenen Kaisertitel ab, und gieng ruhig in seine Erbländer, wo er bald hernach von einem Weibe getödtet wurde.

Itzt, (im Jahre 1088) war Heinrich wieder Sieger, und Herr, aber in eben diesem Jahre noch gieng der Krieg von neuen an. Der Urheber war der unruhige Markgraf Ecbert, welcher, an statt durch das Beyspiel des Rudolphs, und Hermanns abgeschreckt zu werden, vielmehr durch den Tod des letztern sich ver-

leiten

leiten ließ, Ansprüche auf die Krone Deutschlands zu machen, und seinen Ehrgeiz zu befriedigen.

Niemals ist ein Fürst, bey so vieler Tapferkeit, und so muthiger Standhaftigkeit so unglücklich gewesen, als Heinrich: denn auf einmal gestürzt zu werden, ist geringer Unglück, als aus lauter besiegten Unfällen immer in neue, unaufhörlich zu gerathen.

Ecbert sammelte ein Heer, und gieng auf die kaiserlichen Truppen loß, welche in seinen thüringischen Ländern standen, indem er nun auf einmal verlangte, daß seine Güter von allen kaiserlichen Soldaten frey seyn sollten. Der Kaiser war von der Absicht Ecberts auf den Thron, und daß er sich itzt die Gelegenheit dazu bahnen wollte, unterrichtet. Er belagerte daher das Schloß des Markgrafen, Gleichen, in Thüringen. Ecbert drang mit einem starken Heere auf ihn zu. Heinrich war unglücklich, und wurde geschlagen. Er war in der Weyhnachtsnacht (1089) überfallen worden. Die Schlacht dauerte bis in die tiefe Nacht, und richtete dadurch im kaiserlichen Heere nur desto mehr Schaden an. Der Sieg machte den Markgrafen muthiger; allein einen starken Anhang konte er doch so gleich nicht erhalten.

Der Kaiser furchte sich auch für ihn so wenig, daß er im folgenden Jahre (1090) nach Italien gieng, nachdem er vorher einen Reichstag zu Speyer gehalten, und gewisser massen dadurch sein Ansehn bestärkt hatte. Seine Gegenwart war in Italien sehr nöthig geworden. Mathildis und ihre Freunde hatten alles in Verwirrung gebracht.

Die Heyrath der Gräfin Mathildis mit dem Prinzen des Herzogs von Bayern, Welph dem Fünften, veränderte in Italien die Sachen. Man hatte die Neigung der Gräfin bey dieser Vermählung nicht zu Rathe gezogen. Obgleich Welph ein junger Prinz, und die Gräfin eine Dame von drey und vierzig Jahren war, so schien sie doch an dem gebundnen Leben der Ehe überhaupt, so wenig als an ihrem Bräutigamme Geschmack zu haben. Sie verheyrathete sich blos den Cardinälen zu Gefallen, und dem Kaiser zum Trotze, welcher als ein naher Anverwandte, und als Kaiser, auf die künftige Verlassenschaft ihrer Güter Anspruch hatte. Sie hatte diese zwar schon dem Stuhle des heiligen Peters geschenkt, allein die Cardinäle trauten gleichwohl itzo den Rechten des Stuhls des heiligen Peters nicht viel zu, und glaubten, daß ein Prinz, wie Welph, durch die Waffen mehr Recht gegen den Kaiser haben dürfte. Mathildis erklärte ihren Gemahl zum Universalerben aller ihrer Güter. Sie that dieses nur, um sich an dem Kaiser zu rächen; denn sie liebte ihren Gemahl ganz und gar nicht, und ein Charakter, wie sie war, wuste tausend Mittel, alle Bande zu brechen.

Diese italienischen Umstände nöthigten den Kaiser, der Mathildis förmlich den Krieg anzukündigen, und dieß um so mehr, da sie ihren Pabst Urban wieder nach Rom geführt, und den kaiserlichen Pabst Clemens, aus der Stadt vertrieben hatte.

Heinrich war in Italien glücklich. (1190) Er verwüstete und eroberte fast alle Besitzungen der Mathildis, und nahm ihre Schlösser diesseits des Po ein. Er belagerte die feste Stadt Mantua, und eroberte sie

nach einer Belagerung von eilf Monaten, und er schlug auch die mathildinischen Truppen bey Tricontari. Pabst Urban zitterte in Rom, und sprach in der Angst einen jeden von der Sünde des Todschlags loß, der den Kaiser umbringen würde. Aber es fand sich niemand. Hingegen wurde um eben diese Zeit der Gegner des Kaisers in Deutschland, Markgraf Ecbert, in einer Mühle, zu Eisenbüttel, erschlagen. Man gab vor, die Aebtißin zu Quedlinburg, des Kaisers Schwester, habe diese Ermordung veranstaltet.

Itzt war Heinrich wieder allenthalben Sieger, und wo er hinkam, demüthigte sich alles vor ihm. Die Römer selbst, bestürzt über des Kaisers Vortheile, nahmen Clemens den Dritten wieder in ihre Stadt auf, gaben ihm die Engelsburg ein, und verjagten Urban den Zweyten, der wieder nach Calabrien wandern muste.

Bey solchen Vorfällen wuste sich selbst Mathildis nicht weiter zu rathen, und fieng an zu wanken. Man ergrif das letzte Mittel, was man gegen einen Sieger zu gebrauchen pflegt, von dem man nicht ganz niedergestürzt seyn will. Man fieng an, einen Vergleich vorzuschlagen, und Welph der Vierte, der Schwiegervater der Mathildis, kam aus Deutschland nach Italien, um den Vergleich zu Stande zu bringen. Allein Heinrich konte die vorgetragenen Bedingungen nicht eingehen. Er verlangte, daß man seinen Pabst Clemens für den rechtmäßigen Pabst erkante, und da man diese Bedingung nicht annahm, so konte der Kaiser auch nichts verwilligen.

Indessen hatte sich die Gräfin Mathildis von ihrer Bestürzung wieder erhohlt, und brachte neue Spring-

federn wider den Kaiser in Bewegung. Diese geschäftige, dem Kaiser im höchsten Grade feindselige, und mit aller List und verschmitzten Politik ausgerüstete Fürstin wiegelte vier italienische Städte gegen den Kaiser auf, indem derselbe Monteviglio, und ihr festes Schloß Canossa, vergeblich belagerte. Der Kaiser gieng, auf kurze Zeit, nach Deutschland, und übergab seinem Sohne Conrad (1093) das Commando der Armee in Italien. Dieß war wohl der gröste Fehler seiner ganzen Regierung: nicht deswegen, weil er seinem Sohne das Commando der Armee gab: denn welcher Vater kan, ohne starke Gründe, glauben, daß sein Sohn ein Unmensch seyn, und wider ihn sich empören kan? sondern daß er, ohne nothwendige Ursache nach Deutschland gieng, und seine Siege unvollendet in Italien ließ, und den Feinden neue Gelegenheit gab, ihre Kräfte zu verstärken.

Kaum hatte Heinrich den Rücken gewandt, so spielte ihm die Gräfin den ärgsten Streich, und reitzte den Prinzen Conrad zum Aufruhr gegen den Vater. Zwar eilte Heinrich so gleich wieder zurück, aber er fand sein voriges Glück nicht wieder. Seine grosse Feindin machte sich itzt fürchterlicher als jemals, und er war nicht im Stande, nachdem seine Truppen einen Verlust erlitten hatten, etwas grosses gegen sie zu unternehmen. Er rang mit den Unfällen, ohne zu erliegen, aber auch, ohne etwas auszurichten.

Die gefährliche Gräfin, in Verbindung mit der ihr ergebnen Geistlichkeit, und ihrem Pabste, siegte über die kindliche Pflicht Conrads. Man stellte diesem Prinzen vor, daß sein Vater als ein Verbannter

ihn selbst mit in die Verdammung zöge; daß seine Nachfolge auf dem Kaiserthrone, unter solchen Umständen zweifelhaft, und voller Gefahren sey: man nahm den Aberglauben zu Hülfe, und sprach ihn vom Banne, und der kindlichen Pflicht los. Die Hofnung zur italienischen Krone, und der mächtige Beystand der Mathildis, und verschiedner lombardischen Städte, vollführten die Verblendung des Prinzen. Man breitete aus, daß Conrad einen natürlichen Haß gegen seinen Vater habe, weil ihm dieser gegen seine zweyte Gemahlin, Adelheid, unerlaubte Dinge zugemuthet, und die Verweigerung des Prinzen mit Unmuth empfunden habe. Solche Verläumdungen waren damals gewöhnlich. Man scheute sich nicht, einander die schrecklichsten Laster Schuld zu geben; sie mochten wahr, oder erdichtet seyn, so that das Gerücht doch immer seine Wirkung.

Der verblendete und unglückliche Conrad bekam doch starken Anhang, und viele von der Parthey des Vaters traten auf die Parthey des Sohns. Er ließ sich zu Mayland zum Könige von Italien krönen; setzte einen neuen Erzbischof, und erklärte sich nun öffentlich wider seinen Vater. Der Pabst der Mathildis, Pabst Urban, trat wieder auf den öffentlichen Schauplatz, kam am Ende des Jahrs (1093) nach Rom, und bekam in der Folge einen grossen Theil der Stadt auf seine Seite. Die meisten Städte der Lombardey wurden ebenfalls Conrads Parthey ergeben. In Deutschland warben Bischöffe Truppen für den Pabst und Conraden, und Fürsten wurden Ritter des heiligen Peters. Die Revolution stieg aufs höchste. Man machte zu Ulm ein Bündnis, in geistlichen Dingen, blos

dem Bischoffe Gebhard zu Costniz, welcher schon vorher päbstlicher Legat, von Urbans Seite, war, zu gehorchen, und in weltlichen Dingen sollten die Herzoge und Grafen zu befehlen haben.

Nun war Heinrichs Schicksal aufs äusserste gekommen. Er wurde bis zur Melancholie erbittert. Sein Pabst Clemens wollte dem Sturme weichen, und seine Würde öffentlich niederlegen. Alles schien izt wider Heinrichen zu seyn, und er war unvermögend, sich durch diesen Schwarm von Feinden durchzukämpfen. In Deutschland hatte man durch den Bund zu Ulm sein ganzes Ansehn geschwächt: Welph der Vierte, und der Herzog Berthold in Schwaben, suchten alles wider ihn aufzubringen. Die Bischöffe gehorchten dem Bischoffe zu Costniz, das war so viel, als dem Pabste Urban selbst. In Italien, wo Heinrich selbst gegenwärtig war, muste er wider die Macht, und die List der gefährlichen Gräfin Mathildis, wider die lombardischen Städte, wider den grösten Theil von Italien, wider die Rebellen seiner Armee, die auf Conrads Seite getreten waren, und wider diesen seinen eignen Sohn kämpfen. Dennoch wurde er nicht überwunden: er fochte bald da, bald dort, unterredete sich mit seinem Pabste zu Verona, und suchte Hülfe bey den Venetianern.

Unterdessen reißte der Gegenpabst Urban nach Frankreich, um dort das Project eines Feldzuges der Christenheit wider die Saracenen und Türken in Palästina zu Stande zu bringen, welches auch auf dem Concilio zu Clairmont, (1095) ausgeführt wurde.

Ehe noch Urban nach Frankreich gieng, erweckte er dem Kaiser Heinrich durch die Kirchenversammlung,

die

die er zu Placenz hielt, den heftigsten Verdruß. Heinrich hatte sich, nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Bertha, im Jahre 1089 mit einer reußischen Prinzeßin, der Wittwe des Markgrafen Uto, Adelheid vermählt, aber er war ihrer auch bald überdrüßig worden, und hatte sie so gar in Verhaft nehmen lassen. Adelheid entkam aus ihrem Gefängnisse, und floh zur Mathildis. Diese ließ sie nun auf der Kirchenversammlung zu Florenz alle ihre Ehbettgeheimnisse, von denen es dennoch ungewiß bleibt, ob sie wahr sind, vor allen versammleten Priestern und Bischöffen erzählen. Ein Theil dieser sonderbaren Geheimnisse gereichten der Adelheid selbst zur Schande. Man stelle sich nun eine Prinzeßin vor, die vor einer ganzen Menge Prälaten von solchen Unanständigkeiten, die im Bette vorgefallen seyn sollen, ganz freymüthig, und öffentlich Bericht abstattet, und Klagen führt. Die Bischöffe erliessen ihr auch die Strafe, die sie selbst wegen gewisser Vergehungen, die sie gestand begangen zu haben, verdiente, weil sie so gar freymüthig ihre Schande erzählt hatte. Die Feinde des Kaisers aber freuten sich, von neuen üble Gerichte von ihm auszubreiten, und Dinge bekant zu machen, die nur der Unsinn der Feindschaft in den Mund nehmen konte, und an deren Gewisheit doch jeder vernünftige zweifelte. Aber alle Mittel galten, wenn sie nur Heinrichen schaden konten. So unglücklich war dieser Fürst.

Die Bosheit seiner Feinde, die Macht und der Reichthum der Gräfin Mathildis, die Bemühungen der Bischöffe, der Aberglauben des Jahrhunderts, und die Rebellion seines eignen Sohns: dieses alles zusammen

men bestürmte ihn in Italien so sehr, daß er nichts wichtiges und grosses mehr ausführen konte. Sein Pabst Clemens wurde eben so unfähig, ihm zu helfen. Selbst Verrätherey stritt wider sie. Urban, welcher, nachdem er in Frankreich einen allgemeinen Schwindel, nach dem gelobten Lande zu ziehen, erregt, und über hundert tausend Menschen dahin gepredigt hatte, ruhmvoll nach Italien kam, bestach die Römer, und bekam die Engelsburg ein. Clemens muste nach Ravenna entweichen. Heinrich überließ der Rache der Zeit seine Feinde, und zog sich kaltblütig nach Deutschland zurück, wo er neue Vorbereitungen des Glücks für sich fand. (1097.)

Es war ein seltsames, tragicomisches Jahrhundert geworden. Alles gieng durch einander, und die eifrigsten Freunde wurden, ehe man es sich versah, die bittersten Feinde, und dann wieder Freunde, auch wohl nachher wieder Feinde. Kein Bündnis war feste, ausser, was der Aberglaube, und der päbstliche Fanatismus errichteten. Welph, der Herzog von Bayern war der eifrigste Anhänger Heinrichs, von dem er sein Herzogthum bekommen hatte. Er wurde hierauf sein Feind, und trat auf Rudolphs Seite. Bald darauf wurde er wieder ein Freund des Kaisers. Durch die Heirath seines Prinzen mit der Mathildis war er im Gegentheil der bitterste Feind des Kaisers geworden; und nach wenigen Jahren, (1096) trat er wieder auf des Kaisers Seite, und bahnte ihm den Weg nach Deutschland, und machte ihm fast alles wieder ergeben. Daran war die Gräfin Mathildis Schuld.

Man hat vorher erzählt, daß sie, aus Devotion für den päbstlichen Stuhl sich mit dem jungen Welph

dem Fünften vermählte. Nun sind freylich Heirathen aus Devotion kein starkes Eheband. Besonders bey einer Mathildis. Sie bekam also sehr bald eine Abneigung gegen ihren Gemahl, oder vielmehr sie erklärte ihre längst gehabte Abneigung ganz deutlich. Und der junge Prinz war auch nicht eben in eine drey und vierzig jährige Dame sehr verliebt. Indessen war es ihm nicht gleichgültig, daß er durch eine Trennung von ihr die reiche Erbschaft ihrer Staaten verliehren sollte. Mathildis wollte ihn nun aber einmal nicht länger zum Gemahle haben, und sie trente sich von ihm. Man erzählte auch hierbey einige Umstände, die der Gräfin Tugend nachtheilig, und ihrer Ehre schimpflich waren. Heinrich wurde durch die Gerüchte, die man in Absicht des Ehebettes der Mathildis ausbreitete, für alles dasjenige gerächt, was Adelheid in Gegenwart der heiligen Väter zu Placenz auf dem Concilio sollte ausgesagt haben. Das Schicksal rächte ihn überhaupt an allen seinen Feinden. Er sah aller ihr Untergang, zwey ausgenommen, die ihn überlebten, aber doch am Ende noch die Rache des Schicksals stark genug empfanden.

Der erzürnte Herzog Welph gieng nach Deutschland, und that dem Kaiser durch seinen Zorn wider die Mathildis so gute Dienste, daß Heinrich bey seiner Ankunft in Deutschland, im Jahre 1097 fast alle Gemüther beruhigt, und die Stände des Reichs auf seine Seite gelenkt fand. Es fehlte nichts als eine öffentliche Erklärung. Und diese erfolgte auf einem glänzenden Reichstage zu Maynz am Ende dieses Jahrs. Hier wurde ganz Deutschland beruhigt. Welph der Vierte erhielt sein Herzogthum wieder, welches ihm der Kai-

ser, bey seiner Empörung genommen hatte. Schwaben behielt der Herzog Friedrich von Stauffen, der Schwiegersohn des Kaisers. Auf eben diesem Reichstage wurde Prinz Conrad, welcher seine Empörung in Italien immer fortsetzte, von der Nachfolge auf dem kaiserlichen Throne ausgeschlossen, und der zweyte Prinz des Kaisers, Heinrich zum Nachfolger erwählt. Er muste aber eidlich versprechen, so lange sein Vater lebte, sich in keine Angelegenheiten des Reichs zu mischen; ein Versprechen, welches er bald hernach sehr schlecht hielt.

Itzt genoß Heinrich einer Ruhe von fast fünf Jahren. Denn in Absicht der italienischen Unruhen beobachtete er eine kluge Kaltblütigkeit, und erwartete einen gelegnen Zeitpunkt, auch in diesem Lande seine Rechte herzustellen.

Während dieser Zeit giengen die so genanten Creutzzüge an, und diese waren für den Kaiser Heinrich nicht ganz gleichgültig; denn erstlich beförderten sie die Ruhe durch das Erstaunen über die Neuheit der Sache, welche die Aufmerksamkeit von jedermann auf sich zog, zweytens nöthigten sie den Kaiser Heinrich, die Juden in seinen Schutz zu nehmen, weil diejenigen, die sich mit dem Creutze bezeichnen liessen, um Jerusalem den Händen der Ungläubigen zu entreissen, in ihrer ersten Wuth über die Juden herfielen, und diese armen Leute, wo sie sie fanden, todtschlugen, und plünderten. Sie wurden dafür auch gröstentheils in Ungarn wieder umgebracht. Heinrich nahm sich der Juden an, welche damals fast die einzigen Handelsleute in Deutschland waren.

Es ist ein allgemeines Urtheil, daß die Creutzzüge eine Politik der römischen Päbste gewesen seyn. Von den nachfolgenden Zeiten ist es allerdings wahr. Aber im Jahre 1095 konte der gelddürftige Pabst Urban gewiß nicht an eine so weit ausgedachte Politik denken. Er hatte mit den nahen Händeln genug zu thun. Und der Urheber des ersten Feldzugs nach Palästina war ein armseliger Mensch aus Amiens, mit Namen Cucupeter, der unter dem Namen des Eremiten Peters bekant ist. Dieser war in Jerusalem beleidigt worden, und wollte sich gern rächen. Die Leichtigkeit, mit welcher die französische Nation alles unternimmt, und der Fanatismus der Zeit machten, daß Cucupeters Einfall gerieth, welchen der Pabst gar gern unterstützte. Dieser bekam dadurch auswärts desto mehr Ansehen, je weniger er in Italien selbst hatte. Bey der ersten Unternehmung des Creutzzuges war die päbstliche Politik gewiß unschuldig.

Heinrich nahm so wenig als Deutschland überhaupt an dem Anfange der Creutzzüge Antheil. Er richtete vielmehr seine Aufmerksamkeit nach Italien, und sah, welche Schicksale sein Sohn, und sein Pabst hatten.

Sein Pabst wurde durch Urban den Zweyten aus Rom getrieben, und allenthalben verfolgt. Aber Urban starb selbst bald darauf, im Jahre 1099. Seine Parthey erwählte ohne Verzug an seine Stelle den Cardinal Raynerius, welcher ebenfalls ganz vollkommen die gregorianischen Grundsätze hatte, und sich als den heftigsten Feind des Kaisers Heinrich bezeigte. Clemens, der kaiserliche Pabst, konte sich gegen Paschalis weit weniger, als gegen Urban, erhalten. Er starb

zum

zum Glücke für sich im folgenden Jahre 1100 zu Ravenna, wo er Erzbischof war. Man suchte auch ihm einen Nachfolger zu geben, aber die Parthey war zu schwach. Es standen zwar ein paar Gegenpäbste auf, aber sie verschwanden eben so geschwind wieder, als sie entstanden waren, und von einem, Sylvester, wuste man gar nicht, wo er hingekommen war. Die schwache kaiserliche Parthey blieb also ohne Pabst.

Conrad, der Prinz des Kaisers, und zugleich sein Rebell, war gar nicht der Mann, der eine solche Rolle, wie er übernommen hatte, ausführen konte. Leutseligkeit, sanftes Wesen, machten die Grundlage seines Charakters aus; und eben diese Eigenschaften musten ihn in Italien, bey der Arglist der Gräfin Mathildis, und bey den Ränken der Italiener unglücklich, und verächtlich machen. Dieß wurde er auch so sehr, daß er nur den Namen hergab, und Mathildis der wirklich König von Italien war. Sie schickte den Bischöffen die Hirtenstäbe zu: sie regierte die Städte: sie befohl den Soldaten. Endlich glaubte sie den Prinzen Conrad gar nicht weiter nöthig zu haben. Sie hatte ihn seinem Vater entgegen gestellt, und da dieser nicht wieder nach Italien so gleich kommen wollte, schien ihr Prinz Conrad ganz unnütz. Sie übergab ihn daher den Händen ihres Arztes, der ihm ein Tränkchen zubereitete, woran er starb. (im Jahre 1101.) Wenigstens erzählt ein Schriftsteller von bewährtem Glauben diesen Tod mit den nämlichen Worten, und man hat nicht Ursache, der Gräfin Mathildis Vertheidigung zu übernehmen.

Der Tod des Pabstes Clemens, und des Prinzen Conrads machten für Heinrichen eine neue Epoche seines Lebens. Jener gab ihm Gelegenheit, eine Versöhnung mit dem päbstlichen Stuhle zu versuchen, und dieser schafte ihm freyere Aussichten zur Herrschaft über Italien. Er entschloß sich also, wiederum nach Italien zu gehen, und dort sein Glück herzustellen. Er machte auch diese Absicht am Ende des Jahrs 1101 den Fürsten in Deutschland öffentlich bekant.

Die besten Hofnungen aber, welche er hatte, wurden durch das störrische Betragen des neuen Pabstes Paschalis vermindert. Dieser würdige Nachfolger auf dem Throne des bösartigen Gregors folgte völlig den Grundsätzen, die ihm Mathildis beybrachte. Er war von Natur nicht frech und entschlossen, wurde es aber durch die Parthey, die ihn zum Pabste gemacht hatte, und beständig umgab. Dieser ihren Rathschlägen muste er folgen, und da der Vortheil des römischen Stuhls, und sein eigen Ansehn dabey gewann, so war es desto leichter, alle diejenigen Verwegenheiten fortzusetzen, mit welchen man bisher die Ruhe Heinrichs des Vierten, und die Macht des Kaisers bestürmt hatte.

Unter diesen Dingen war die Schenkung nicht die geringste, welche Mathildis nochmals dem römischen Stuhle mit allen ihren Gütern und Ländern machte. Man gab vor, der erste Schenkungsbrief, durch welchen, zu Gregors Zeiten, Mathildis alle ihre Länder an den Pabst vermacht hatte, wäre verlohren gegangen. Man erneuerte nun dieses grosse und wichtige Geschenk, so sehr es auch wider die Lehnsgesetze des Reichs, wider die Rechte des Kaisers, und wider die

geheiligten Versprechungen war, durch welche Mathildis ihre Güter, bey ihrer Vermählung, dem jungen Prinzen Welph dem Fünften, vermacht hatte. Mathildis sah nun noch, bey ihrem Leben, einen Krieg über ihre Verlassenschaft entstehen. Der Kaiser verlangte sie: der Herzog Welph machte Ansprüche darauf: der Pabst hielt sie für seine Erbschaft. Unter allen hatte Welph allerdings das gröste Recht, denn was konte er für die Untugend seiner Gemahlin, die ihre Ehe mit ihm getrent hatte, ohne hinlängliche Ursachen angeben zu können, und die ihm, als Gemahl, alle ihre Besitzungen, feyerlichst versprochen, und vermacht hatte.

Der Pabst Paschalis der Zweyte besaß Einsicht genug, um alles so einzuleiten, daß durch neue Streitigkeiten mit dem Kaiser die Besitzung der mathildinischen Güter ihm gewisser würden. Er nahm die Gelegenheit dazu aus Flandern, in welchem Lande schon sein Vorgänger, Urban der Zweyte, ein neues Bißthum zu Arras errichtet hatte, weil der Bischof zu Cambray, unter dem sonst Arras stand, vom Heinrich dem Vierten die so genante Investitur, mit Ring und Stab angenommen hatte. Dieser neue Bischof zu Arras, der ganz vom Pabste abhieng, und sich der kaiserlichen Oberherrschaft völlig entzogen hatte, reitzte nothwendig die Rache des Kaisers. Der Kaiser nahm sich des Bischofs von Cambray an, und wollte den neuen Bischof ihm unterwerfen. Der Pabst unterstützte den neuen Bischof, und brachte, durch gute Künste den Graf von Flandern Robert auf seine Seite. Er schickte so gar dem Grafen Robert einen schriftlichen Befehl zu, „den Kaiser zu verfolgen, wo er ihn anträfe, weil die-

„ses

„ses der einzige Weg für ihn zum himmlischen Jerusalem sey.„ Der Kaiser hingegen wollte eben nicht die Verfolgung erwarten, sondern brach mit einem Heere im Herbste des Jahrs 1102 in Flandern ein. Der damals früh eingefallne Winter, und die unwegsamen Gegenden hielten ihn zwar ab, so gleich seine ganze Macht mit völliger Wirkung zu zeigen, er hatte aber doch genug ausgerichtet, um dem Grafen Furcht einzujagen. Der Graf furchte sich für einen zweyten Feldzug des Kaisers, und unterwarf sich ihm ganz, und leistete ihm, im folgenden Sommer, zu Lüttich, den Eid der Treue.

Indessen wurde der Pabst Paschalis der Zweyte, nur desto aufgebrachter. Er hielt eine Kirchenversammlung, im Jahre 1102 zu Rom, und erneuerte auf derselben die gregorianischen Sätze, daß der Pabst die geistlichen Würden allein verleihen sollte, oder daß er die Investitur haben, das heißt, mit Stab und Ring die Bischöffe belehnen sollte; daß ein Geistlicher nicht einmal einen Lehnseid dem Kaiser leisten sollte: daß die Priester durchaus sich nicht verheirathen sollten, und dergleichen unsinnige Sätze mehr. Denn was kan unsinniger seyn, als wenn der Vater der Christenheit Gesetze giebt, die zur Verminderung des menschlichen Geschlechts in der Christenheit dienen, und die die Entvölkerung der Länder zur Folge haben? Die Geistlichen, die nun keine Weiber haben durften, hielten sich Beyschläferinnen. Dadurch wurde die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts nicht bewirkt, aber nur das Laster der Wollust ausgebreitet, und die Tugend selbst

in den Häusern derjenigen, die die Tugend predigten, verunehrt.

Um die Feindschaft gegen den Kaiser vollkommen zu machen, that Paschalis der Zweyte auf der Kirchenversammlung zu Rom auch den Kaiser von neuen in den Bann, und wiederhohlte alle diejenigen Flüche, die die bisherigen Statthalter Christi wider ihr Oberhaupt, den Kaiser, ausgesprochen hatten. Zugleich wurde der verstorbne Erzbischof von Maynz, Wezilo, noch im Grabe als ein Ketzer verdammt, weil er den Satz behauptet hatte — „daß die Fürsten ungerechte Bannstrahlen nicht zu fürchten hätten.„

Der neue Bann von einem neuen Pabst wider den Kaiser wirkte in diesem Jahrhunderte, in welchem die Dummheit des Aberglaubens herrschte, sehr viel. Selbst in Deutschland verlohr Heinrich dadurch viel von seinem Ansehn, und es war ihm so gar nöthig, ein Gegenmittel dagegen ausfündig zu machen. Hierbey zeigte er eine ungemeine Politik, die seinem Geiste Ehre macht. Er sah ein, daß er, als ein Verbannter, nicht so viel Anhang finden würde, als nöthig war, den Pabst zu züchtigen. Er muste ein Mittel ergreifen, welches durch Aberglauben den Aberglauben blendete. Er gab vor, er wolle nichts weiter mehr suchen, als sich mit dem Pabste zu versöhnen, und alsdenn wolle er selbst nach Jerusalem ziehen, seinem Sohne die Regierung abtreten, und in Palästina durch Kriege wider die Ungläubigen die Sünden wider die päbstliche Heiligkeit büssen.

Auf einmal war nun Heinrich der Vierte ein frommer Mann bey der Menge in Deutschland. Jedermann

dermann wollte mit ihm nach Jerusalem ziehn. Die Deutschen hatten nämlich, ihrem Charakter gemäß an dem ersten Einfalle der Creutzzüge nicht eben Antheil genommen. Sie hatten sie als ein Spectakel betrachtet, bey welchem sie nicht mit Acteurs seyn wollten. Allein, nachdem man Nachricht erhalten hatte, daß Jerusalem erobert, und ein christliches Königreich im gelobten Lande aufgerichtet sey, so fuhr der Fanatismus auch in die Köpfe der Deutschen. Die Päbste vergassen nicht, das verdienstliche Werk zu rühmen, welches bey einem Feldzuge gegen die Mahometaner sey, und grosse Fürsten von Deutschland giengen nun nach Arabien. Des Kaisers Schwager, Wilhelm von Poitou, der alte Herzog von Bayern Welph der Vierte, der Erzbischof von Salzburg, giengen dahin, und in kurzen waren über hundert und sechszig tausend Mann beysammen, die sich, aus besondrer Devotion, an den arabischen Klippen die Köpfe zerstossen wollten.

Heinrich war viel zu klug, um im Ernste einen Feldzug nach Palästina unternehmen zu wollen. Aber man merkte es auch bald, daß er nur zum Scheine dieses Unternehmen versprochen hatte. Die Gemüther wurden ihm also eben so geschwind wieder abgeneigt, als sie sich ihm zugeneigt hatten, und die Stände des Reichs drangen immer mehr auf eine Aussöhnung mit dem neuen Pabste, die doch, bey der harten Grausamkeit desselben unmöglich war.

Der Pabst, der es sich schlechterdings vorgenommen hatte, den Kaiser zu demüthigen, gerieth endlich auf den schrecklichen Einfall, den zweyten Sohn des Kaisers wider den Vater in Empörung zu bringen. Der

Einfall war der Rache desto natürlicher, da der erste Sohn des Kaisers, Conrad, schon eben diejenige Rolle gespielt hatte, zu welcher man nun den zweyten Sohn zu bewegen trachtete.

Man brauchte bey der Verführung des jungen Heinrichs eben die Maasregeln der Verblendung, welche Conraden verführt hatten, und sie wirkten eben so gut. Zwar hatte der junge Heinrich einen feyerlichen Eid abgelegt, so lange sein Vater lebte, sich in die Regierung nicht zu mengen. Er war auch anfänglich gewissenhaft genug, um für diesen Eid sich zu fürchten. Allein der Pabst wuste Rath. Er sprach ihn von der Verbindlichkeit dieses Eides los, so sonderbar es ist, wenn der Statthalter Christi auf Erden einen Sohn von der Pflicht gegen seinen Vater, die ihm Gott, und die Natur aufgelegt hat, befreyen will. Inzwischen ergrif der Ehrgeitz des jüngern Heinrichs diese Rechtfertigung so gleich, und er wurde Rebell gegen seinen Vater.

Dieß war nun der letzte Streich des Unglücks, der den tapfern, beständig beunruhigten Kaiser Heinrich, treffen sollte. Er hatte gegen alle seine Anverwandten, gegen die Fürsten des Reichs, gegen den Pabst, gegen Italien, gegen seinen Sohn kämpfen müssen, und war nie niedergestürzt worden. Itzt muste er wider den zweyten Sohn die Waffen führen. Des Ungemachs war zu viel.

Der erste Ausbruch der Untreue des Sohns gegen den Vater erfolgte gegen das Ende des Jahrs 1104, als eben der Kaiser Heinrich nach Eimbeck zog, um den unruhigen Grafen Dietrich zu züchtigen. Hier verließ ihn der Sohn, und gieng nach Bayern, wo einige

Stände auch Unruhen angefangen hatten. Der Vater schickte den Schwiegersohn, den Herzog Friedrich von Stauffen, an seinen Sohn, und suchte ihn zur Treue zu bewegen, aber der Sohn ließ dem Vater antworten, „daß er mit einem Verbannten nichts zu thun haben „könte.„ Der Kaiser suchte indessen seine Aufhebung vom Banne beym Pabste, Paschalis, aber, wie man leicht erachten kan, vergeblich. Vielmehr unterstützte der heilige Vater den rebellischen Sohn wieder seinen Vater, auf alle mögliche Weise.

Der jüngere Heinrich war nun (im Jahre 1105) ein erklärter Feind des Kaisers, seines Vaters, der ihn, mit Mühe, dem Throne genähert, und zu seinem Nachfolger hatte erwählen lassen. Daß Conrad wider seinen Vater in Italien sich empört hatte, war weniger Verbrechen, als daß es Heinrich that. Conrad war so zu sagen von der Mathildis, und ihrem Schwarme übertäubt worden. Heinrich befand sich in Deutschland, ohne jenen heftigen Erschütterungen, die ihn allenfalls hätten hinreissen können; aber Heinrich war jung und ehrsüchtig, und eine hitzige Ehrsucht, wozu ist die nicht zu bewegen?

Es entstand also wieder ein bürgerlicher Krieg in Deutschland, in welchem sich Vater und Sohn um die Krone schlugen. Der Sohn und der Vater, beyde sammelten Heere, und die Waffen sollten den Ausgang machen. Der Vater fand noch Anhang genug, um dem aufrührerischen Sohne die Spitze zu bieten. Der Sohn fand ebenfalls Mittel, Heere ins Feld zu stellen.

Es war für den alten Kaiser bey der Menge, und bey den abergläubischen Fürsten das gröste Unglück, daß

ihn drey Päbste hinter einander in den Bann gethan hatten, Gregor, Urban, und Paschalis. Obgleich alle diese drey Päbste kaum so viel wie einer gelten konten, so hatte doch das Vorurtheil das Uebergewicht, und schadete dem alten Kaiser gewaltig. Man gieng dazumal in religiösen Vorurtheilen bis zum läppischen. Der jüngere Heinrich war ein Beyspiel davon. Er lief in der Charwoche barfuß nach Quedlinburg, und diese Andacht erwarb ihm besondern Beyfall bey den Sachsen.

Die Sachsen hielten eine Zusammenkunft zu Goslar, und traten auf die Seite des Sohns wider den alten Kaiser. Es wurde hierauf ein Synodus zu Nordhausen gehalten, und beschlossen, die gregorianischen Sätze, die man im Anfange öffentlich auf einer Synode zu Erfurt für Wahnwitz erklärt hatte, diese Sätze von dem Verbote der Priesterehe, der Simonie, und der päbstlichen Verleihung der geistlichen Güter, mit Gewalt der Waffen durchzusetzen. So viel vermag die Zeit über die Vernunft, wenn die Vorurtheile des Aberglaubens nur erst Grund gefaßt haben.

Heinrich der Kaiser hatte vor acht Jahren den Erzbischof von Maynz Ruthard, weil er ihm nicht getreu war, abgesetzt. Mit der Einsetzung dieses Prälaten wollte der junge Heinrich den Anfang seiner Kriegsbeschäftigungen machen, und dazu versammelte er ein ansehnlich Heer aus Sachsen und Thüringen, mit welchem er gegen seinen Vater ins Feld zog.

Der Sohn zog von einer Menge Sachsen und Thüringer begleitet gegen Maynz, und wollte dort den vom Kaiser, seinem Vater, vertriebnen Erzbischof Ruthard, einsetzen. Der Kaiser aber hinderte ihn an dem

Uebergange über den Rhein, und war mit seinen Truppen zu gut verschanzt, um angegriffen werden zu können. Der Sohn kehrte nach Franken zurück, drang in Würzburg ein, setzte dort einen neuen Bischof, und eroberte Nürnberg und Regensburg.

Indessen war der Vater seinem aufrühreriſchen Sohne nachgeeilt. Er traf ihn am Flusse Regen, ohnweit Regensburg. Beyde Heere standen nun einander gegen über, und man erwartete alle Augenblicke eine Schlacht, welche zwischen Vater und Sohn entscheidend wäre. Man versuchte vorher eine Vermittlung, nach der damals üblichen, thörigten, Gewohnheit. Denn zwey persönliche Feinde an der Spitze ihrer Armeen, die beyde noch nichts verloren haben, lassen sich nicht vereinigen. Hier wirkte die List, auf die es bey solchen Unterhandlungen gemeiniglich angesehen war. Der rebellische Sohn wuste durch Versprechungen und Furcht seiner künftigen Regierung, und durch das Blendende seiner Schmeicheley, selbst die Gesandten seines Vaters, sich ergeben zu machen. Sie kehrten nicht wieder zum Kaiser zurück. Er schickte andre; und sie waren eben so untreu. Der unglückliche Vater erfuhr das Schicksal der alten römischen Kaiser, die oft im Angesichte ihrer Rebellen von allen verlassen wurden. Er sahe sich, von seinen Getreuesten betrogen, verlassen. Er hatte kein ander Mittel mehr übrig, als die Flucht.

Dies war ein zu leichter Sieg für einen rebellischen Sohn, aber ein gewöhnlicher. Der Eigennutz findet bey einer neuen Regierung seine Hoffnung besser, als bey einer, die ohnehin mit dem Alter des Monarchen, zu Ende eilt. Der unglückliche verlaßne Kaiser

muste in der Nacht entfliehen, um nicht in die Hände seiner Feinde zu fallen. Er gieng nach Böhmen, wo er immer noch die beste Hülfe in seinem Leben erhalten hatte. Der Herzog von Böhmen, Borisvogus verließ seinen verrathnen Freund nicht. Er nahm ihn ehrenvoll auf, und führte ihn eben so, in Begleitung von einer guten Anzahl Truppen, nach Sachsen. Hier fand er bey dem Grafen von Groitzsch, Wiprecht, eine neue Zuflucht.

Der Sohn hingegen war indessen nicht müßig gewesen. Er hatte Speyer eingenommen, seines Vaters Schätze geraubt, und einen allgemeinen Reichstag nach Maynz, auf Weyhnachten dieses Jahrs (1105), veranstaltet. Gleichwol fürchtete er sich noch für seinen Vater, welcher noch Truppen beysammen hatte, und nicht ganz ohne Freunde war. Wirklich hatte der Vater die Absicht, mit einem Heere nach Maynz zu gehen, und mit dieser fürchterlichen Begleitung entweder dem Reichstage beyzuwohnen, oder ihn zu verhindern. Man sah die Absicht leicht ein, und muste sie mit desto mehr Behutsamkeit hintertreiben, da der alte Kaiser die Einwohner der Stadt Maynz sich längst völlig ergeben gemacht hatte.

Eine Bosheit muste itzt das Mittel zur andern werden. Der Sohn beschloß, den Vater durch List, und Betheurung der Reue, zu hintergehen, und der Anschlag gelang. Denn der alte Heinrich hatte noch immer ein Vaterherz gegen den rebellischen Sohn.

Der Kaiser war unterwegens nach Maynz, als ihm sein Sohn bey Coblenz entgegen kam; ganz Reue, ganz Demuth, und Ergebenheit. Er wirft sich dem

Vater

Vater zu Füssen, er bittet um Verzeihung für das begangne Unrecht, bekennt, daß er durch andre zu der Abscheulichkeit der Rebellion verführt worden sey, und verspricht alle mögliche Genugthuung. Der Vater traut den Thränen des fußfälligen Sohns, umarmt ihn, vergiebt ihm, und alles ist zur Eintracht und Ruhe gebracht.

Auf die erste Bethörung des gutherzigen Vaters, folgte die zweyte. Der ausgesöhnte und mit der Nachfolge auf dem Kaiserthrone zufriedne Sohn, stellte dem Vater vor, wenn er mit einer Armee auf dem Reichstage erschiene, so würden die Fürsten des Reichs mißvergnügt seyn, und da er sich mit ihm völlig ausgesöhnt habe, sey die Macht der Truppen ganz unnöthig, wodurch nur ohnehin zu Ausschweifungen der Soldaten, und Beschwerden derjenigen, die sie unterhalten sollten, Gelegenheit gegeben würde. Der Vater traut den schmeichelnden Worten, und entläßt sein ganzes Heer bis auf eine Bedeckung von drey hundert Mann.

In dem ersten Nachtlager auf dem Wege nach Maynz, nach dieser Versöhnung, genoß der gute alte Kaiser, zum letztenmale in seinem Leben, die Freude des Siegers, und des vergnügten Vaters. Er wurde mit seinem Sohne, nach dem ihm eignen, weichen Charakter, bis zum Entzücken vertraut, und erneuerte seine Liebe mit einer Menge von Küssen. Es mußte ein entsetzlicher Charakter seyn, der dabey die Schlinge zum Verderben desjenigen, der ihm so wohlwollte, legen konte. Heinrich, der jüngere, that es.

Am folgenden Tage, bald nach dem Aufbruche aus dem vorigen Nachtlager, erschienen Boten, welche der

der Sohn bestellt hatte, und meldeten, daß ein beträchtliches Heer von Schwaben und Bayern in Maynz eingerückt, und daß diese Truppen gegen den Kaiser sehr erbittert wären. Hier ergriff der Sohn den Anlaß seinem Vater vorzustellen, wie gefährlich sein Zustand werden könte, wenn er mit so weniger Begleitung — seine Armee hatte er eben, auf den Rath seines Sohnes, auseinander gehen lassen — sich nach Maynz begäbe. Er bewies, wie nöthig es sey, daß er, der Sohn, nunmehro vorerst nach Maynz gienge, die Gemüther besänftige, und alles zu der glücklichen Wiedervereinigung des Vaters und Sohns vorbereite. Indessen versicherte er nochmals seine Treue gegen den Vater durch einen feyerlichen Eydschwur, — eben indem er seine Intrigue ausführen wollte — und machte den guten alten Vater völlig sicher. Er rieth ihm, sich in das nah gelegne Schloß Böckelheim zu verfügen, und dort, in Ruhe, den Zeitpunkt zu erwarten, der ihn mit Ruhm und Vortheil nach Maynz führen würde. Der Kaiser traut, und wie konte er anders? er geht nach Böckelheim. Kaum ist er, mit wenigen ins Thor eingelassen, so wird es verschlossen. Man kündigt ihm an, daß er ein Gefangner sey.

In einem Briefe des Kaisers selbst, an den König von Frankreich, in welchem er sich über die Ungerechtigkeiten seines Sohns beschwert, erzehlt der alte Kaiser diese ganze Scene sehr rührend. Er hatte einigen Argwohn, als ihn der Sohn ersuchte, nach Böckelheim zu gehen, und brach in die Worte aus: Gott sey Zeuge, und Richter, zwischen mir und dir, mein Sohn, an dem heutigen Tage. Du

weißt,

weißt, wie viel ich für dich gethan, wie ich, um dir die Nachfolge auf dem Kaiserthrone zu verschaffen, mir die Fürsten zu Feinden gemacht, und wie viel ich für deine Ehre gestritten und gelitten habe. Der Sohn betheuerte seine Treue aufs neue, und schwur zum drittenmale den feyerlichen Eyd. Er setzte seinen Kopf zur Sicherheit für die Wohlfahrt des Vaters, und versprach, sein Leben für das Glück des Vaters zu lassen.

So bald dem alten Kaiser in Böckelheim die Gefangenschaft angekündigt war, verliessen ihn, auf Befehl auch noch die wenigen Freunde, die mit ihm ins Thor gelassen worden waren. Es umringten ihn seine Feinde, die Vertrauten seines bösen Sohns. Diese liessen ihn nicht in andre Gesellschaft kommen. So gar in den Weyhnachtsfeyertagen durfte er nicht in die Kirche gehen, durfte niemanden sprechen, und litt an allem Mangel. Er klagt selbst, daß er Hunger und Durst gelitten.

Im Triumph hingegen über den vollführten Streich, gieng der jüngere Heinrich nach Maynz. Hier versammelten sich die Stände des Reichs: hier zeigte ihnen der Sohn, wie er den Vater betrogen, und wie er, als nunmehriger Kaiser, die Ruhe des Reichs um so leichter herstellen würde, da sein Vater, als ein Gefangner, etwas weiter zu unternehmen unfähig sey. Theils wirklicher Haß verschiedner Fürsten gegen den alten Kaiser, theils die Furcht für den neuen Regenten, und viele andre Triebfedern verursachten einen allgemeinen Beyfall der ausgeübten Bosheit. Man erkannte den jüngern Heinrich als Kaiser, man leistete

ihm Huldigung, und suchte nur noch die ganze Revolution dadurch zu vollenden, daß der alte Kaiser gezwungen würde, die Reichsinsignien dem Sohne zu übergeben, und die Regierung feyerlich an ihn abzutreten.

Der alte gefangne Kaiser zu Böckelheim bat um weiter nichts, als nach Maynz gebracht zu werden, wo er über sich von den Fürsten wollte Recht sprechen lassen. Man wuste aber gar zu gut, wie groß sein Anhang in dieser Stadt sey, und schlug ihm die Bitte ab. Sein Sohn hatte vielmehr Unempfindlichkeit genug, ihm, unter harten Drohungen, die Reichsinsignien abzufodern. Er ließ den Vater von Böckelheim nach Ingelheim, einem kleinen Städtchen, bringen, wo er eben so scharf, als zu Böckelheim, bewacht wurde. Hier erschien Heinrich der Fünfte selbst, in der Begleitung sehr vieler ihm ergebnen Reichsständen, unter denen der Bischof zu Costnitz, ein beständiger Feind des alten Heinrichs, und ernannter Vicar des Pabstes in Deutschland, der erste war. Hier muste der Vater dem Sohne die Regierung feyerlich abtreten.

Der betrogne, gefangne, Vater, auf der einen Seite; der triumphirende rebellische Sohn auf der andern, mit einer Schaar der Fürsten umgeben, machten diese Scene sehr rührend. Der alte Kaiser war bedrohet worden, daß man ihm das Leben nehmen würde, wenn er nicht in der Versammlung der Fürsten die Regierung freywillig niederlegte. Man hatte ihm auch die andern Arten der Betragung, die er beobachten sollte, vorgeschrieben. Diesem zu Folge fiel der Vater dem Sohne zu Füssen, und trat ihm die Regierung

ab.

ab. Er muste sagen — „daß er freywillig dem Throne entsage, daß er sich für zu schwach hielte, ferner die Regierung von Deutschland zu führen, daß er sie seinem Sohne übergebe, und nunmehr für nichts weiter, als seine Seele, sorgen wolle.„ — Er setzte gleichwohl, mit Thränen, hinzu, er bäte den Sohn, nichts, was seiner unwürdig wäre, wider ihn zu beschliessen. Viele in der Versammlung wurden bis zum Weinen gerührt. An dem jungen Heinrich aber bemerkte man keine dergleichen Bewegungen. Vielmehr wurde der alte Kaiser genöthigt, nachdem er alle um Vergebung gebeten hatte, wenn er sie irgendworinnen sollte beleidiget haben, auch dem Bischoffe von Costnitz, als päbstlichen Vicare, zu Füssen zu fallen, und ihn um die Losſprechung vom Banne zu bitten. Allein der Bischof Gebhard entschuldigte sich, daß er den alten Kaiser nicht von dem Banne befreyen könne, bis die Einwilligung des Pabstes dazu erfolgt wäre. In der Folge wurde es zur Mode, daß Fürsten ihren Unterthanen zu Füssen fielen, wenn diese Unterthanen Geistliche waren, und diese Mode dauerte länger, als ein Jahrhundert.

Mit der ganzen Erfüllung seiner Wünsche beehrt gieng der junge Heinrich, als nunmehriger Kaiser, wieder nach Maynz zurück, zeigte die schriftliche Entsagung seines Vaters von der Regierung den Ständen des Reichs, und bestieg selbst den Kaiserlichen Thron, am ersten Jenner des Jahrs 1106. Man fügte alle Gepränge der Feyerlichkeiten dieser hinzu, und eine Gesandschaft benachrichtete den Pabst Paschalis den Zweyten, von der gewünschten, nunmehr vollendeten, Verände-

rung

rung in Deutschland, von welcher selbst der Pabst der erste Urheber gewesen war.

Unter den Lustbarkeiten beym Anfange der neuen Regierung zu Maynz fand der alte unglückliche Kaiser, zu Ingelheim, Gelegenheit, zu entweichen. Er wurde wegen der erlittenen Grausamkeiten von vielen, selbst in Italien, bedauert. Auch in Deutschland fand er noch Freunde. Er floh von Ingelheim nach Cöln, wo er starken Anhang fand, aber sich doch noch nicht sicher glaubte. Er gieng nach Lüttich, und hier nahm der Bischof Otbert öffentlich seine Parthey. Der Name **Otbert** verdient in der Geschichte verewigt zu seyn; denn es war kein gemeiner Adel der Seele, und keine geringe Kühnheit, daß ein Geistlicher einen alten Unglücklichen zu unterstützen wagte, gegen welchen sich ganz Deutschland empört, und den die Geistlichkeit vorzüglich gestürzt hatte. Otbert dachte zu groß, um der Menge gleich zu denken. Er bot dem alten Heinrich seine Hülfe an, und leistete sie ihm redlich. Sein Beyspiel erweckte einige Nachfolger. Die Stadt Cöln, und der Herzog von Niederlothringen, Heinrich, nahmen gleiche Parthey. Der letztere schickte dem alten Kaiser Hülfstruppen, und hinderte den jüngern Heinrich an der Einnahme von Lüttich.

So bald der jüngere Heinrich erfahren hatte, daß sein Vater zu Lüttich sey, beschloß er Ostern in dieser Stadt zu feyern. Der Vater schrieb ihm hierauf einen, noch aufbewahrten, beweglichen Brief, in welchem er ihn bittet, nicht nach Lüttich zu kommen, und seinen Ruheplatz nicht zu stören. Allein der jüngere Heinrich bekam dadurch nur desto mehr Verdacht, und eilte

eilte mit einem Heere nach Lüttich zu, fand aber den Herzog von Niederlothringen im Wege stehen, gegen welchen er zu schwach war. Er muste also zurück, und erklärte den Herzog in die Reichsacht, weil er einen Theil seiner Truppen zurückgetrieben, und einen andern völlig geschlagen hatte.

Noch war der neue Kaiser nicht so nahe an dem Ziele der vollkommnen Ruhe, wie er geglaubt hatte. Als der Anschlag auf Lüttich mißlungen war, gieng er auf Cöln zu. Auch diese Stadt versagte ihm den Eintritt, und da es eben der Tag vor Ostern war, muste er zurück gehn. Er blieb einige Tage zu Bonn, und begab sich hierauf wieder nach Maynz, wo er ein öffentliches Manifest heraus gab, in welchem er alles zu seiner Hülfe aufbot, um sich an den Städten Lüttich und Cöln, und dem Herzoge von Lothringen empfindlich zu rächen. Aus diesem Manifeste sieht man, daß der Verlust seiner Truppen in dem Gefechte mit dem Herzoge von Lothringen sehr beträchtlich gewesen seyn müsse.

Der alte Kaiser wurde durch den Beystand seiner Freunde wieder etwas aufgemuntert. Besonders heiterte ihn der tapfre und treue Herzog von Lothringen auf, und rieth ihm, sich durch die Waffen Recht zu verschaffen, indem theils noch Deutschland selbst, theils auch auswärtige Prinzen ihm gewiß beystehen würden. In dieser Absicht schrieb der unglückliche Vater an die Könige von Frankreich und England, und an die Reichsstände, und mahlte in diesen Schreiben die Ungerechtigkeiten seines Sohnes, und das Elend, das ihn drückte, sehr lebhaft ab. Er klagt, daß ihm alle Güter, alle Einkünfte genommen wären, daß er nur von der Barmherzig-

keit andrer Menschen den Unterhalt seines Lebens erhalten müsse. Bey dem Bischofe von Speyer hatte er um eine erledigte Pfründe gebeten, und auch diese nicht erhalten können, weil er unter dem Banne wäre. Seine Umstände machten ihn unvermögend, etwas gegen den rebellischen Sohn zu unternehmen, welcher ihm von neuen den Krieg ankündigte, und Cöln belagerte.

So stark auch das Heer des jungen Heinrichs war, welcher Cöln belagerte, so verzweifelt wehrte sich dennoch die Stadt. Die Einwohner thaten das äusserste, und richteten durch öftere Ausfälle und andere Arten der Vertheidigung so viel Volck zu Grunde, daß die Belagerung fruchtlos war, und der erste Versuch des neuen Kaisers mißlung.

Der unglückliche Vater arbeitete indessen zu Lüttich an der Verbesserung seines Geschicks, welches so grausam war, daß es ihm immer mehr und mehr alle Mittel raubte, sich zu helfen. — Nein! des Ungemachs war zu viel. Der Körper erlag unter den Schmerzen der Seele. Der unglückliche Kaiser starb nach einer achttägigen Krankheit, die ihm der Gram verursachte, im August dieses Jahres 1106, zu Lüttich, in einem Alter von sechs und funfzig Jahren.

Er soll kurz vor seinem Tode noch in die Worte ausgebrochen seyn. **Gott der Rache! du wirst diesen Vatermord nicht ungerochen lassen.** Sein Gram muste allerdings der heftigste von der Welt seyn. Allein jener Ausdruck wird dennoch unwahrscheinlich, wenn man erwägt, daß er, bey Annäherung seines Todes, den kaiserlichen Ring und das Schwerdt einem sei-

ner Vertrauten gab, um es seinem Sohne zuzustellen, ihm alle Vergehungen gegen sich vergab, und bitten ließ, diejenigen nicht zu strafen, welche ihm bis ans Ende getreu geblieben wären.

Bey jedem Menschen hört das Elend dieses Lebens mit dem Tode auf. Der unglückliche Heinrich der Vierte muste auch hierinnen eine Ausnahme seyn. Man verstattete seinem todten Körper nicht die Ruhe, die das menschliche Geschlecht den Todten jederzeit gegönnt hat. Weil er in dem Banne gestorben war, so behauptete man, sein Körper könne nicht in der Kirche zu Lüttich, wo er beygesetzt war, bleiben. Er wurde, auf Befehl seines Sohnes, ausgegraben, und in einem Sarge nach Speyer gebracht, wo er über der Erde in einer ungeweihten Kapelle stehen blieb. Man hatte ihn anfänglich in die Kirche der h. Maria zu Speyer beygesetzt. Aber der Bischof drohte die Kirche deswegen in den Bann zu thun. Der unglückliche Todte kam also in eine ungeweihte Kapelle. Eigentlich wollte diese elende Rache nichts bedeuten, und es konnte dem Körper sehr gleichgültig seyn, wo er lag. Allein der Aberglaube der damaligen Zeiten machte daraus eine grosse Wichtigkeit. Das Volck zu Speyer gerieth bey nahe in eine Empörung darüber, und lief Haufenweise täglich in die Kapelle und betete für die Seele des unbegrabnen Kaisers. So machten es die Einfältigen unter den Heyden ehmals, welche glaubten, daß die Seele eines nicht förmlich begrabnen nicht über den Höllenfluß Styx kommen könnte, sondern herumschwärmen müste.

Auf solche Art hatte denn endlich der päbstliche Stuhl den Thron des Kaisers erniedrigt, und seine

Macht über den ersten Menschen der Welt, von dem er selbst Unterthan war, unmenschlich genug aufgerichtet. Der jüngere Heinrich, der nun alleiniger Kaiser wurde, gerieth sehr bald mit dem Pabste Paschalis selbst in Streitigkeit, und er, der den Bann des Vaters zum Grunde der Rechtmäßigkeit seiner Empörung gemacht hatte, nöthigte eben diesen Pabst Paschalis, im Jahr 1111. zu gestehen, daß er **keine Macht habe, einen Kaiser in den Bann zu thun,** und zu versprechen, daß der Pabst niemals wieder einen Kaiser in den Bann thun sollte. Hier wurde auch der todte Körper Heinrichs des Vierten vom Banne befreyt, und also endigte sich erst das Schicksal Heinrichs des Vierten, fünf Jahr nach seinem Tode; ein Schicksal, das in der Geschichte keiner mit ihm gemein hat.

Niemals ist irgend ein Mensch durch so tragische Schicksale, so mannigfaltige Abwechselungen, eine solche Reihe von Jahren hindurch, von der Kindheit an bis ins Grab, ausgezeichnet worden. Und gleichwohl blieb Heinrich, unter allen Vorfällen, immer unbezwinglich, und immer doch ohne entscheidenden Sieg. Denn wenn er auch die Sachsen, und den Gegenkaiser Rudolph bezwang, so würkte er dadurch doch nur einen Stillestand, der bald in heftigere Unruhe ausbrach. Heinrich muste in seinem Leben, gegen seine beiden Gemahlinnen, gegen seine beiden Söhne, gegen seine nächste Muhme, die Gräfin Mathildis, gegen seine eigne Creaturen, die er zu Fürsten, und Grafen, erhoben, und gegen die ganze Clerisey, an deren Spitze der Pabst stand, kämpfem. So viele verbundne Feinde haben seinen Charakter bey einigen verdächtig gemacht, und der

der gröste Theil der Geschichtsschreiber schildert Heinrich den Vierten als einen lasterhaften, und unklugen Prinzen. Die Verführung zu diesem Urtheile war desto leichter, da selbst ein grosser Theil seiner Zeitgenossen ihn so bezeichnet. Allein, man muß bemerken, daß diese Zeitgenossen zur Clerisey gehörten, und also die bittersten Feinde des Kaisers waren. Die Geschichte hat schon manchem Prinzen auf diese Art Unrecht gethan.

Heinrich war, nach dem Zeugnisse seines ärgsten Feindes, die schönste Mannsperson seines Jahrhunderts. Er hatte in seinem ganzen Betragen etwas freyes angenehmes. In seiner frühen Jugend der Mutter entführt, und in die scheinheilige Erziehung des Erzbischofs zu Cöln Hanno gegeben, aus dieser bald darauf unter der Aufsicht eines Weltmannes, des Erzbischofs von Bremen, erzogen, gerieth er von einem äussersten aufs andre. Es war natürlich, daß die freyere Erziehung des Erzbischofs Adelberts dem Geschmacke des schönen jungen Prinzen am angenehmsten war. Hier bekam er durch die unangenehme Erinnerung an die Erziehung des cölnischen Erzbischofs einen unauslöschlichen Haß gegen die Scheinheiligkeit der Clerisey. Er wurde ihr Feind. Die Grundsätze des Systems seines Vaters, die Sachsen zu unterdrücken, und auf ihrem Ruine die unumschränktere kaiserliche Macht zu erbauen, wurde, unglücklicher Weise mit jener Feindschaft verknüpft, und aus dieser Quelle floß daß Unglück seines ganzen Lebens. Die Erbitterung wurde sehr bald von allen Seiten heftig, und ein Vorfall erzeugte den andern, eine Feindschaft die andere. Hätte Heinrich nicht zu den Zeiten des hartnäckigen Pabst Hildebrands und der rän-

kevollen, mächtigen, Mathildis gelebt, so würde er seinen Plan leichter haben ausführen können.

Er wurde wider Willen mit seiner ersten Gemahlin verheyrathet, wie wir erzehlt haben. Konnte er da Liebe gegen sie haben? Er sah, daß die Clerisey sich ungestraft Beyschläferinnen hielt. Sollte ihn dieses Beyspiel nicht reizen? einen jungen muntern Prinzen, welcher wohl bemerkte, wie sehr er die Bewundrung andrer auf sich zog? Aus Haß gegen die Clerisey gieng er zu einer Verachtung verschiedner ihrer Lehren über. Er war der Religion ergeben, und immer von Gesellschaft der Geistlichen begleitet, allein, da er seine Gemahlin nicht wohl leiden konnte, da sie ihn selbst einigemal der öffentlichen Beschimpfung Preis gegeben, wovon wir oben ein Beyspiel erzehlt haben, da seine Rathgeber zu nachsichtig für seine Leidenschaften waren, da die Wildheit des Krieges sein Gemüth immer noch unordentlicher machte; so begieng er Ausschweifungen, die die Tugend nicht billigen kan. Allein, wenn man gestehn muß, daß Heinrich der Vierte ein wollüstiges Temperament hatte, so muß man zugleich bemerken, daß es die ärgste aller Ungerechtigkeiten bey seinen Feinden und seinen Geschichtsschreibern war, die Bettgeheimnisse ihres Prinzen, um die sich Unterthanen nicht zu bekümmern hatten, öffentlich bekannt zu machen. Heinrich war unglücklich genug, daß er solche unverschämte nicht mit Gefängniß, und härter noch, strafen konnte.

Man giebt ihm verschiedne Fehler in der Regierung Schuld. Die vorhergehende Erzehlung seines Lebens hat gezeigt, daß seine grösten Fehler die waren, daß seine Anschläge immer mißlungen, daß seine Freunde

de ihm untreu wurden, indem man sie durch Versprechungen bestach, und daß er die mehresten Gefechte ohne seine Schuld verlohr.

Heinrich soll nach dem Berichte eines gleichzeitigen Schriftstellers, über vierzig grosse und kleinere Treffen gehalten haben. Das zeigt uns den Krieger. Er verlohr die meisten, und bot doch immer wieder seinen Feinden die Spitze. Das zeigt uns den weisen Prinzen.

Der Sieg über die grosse Armee der Sachsen an der Unstrut, und der über den Gegenkaiser Rudolph bey Merseburg, bewiesen, daß er ein guter General seiner Zeit war. Die Härte mit welcher er, nach dem Siege bey der Unstrut, mit den Sachsen verfuhr ist wohl ein wesentlicher Fehler; allein der Sieger war damals noch jung, und von dem väterlichen System der Souverainetät noch zu sehr eingenommen.

Man wird aus der vorhergehenden Erzehlung seines Lebens gesehn haben, daß derjenige Schritt, worüber man ihn am meisten, und allgemein tadelt, seine Reise nach Canossa zu dem Pabste Gregor, um die Lossprechung vom Banne zu erhalten, daß dieser Schritt aus den damaligen Umständen beurtheilt werden müsse, und gar nicht so unüberlegt fehlerhaft gewesen sey, wie man vorgiebt. Die Folge, welche man nicht vorher sehen konnte, machte dasjenige zu einem grossen Fehler, was sonst ein Meisterstreich der Politik des ehrgeizigen Heinrichs gewesen seyn würde. So ist es mit mehrern Vorwürfen gegangen, welche man Heinrich dem Vierten, weil es fast jederman that, gemacht hat. Man hat, — ich muß es wiederholen — das Unglück bey ihm Thorheit, und mißlungne Anschläge Fehler genannt.

Die lange Erfahrung hatte ihn zu einem guten Krieger gemacht, und an persönlicher Tapferkeit fehlte es ihm so wenig, daß er auch im härtsten Winter Krieg führte. Gleichwohl hatten die Kriege seine Seele nicht erhärtet; vielmehr wurde er immer großmüthiger, je länger er Krieg führte. Er bewieß diese Großmuth an verschiednen Feinden, die er, nach geschehner Aussöhnung mit Wohlthat überhäufte. Er machte den Herzog Otto von Bayern, dem er anfänglich sein Herzogthum genommen hatte, nach dem Siege an der Unstrut, zu seinem Statthalter in Sachsen, da er ihm sein Herzogthum nicht wiedergeben konnte. Und eben dieser Fürst führte nachher die Heere wider ihn an, und schlug seine Truppen. Mit dem Herzoge Welph versöhnte er sich, so bald er von der Parthey der Mathildis abgetreten war. Dem Erzbischofe Siegfried von Maynz, welcher offenbar wider ihn Parthey genommen hatte, gab er seine Freundschaft sehr bald wieder. Selbst seinem Sohne, Heinrich, der ihm Krone und Scepter raubte, ertheilte er so gleich Vergebung, als ihn dieser darum bat, und zu einer Zeit, da er ihn von seinen Truppen leicht umringen, und gefangen nehmen konnte.

So sehr er die Grundsätze von der Hoheit des römischen Stuhls verabscheuete und bestritt, so wenig entzog er sich den Lehrsätzen der Religion. Er hatte beständig Geistliche um sich, und ob er gleich die Clerisey haßte, so richtete er sich doch nach den Rathgebungen der Geistlichen, die um ihn waren, eben da er die geistliche Macht zu Rom bekämpfte. Die Uebungen der Religion vernachläßigte er nie, und wenn es die Umstände erlaubten, verrichtete er sein Morgengebet in der

Kirche. Er hätte bey dieser Gelegenheit einmal bey nahe sein Leben verlohren, indem ein Bösewicht auf ihn lauerte. Gegen die Armen und alle Bedürftige war er so wohlthätig, daß die Geschichte diesen Zug seines Charakters besonders bezeichnet hat.

Wenn Heinrich der Vierte derjenige schwache Fürst gewesen wäre, für welchen ihn der gröste Theil der Geschichtschreiber bisher gehalten hat, so würde er bey dem Sturme der Unfälle, die ihn ergriffen, sehr bald zu Grunde gegangen seyn. Es gehörte unglaublicher Heroismus dazu, sich zu gleicher Zeit gegen das empörte Deutschland, und gegen Italien zu erhalten, indem sein eigner Sohn Conrad in Italien mit dem Heere auf die Seite seiner Feinde trat, und in Deutschland fast alles wider ihn war. Solche Situationen, für die man erschrickt, hatte Heinrich in seinem Leben viele zu überwinden. Sein Leben, mit allen seinen Verkettungen, und Begebenheiten, und den Personen, welche mit auf dem Schauplatze handeln, ist kein unbedeutender Beytrag zu der Geschichte des menschlichen Herzens.

Heinrich starb unbesieget, indem noch Freunde für ihn fochten, und siegten, und auch auswärtige neue Hülfe erwartet wurde, welche ihn bald aufs neue fürchterlich machen konnte. Er starb, ob gleich seiner Güter beraubt, dennoch in Freyheit, und sein eigner Sohn, der ihm die Krone genommen, muste, fünf Jahr nach seinem Tode, seinen Triumph über die Päbste vollenden, und von ihnen die Unrechtmäßigkeit des Bannes wider ihn, erzwingen. Es geschah ihm in seinem Leben, und

auch nach seinem Tode, in der Geschichte, viel Unrecht. Solche Charaktere lernen uns die Bosheit der Menschen mit ihren Folgen, und das menschliche Geschlecht, kennen.

* * *

Es würde eine sehr unnütze Weitläuftigkeit seyn, wenn ich alle die vielen Reichshistorien nennen wollte, welche von Heinrich dem Vierten handeln. Auch bekenne ich, denselben nicht gefolgt zu seyn. Ihre Einrichtung war ausserhalb meinem Plane; denn sie beschreiben die Geschichte des Reichs unter Heinrich dem Vierten, und ich beschrieb das Leben Heinrichs unter den Umständen des Reichs. Einen grossen oder merkwürdigen Mann kennen zu lernen, und die Geschichte eines Reichs zu lernen, sind zwey sehr verschiedne Dinge.

Die Quellen von der Geschichte des Kaisers Heinrichs erfodern mehr critische Aufmerksamkeit, als die von irgend einer andern Periode. Der gröste Theil der Schriftsteller ist dem Kaiser feindselig gesinnt, und strömt in Vorwürfen und Tadel über.

Der ärgste unter ihnen ist Bruno, der bekannte Geschichtschreiber des sächsischen Krieges, welchen ich nach der Ausgabe des Struve's im ersten Theil der Scriptt. German. Freheri pag. 174 u. ff. gebraucht habe. Dieser Schriftsteller ist bis zum unerträglichen parteyisch. Um den Kaiser Heinrich schlecht und tadelhaft vorzustellen, und die Rebellion seiner Landesleute der Sachsen, zu rechtfertigen, verfällt er zuweilen bis ins läppische, und beleidigt alle Würde der Geschichte.

Es

Es ist gut, daß seine Geschichte nicht weiter als bis zu Ende des Jahres 1081 geht. Er würde, bey den folgenden Katrastrophen Heinrichs sich an der Wahrheit nur mehr noch versündigt haben. Indessen ist er dem critischen Forscher, der die Gabe der Unterscheidungskraft besitzt, immer brauchbar, und ich habe ihn gut genutzt.

Das Gegentheil von diesem Schriftsteller stellt der naumburgische Bischof Waltram in seiner Schrift de Unitate Ecclesiae dar. Indem er die Ungerechtigkeit des Pabstes Gregor gegen Heinrich den Vierten beweiset, erzehlt er zugleich manchen erheblichen Umstand, und verbreitet über Heinrichs Leben, Licht und Wahrheit. Wenn man sich nicht durch einen Schwall von unnützem Zeuge, welches dennoch zu seiner Zeit nützlich genug war, hindurch arbeiten müßte, so könnte man dem Schriftsteller mehr aufrichtiges Lob geben. Sein Buch ist zur Hälfte Predigt; aber eine Predigt die ihrem Verfasser übler bekam, als sonst gewöhnlich, indem er in den damaligen Unruhen sein Bisthum verlor.

Der vornehmste Schriftsteller unter allen würde der berühmte Lambert von Aschaffenburg seyn, wenn er nur mehr als den Anfang von Heinrichs Regierung enthielte. Da er aber schon mit der Erwehlung Rudolphs zum Gegenkaiser aufhört, so fehlt der interessanteste Theil von Heinrichs Geschichte bey ihm. Seine Nachfolger verdienen nicht mit ihm verglichen zu werden. Marianus Scotus, Dodechinus Abbas, und Sigebertus Gemblacensis würden gar nicht genennt

werden, wenn man nur viele bessere Schriftsteller von diesem Zeitpunkte hätte. Ich habe mich dieser, und des Lamberti nach derjenigen critischen Ausgabe bedient, wie sie in Pistorii Scriptt. Rerum Germanic. Edit. Struuian. Tom. I. abgedruckt sind.

Der ungenannte Verfasser der Historiae de vita Henrici IV. Imperat. in der Collectione Reuberi, ex Editione Ioannis ist schon von andern critischen Geschichtschreibern als allzupartheyisch für Heinrich den Vierten beschrieben worden. Deis ist er, allein, deswegen nicht minder brauchbar; denn in den factis ist er getreu; nur seine beygefügten Betrachtungen, und seine Klagen sind übertrieben. Sein Stil ist bis zum übertriebnen, und oft bis zum abgeschmackten gekünstelt. Am aller nützlichsten ist er in Absicht der letzten Vorfälle in Heinrichs Leben. Hier hätte man ihn mehr nutzen sollen, als bisher geschehen ist, und ich gab mir Mühe, diesen Vorwurf nicht zu verdienen. Ich fand nirgends die letzten tragischen Scenen des unglücklichen Heinrichs umständlicher, und genauer erzehlt, als bey diesem Schriftsteller, und ich fand sie noch grösten theils ungenutzt.

Die eignen Briefe des Kaisers Heinrichs an die deutschen und auswärtigen Fürsten, und Päbste, Gregor, und Paschalis, welche in der vorher angezeigten reuberischen Collection stehen, sind dem Geschichtschreiber als die schätzbarsten diplomatarischen Urkunden merkwürdig; und da sie die traurige Erzehlung des Verfassers der Historiae de vita Henrici IV. bestätigen, so

gaben

gaben sie desto reichern Stoff, Heinrichs unglückliche Schicksale recht umständlich zu beschreiben.

Es ist weder mein Gebrauch, wie meine Leser schon wissen, noch im geringsten nützlich, alle diejenigen Schriften anzuführen, welche ich, bey meinen Lebensbeschreibungen, nur in einzeln Stellen, zu Rathe ziehe. Dahin gehörten, bey dieser Biographie Heinrichs, die doppelte Lebensbeschreibung der Markgräfin Mathildis in den Sammlungen des Muratorius, das Leben des Pabstes Gregor in eben diesen Sammlungen, die Briefe Gregors beym Harduin, und einige neuere Schriften, als z. B. des Herrn D. Schuberts Disputat. de Henrico IV. exemplo turbatae reipuplicae, Herrn Reichards Exercitt. de Ecberto, Anticaesare. Ich habe nichts verabsäumt zu nutzen, was Heinrichs Leben und Charakter historisch mehr aufklären und entwickeln könnte.

Leben des Grafen Moritz, von Sachsen.

Ein Deutscher war es, welcher, in diesem Jahrhunderte, Frankreich zum Sieger der Deutschen machte, und diesen Deutschen nennen die Franzosen noch immer ihren Erretter, und den Schutzgeist Frankreichs. Sie haben es desto mehr Ursache, da seit dem Tode dieses Feldherrn Frankreich nicht mehr fähig gewesen ist, glückliche Kriege zu führen, und es geschienen hat, als wenn den französischen Köpfen die Seele fehlte. Der Graf von Sachsen war dieses in seinem Leben gewesen. Der Patriotismus erfodert es, unserm Vaterlande das seinige zu zu eignen, und in einer Biographie der Deutschen das Leben des grossen Moritz zu beschreiben.

Die Liebe gab ihm das Leben, und ein mächtiger Prinz das Recht, seine vornehme Geburt zu behaupten. Friedrich August Churfürst von Sachsen, eben der, dessen Leben in dem vorhergehenden Theile dieser Biographie beschrieben worden ist, und welcher gegen die Schönen nichts weniger als unempfindlich war; dieser sah aus dem fernen Norden eine solche Vollkommenheit des schönen Geschlechts erscheinen, wie er auf allen seinen

nen Reisen, bis nach Spanien hin, nicht hatte finden können.

Ein junger Graf von Königsmark, welcher im Jahre 1649 in Hannover unglücklicher Weise ums Leben kam, und eine Zeitlang in chursächsischen Kriegsdiensten gewesen war, hatte noch verschiednes von seiner Verlassenschaft in Sachsen gelassen. Diese Erbschaft zu heben fanden seine Anverwandten Schwierigkeit, und begaben sich deswegen selbst an den Hof zu Dresden. Es waren drey Schwestern, unter denen die jüngste, Aurora Maria noch keinen Gemahl hatte. Diese schöne Schwedin erwarb sich sehr bald die Bewunderung des ganzen chursächsischen Hofes zu Dresden, so wie sie in der Folge den Ruhm der Welt erlangte. Verstand und Schönheit schienen in ihrer Person um den Vorzug zu wetteifern, und es blieb beständig ungewiß, ob ihr Geist, oder ihre Schönheit grösser wäre: aber in beiden that es Aurora Königsmark allen andern zuvor. Friedrich August empfand mehr als eine gewöhnliche Neigung zu ihr. Auf dem Schlosse Moritzburg hielt die Liebe ihren Triumph; und Moritz kam am 15. October 1696 auf einem Dorfe, bey Magdeburg, wo sich die Gräfin Königsmark in der Stille aufhielt, in die Welt.

Die Gräfin vor Königsmark, ob sie gleich die Würde einer Dechantin des fürstlichen Stiftes zu Quedlinburg erhalten hatte, war dennoch beständig um die Person des Churfürsten, welcher bald darauf den königlichen Thron in Pohlen bestieg, und durch diese ihre Gegenwart vermehrte sie die Liebe des neuen Königs so wohl zu sich, als ihren Sohn, welcher zuerst in

Berlin,

Berlin, und dann in Warschau eine anständige Erziehung genoß. Er wurde zum Grafen von der Raute erklärt, welchen Titel er bis in das funfzehnte Jahr seines Alters führte, und eine Zeitlang auf die berühmte Universität zu Leipzig geschickt.

Ein heftiger Instinct, welcher bey auserordentlichen Geistern der Bürge für künftige Vortreflichkeiten ist, trieb den jungen Grafen von seiner ersten Kindheit an zu dem Geschäfte der Waffen. Kaum konnte er den Degen führen, als er fast allen andern Studien, ausser den Uebungen der Waffen, entsagte. Er schien alle andre Wissenschaften gering zu schätzen, ausser der Wissenschaft, zu siegen. Auch bezeigte er zu den fremden Sprachen keine Lust, ausgenommen die Französische, zu welcher er, schon damals einen gewissen freundschaftlichen Hang hatte.

Die Natur hatte seinem Körper, welcher nur eine mittelmäßige Grösse hatte, diejenige Stärke der Nerven gegeben, durch welche sein Vater, der König von Pohlen, sich so sehr auszeichnete. Gewisse Proben, welche er davon ablegte, und die bis ins unglaubliche giengen, hätten ihm den Namen eines neuern Hercules zuwege bringen können, wenn man in der Zeit jener alten Fabeldichter gelebt hätte.

Eben zu der Zeit, als Moritz die Wissenschaften lernen sollte, und keine lernen wollte, als die, zu fechten, und zu siegen, war es eben diese Kunst, welche die Aufmerksamkeit von Europa ganz allein beschäftigte. Der Tod eines schwächlichen Menschen, welcher König von Spanien, und doch dabey so arm gewesen war, daß kein Mensch Wachskerzen zu seinem Begräbniß hergeben

ben wollte, wenn nicht der Cardinal Portocarrero dafür gut gesagt hätte, setzte alle Cabinetter der Fürsten in Bewegung, und viele hundert tausende stritten für ihre Herren um dessen Verlassenschaft. Und diese Verlassenschaft in Europa und Amerika war grösser als ein Kaiserthum. Das Haus Oesterreich hatte die gerechtesten Ansprüche darauf, und führte für dieselben den langwierigsten und beschwerlichsten Krieg. Indessen wurde ein zweyter Krieg in Norden von dem grösten Helden des Eigensinns, den je diese Leidenschaft in der Welt gehabt hat, geführt. Und eben zu der Zeit, als der Graf Moritz die Kunst zu fechten zu lernen anfieng, wurde sein Vater durch eben diese Kunst von seinem Königsthrone gestossen, und verlohr Pohlen, und erkaufte Sachsen von der Gewalt seines Siegers durch ungeheure Summen.

Moritz lernte zuerst in Gefechten gegen Frankreich die Kunst, Frankreich zu beschützen, und die mächtigsten und glücklichsten Feinde dieses Staats wurden die Lehrmeister desjenigen, der eben diesen Staat gegen jene Nationen siegreich machen sollte. Er war noch nicht dreyzehn Jahr alt, als er unter den feindlichen Fahnen gegen Frankreich zuerst fochte. Sein Vater, welcher gezwungen worden war, den Krieg in Norden durch die Verlassung des Throns, für sich, zu endigen, sendete, vermöge seiner genauen Verbindung mit dem Hause Oesterreich, zu dessen Beyhülfe, neun tausend Mann wider Frankreich, nach Holland, unter dem Befehle des Grafens von Schulenburg, jenes berühmten Generals, welcher sich in dem Kriege gegen den König von Schweden so sehr hervorgethan hatte, und die Erfah-

rung mit Genie verband. Diesem grossen Feldherrn wurde der junge Graf Moritz, da er durchaus in den Krieg wollte, anvertraut, und begab sich daher von Haag, wo er, während des schwedischen Einfalls in Sachsen sich aufgehalten hatte, zu den Armeen der Alliirten in Flandern. Die Nähe des kriegrischen Schauspiels, und der Ruf davon hatte in Haag seinen Eifer dergestalt entzündet, daß er kaum in Flandern angekommen war, als er schon an allen Gefahren Antheil nehmen wollte, so jung er auch war.

Die Feldzüge in dem Jahre 1709, und den zwey folgenden, musten den Jüngling, so wenig er auch noch von den Meisterkünsten eines Eugens und Marlboroughs begreifen konnte, gleichwohl mit jenen grossen Empfindungen erfüllen, welche in jungen Seelen der Saame des künftigen grossen Mannes werden. Er war mit den erhabnen Männern, Eugen und Marlborough immer in Gesellschaft, er empfing von ihnen seine Bildung, und lernte den Krieg kennen. Eine der grösten Scenen war die entsetzliche Schlacht bey Malplaquet, welcher Moritz beywohnte, und am Abende nach dem Siege sagte der junge Graf, dieser Tag habe ihm ausserordentlich wohl gefallen.

In der Folge suchte er sich so gar hervorzuthun, ohnerachtet sein Alter es ihm noch nicht verstattete. Er wagte sich bey der Belagerung von Mons, aller Vorstellungen ohnerachtet in die Laufgraben, und schien die Gefahr zu suchen, weil er gleichsam fühlte, daß sie für den Krieger der Weg zum Glücke sey.

Indessen war Carl der Zwölfte von dem Glücke, dem er zu sehr getrotzt hatte, verlassen worden, und seine

ne Feinde besiegten nun die Reste seiner Armeen und seiner Städte. Moritz begab sich zu den Feinden Carls, und gieng aus den Niederlanden nach Liefland. Hier belagerte Peter der Grosse Riga, welcher Belagerung Moritz wieder beywohnte. Im folgenden Jahre gieng er zu den sächsischen Truppen, welche Stralsund belagerten, und hier legte er schon die grösten Proben seines Muthes ab. Er schwamm, unter andern Unternehmungen, durch einen Fluß, im Angesichte der Feinde, die Pistole an der Seite. Er wagte sich an alle gefährliche Oerter, und zeigte alle Eigenschaften eines tapfern und unerschrockenen Officiers.

Unter diesem Bestreben nach Verdiensten, erhielt er den Titel und Rang eines Grafen von Sachsen, von seinem Vater, welcher, nach dem Tode des Kaysers Joseph, des Reichsvicariat führte. Er gieng nach Dresden, und fand bald an allen den Lustbarkeiten Geschmack, durch welche sich der dasige Hof unter allen andern in Europa damals auszeichnete. Hier wurde ein zweyter bleibender Zug in dem Charakter des jungen Grafens gebildet, die Liebe zum sinnlichen Vergnügen, und besonders gegen das schöne Geschlecht. Die Beyspiele des Hofes wirkten auf ihn, die Mode gab ihm Geschmack, und die Jugend seines Alters Heftigkeit. Er wandte seine Liebe zum schönen Geschlechte zur Ehe an, und vermählte sich mit einer sehr jungen Fräulein von Löben aus der Oberlausitz, die durch Schönheit und Lebhaftigkeit des Witzes die allgemeine Bewundrung auf sich zog. Durch diese Verbindung wurde er auf einige Zeit aus der Laufbahn des Krieges hinweggerissen, und ergab sich allen möglichen Arten von Ergötzlichkeiten.

Aber auch selbst hierinnen zeigte er eine gewisse Verwegenheit, und bestrebte sich beynahe, das in Gefahr zu verwandeln, was nur Lust seyn sollte. Sein Vater, der König, gab ihm indessen ein neu errichtetes Kürassier-Regiment, und die Stelle eines Obersten bey demselben.

Um eben diese Zeit war der kriegrische, und unglückliche König von Schweden, Carl der Zwölfte endlich genöthigt worden, die Türkey zu verlassen, und seiner bedrängten Festung Stralsund zu Hülfe zu eilen. Alles war itzt wider ihn, denn alles fürchtete sich für ihn, ob gleich seine Heere und Länder geschwächt waren, und das fürchterliche, blos Er selbst, war. Drey Könige, aus Preussen, Dänemark und Pohlen, belagerten ihn in Stralsund, und er wehrte sich gegen alle bis ins unglaubliche. Einen solchen Helden kennen zu lernen wünschte der Graf Moritz innigst. Er war unter den sächsischen Truppen vor Stralsund, und hätte gern den König Carl gesprochen, wenigstens gesehen: man sagte ihm aber, daß er diesen Helden nur an den allergefährlichsten Oerten finden könnte. Moritz gieng nun an diese gefährlichsten Oerter öfters, weil er glaubte, daß dort der Posten des Königs von Schweden wäre. Er irrte sich nicht; er sah endlich den König. Man erzehlt, daß Moritz bey dessen Anblick in eine erstaunende Lebhaftigkeit gerathen sey. Er bewunderte den heldenmüthigen König, den er vor sich sah, mit Exclamationen, und es ist gewiß, daß er diese Bewunderung und Hochachtung für Carl den Zwölften die ganze Zeit seines Lebens unverändert beybehalten hat.

Er eilte von einem ordentlichen Kriege in Pommern zu einem wilden Aufruhr in Pohlen. Verschiedne Mißvergnügte, welche von Schweden unterstützt wurden, brachten endlich eine sehr ausgebreitete Unruhe zu Stande. Der Vorwand waren die sächsischen Truppen, welche die Pohlen nicht in ihren Grenzen leiden wollten, da es doch die Truppen ihres Königs waren, und ein rußisches Heer dennoch immer in Pohlen gelitten werden mußte. Sie fielen die sächsischen Truppen allenthalben an, wo sie standen, hieben ganze Corps nieder, und begegneten ihnen als den ärgsten Feinden. Es wurde zwar, durch rußische Vermittlung am 18 Jänner 1716 ein Friede geschlossen, aber auch bald darauf gebrochen, indem die Conföderations-Marschälle vorgaben, daß die Bevollmächtigten ihre Instructionen überschritten hätten. Die Feindseligkeiten nahmen von neuen ihren Anfang mit vieler Wuth, und Graf Moritz wäre beynahe das erste Opfer dieser Wuth geworden. Er war mit drey Regimentern nach Warschau aufgebrochen. Unterwegens wurde er zu Krosniec von den Feinden überfallen, die nicht nur viele von seinen Leuten tödteten, und gefangen nahmen, sondern auch viel Pferde und Kriegsbedürfnisse erbeuteten, und ihn durch einen Schuß, der ihn nur um ein Haar verfehlte, beynahe selbst getödtet hätten. Er faßte sich aber bald wieder, und zog sich mit seinem Corps, unter beständigen Fechten, glücklich nach Warschau. Der bald darauf erfolgte vollkommne Friede machte seine Tapferkeit in Pohlen unnöthig. Er flog dem Vergnügen zu Dresden in die Arme.

Mitten unter diesen Vergnügungen, in welchen der junge lebhafte Graf manchmal zu weit ging, entspann sich zwischen ihm und seiner Gemahlin eine Mißhelligkeit, welche in der Folge zu einer Ehescheidung führte. Moritz war eben sowohl verschwenderisch, als seine junge Gemahlin freygebig, und daraus war eine ziemliche Unordnung in ihren Finanzen entstanden. Dies gab die erste Gelegenheit zum Mißverständnisse, welches hernach durch die Eifersucht der Gemahlin vermehrt wurde, indem Moritz seinen Neigungen, oft ohne Bedenken, folgte, und durch verschiedene Liebhabereyen die Zuneigung seiner Gemahlin verlohr.

Der Feldmarschall von Flemming, jener grosse Liebling des Königs August des Zweyten, welcher mit grossen Fähigkeiten die Schwachheit, die vielen grossen Männern eigen ist, verband, auch die geringsten Beleidigungen mit allem dem Nachdrucke zu ahnden, welchen ihm in allen Fällen sein Ansehn gab; dieser General und Minister glaubte sich, noch in Pohlen, durch einige Reden des Grafens Moritz beleidigt, und ergrif die erste Gelegenheit, sich zu rächen. Es wurden, nach dem Frieden zu Lublin, verschiedne Truppen abgedankt, und bey dieser Gelegenheit ließ der Feldmarschall auch das Regiment des Grafens Moritz eingehn. Obgleich dieser zu eben der Zeit von seinem Vater mit neuen Ehren und Gütern beschenkt wurde, so ersetzte seinem kriegrischen Sinne dennoch das alles nicht den Verlust eines Regiments

Zum Glücke für seine Begierde zum Kriege wurde eben ein beschwerlicher Krieg von dem Kayser Carl dem sechsten wider die Türken geführt. Moritz begab

sich

sich in das Lager des grossen Eugens, den er schon in Braband hatte kennen gelernt, und wurde zum zweytenmale sein Schüler. Hier in dem Feldzuge gegen die Türken konte er sehr viel lernen. Er war bey der berühmten Belagerung von Belgrad, und bey der noch berühmtern Schlacht bey dieser Festung gegenwärtig, wo Eugen mit einer solchen Verwegenheit sich in eine Schlacht einließ, und siegte, daß eben dieser Sieg ihm, ohne der Gunst des Kaisers, eine gerichtliche Ahndung in Wien würde zugezogen haben. Eugen hatte es gewagt, an einem unbequemen Orte, so mit dem Feinde zu schlagen, daß der Verlust des Treffens der Ruin der ganzen kaiserlichen Armee gewesen seyn würde. Moritz sah dieses Beyspiel, ahmte es aber nie nach. Er ließ sich in seinem Leben in kein Treffen ein, welches ihm die Vorsicht verbot. So gehen die Genies in der Welt immer ihre eigne Wege; sie lernen von einander, aber bleiben sich nicht ähnlich; denn — dafür sind sie Genies.

Der Friede zu Passarowitz verbreitete über ganz Europa, von einem Ende bis zum andern, Ruhe, und Moriz kam aus Ungarn in Dresden an, wo er wiederum alle diejenigen Ergötzlichkeiten genoß, welche nur an dem prachtvollen königlichen Hofe zu Dresden zu finden waren. Er hielt sich bald in Dresden auf, bald auf den Gütern, welche ihm sein Vater geschenkt hatte. Seine Ausschweifungen aber in allen Lustbarkeiten, welche immer mit Verschwendung begleitet waren, brachten seine ökonomischen Umstände in noch grössere Verwirrung, aus welcher ihn, nur immer auf kurze Zeit, die Freygebigkeit des Königs riß. Er sah

selbst ein, daß er zu Kriegsdiensten geschaffen war, aber die Abneigung zwischen ihm, und dem Feldmarschall Flemming, welcher sein Regiment hatte eingehn lassen, machte ihm die Kriegsdienste in seinem Vaterlande unangenehm, und sogar die Hofnung dazu schwer. Gleichwohl hatte er auch keine Aussicht in andre Länder. Unter diesen Umständen reißte er an den französischen Hof, im Jahre 1720, nicht um dort Kriegsdienste zu suchen, sondern um die französische grosse Welt zu sehen, und in Paris gewesen zu seyn, welches man damals für einen Mann von Stande für sehr nöthig hielt.

In Frankreich führte der Herzog von Orleans, Philipp, für den minderjährigen Ludwig den funfzehnten, die Regierung. Er führte die Lustigkeit wieder an dem französischen Hofe ein, welche das hohe Alter des vorigen Königs verbannt hatte. Er hatte ein ungemein einnehmendes Wesen, welches ihm jedermann ergeben machte, und bey aller äusern Leichtsinnigkeit die Gabe, die Menschen wohl zu kennen. Sein ganzer Charakter stimte mit demjenigen, welchen Graf Moritz hatte, den kriegrischen Geist ausgenommen, völlig überein. Er suchte den Grafen von Sachsen in Frankreich zu behalten: er überhäufte ihn mit Höflichkeiten: er überredete ihn, in französische Dienste zu treten. Die Neigung, welche Moritz beständig für Frankreich gehabt hatte, erleichterte die Bemühung des Herzogs von Orleans. Dieser ließ ihm (am 7 August 1720) die Bestallung eines Marechal de Camp ausfertigen; und Moritz wurde, fast ehe er sich es versah, französischer General. Er erhielt das deutsche Regiment, welches

vor-

vormals die königsmarkische Familie gehabt hatte, damals aber von einem Generale schwedischer Herkunft commandirt wurde, welcher es an den Grafen von Sachsen für dreyßigtausend Thaler verkaufte.

Der König von Pohlen, welcher von diesem ganzen Handel seines Sohns nicht eher unterrichtet wurde, bis er völlig geschlossen war, bezeigte darüber sein Mißfallen. Er berief den Grafen nach Sachsen zurück. Allein es war zu spät, das Vorhaben zu hindern, welches schon richtig gemacht war. August muste es geschehen lassen, daß sein Sohn in fremde Dienste trat, in welchen er, in der Folge, gegen seine Anverwandten selbst die Waffen führte.

Damals blühte das weltbekante, und unglückliche Actiensystem des Schottländers Law, welcher durch seine errichtete Bank in Paris, das ganze Königreich in Zerrüttung, und viele Familien an den Bettelstab brachte. Der Paroxysmus des Actienhandels, welcher damals, wie öfters bey öffentlichen gebilligten Einrichtungen, in alle Köpfe fuhr, dieser hatte auch auf den Grafen Moritz Einfluß, und trug dazu bey, daß er zu Paris, in grosse Schulden gerieth, welche ihn nöthigten, diese Stadt auf einige Zeit zu verlassen, und sich nach Sachsen zu begeben. Hier fand er, mitten unter neuen Verschwendungen, und Ergötzlichkeiten, Mittel, durch Verkaufung und Versetzung seiner Güter, und durch die Gnade seines Vaters, diejenigen Summen zu erhalten, welche er in Paris nöthig hatte. Er kam, im Jahre 1722 wieder dahin, und nunmehro wurde Frankreich vollkommen sein zweytes Vaterland. Er nahm

da seinen beständigen Aufenthalt, und widmete sich gänzlich dem französischen Kriegswesen.

Jetzt fing er an einzusehen, wie unentbehrlich das Studium vieler Wissenschaften für einen grossen General sey, und wie der Heldenmuth nur erst durch Bildung der Künste, Verehrung erlange. Er studirte die Mathematik, die Ingenieurkunst, und den ganzen Umfang der Kriegswissenschaften als ein erhabner Geist, welcher von seinen Lehrern lernt, weiter als sie zu sehen, und dadurch gegen sie am dankbarsten wird, daß er sie übertrift. Er zeigte für diese Wissenschaften ausserordentliche Talente, und widmete ihnen, und der Geschichte, und Mechanik, seine ganze Zeit. In der letzten Kunst zeigte er sich zuerst als einen Erfinder. Er ließ, nach seiner Erfindung, eine Maschine verfertigen, durch welche die Boote von Rouen nach Paris ohne Hülfe der Pferde sollten gezogen werden, und er mußte, nachdem er ungeheure Summen darauf verwendet hatte, dieses Unternehmen endlich fahren lassen. Aber er wurde dadurch in den Stand gesetzt, zu der Vollkommenheit einer andern Maschine viel beyzutragen, durch welche zu Paris die Boote von Portroyal in das Baßin gezogen werden. Die Geschichte, welche alle grosse Männer in der Welt jederzeit geliebt haben, gehörte ebenfalls zu den Lieblingsbeschäftigungen des Grafen von Sachsen, denn er sah ein, daß man einen Cäsar kennen muß, wenn man ihm gleich werden will, und daß das Leben der Turenne, und Eugene die Schule grosser Feldherren ist.

Der Scharfsicht des Grafen Moriz entging kein Theil der Kriegskunst; und fast in allen Theilen suchte

er

er etwas zu verbessern. So legte er sich mit besondern Fleiß auf die Kunst des Exercitiums der Truppen, wodurch ganze Heere nur eine Maschine zu seyn scheinen, die der Wink eines einzigen Meisters mit einer unglaublichen Schnelligkeit wirken läßt. Diese Kunst, welche Friedrich der Grosse bis zu einem Wunderwerke vervollkomment hat, reizte die Aufmerksamkeit des Marschalls von Sachsen, von seiner Jugend an. Er hatte eine neue Art des Exercitiums erfunden, nach welcher er sein Regiment täglich übte. Der Ritter Follard, welcher sein ganzes Leben damit zubrachte, den Krieg zu studiren, und für ihn Lehren zu geben, dieser schätzte die neue Methode der Taktik des Grafens von Sachsen sehr hoch. Er drückt sich, in seinen Commentarien über den Polybius, darüber folgender maassen aus. „Was ich itzt eben bemerkt habe, ist sehr gut: aber man muß auch die Truppen nach der neuen Methode schiessen lassen, welche der Graf von Sachsen bey seinem Regimente eingeführt hat; eine Methode, die ich sehr hoch schätze, so wie ihren Erfinder, welcher einer von den grösten Genies für den Krieg ist, die ich jemals habe kennen gelernt.„ Die Folge der Zeit bestätigte das Urtheil des Ritters.

Eine Reise des Grafens nach Dresden, im Jahr 1724, wurde die Gelegenheit zu einem grossen Schicksale für ihn, durch welches er zu einem regierenden Fürsten erwählt wurde, ohne diesen Stand behaupten zu können.

Curland, ein altes Herzogthum, welches ehedem dem deutschen Orden gehörte, war im Jahre 1516 ein eigner Staat, und von Pohlen abhängig geworden, nach-

nachdem der Großmeister des Ordens, Gotthart Kettler, dem Orden entsagt, und sich zum souveranien Herzog von Curland und Semgallen hatte ausruffen lassen. Er hatte zu Wilna gewisse Pacta subjectionis an Pohlen beschworen. Als der letzte von diesem kettlerschen Stamme, Herzog Ferdinand ohne Kinder blieb, so entwarf die Republik Pohlen das Project, Curland in Woywodschaften zu vertheilen, und es mit der Krone zu vereinigen. Die Stände von Curland erfuhren dieses Vorhaben kaum, als sie Mittel dagegen suchten. Das beste war, einen Nachfolger des Herzogs Ferdinand, der sich gröstentheils zu Danzig aufhielt, und eben so schwächlich an Seele, als am Körper war, noch bey seinem Leben zu erwählen. Der damalige curländische Gesandte zu Dresden, nachheriger Conferenzminister an diesem Hofe, der Freyherr von Bülow gab dem Grafen von Sachsen zuerst den Einfall, sich um das Herzogthum Curland bey den wählenden Ständen zu bewerben. Er unterstützte die Absichten des Grafen. Er unterhandelte eine Vermählung desselben mit der verwittweten Herzogin Anna, von Curland, einer rußischen Prinzeßin, welche hernach auf den Kaiserthron von Rußland geruffen wurde. Diese Vermählung sollte in dem Falle geschehen, daß die Wahl eines Herzogs von Curland auf den Grafen Moritz fiele.

Alles ging glücklich von statten. Den Ständen von Curland war viel daran gelegen, daß sie zeitig einen neuen Herzog erhielten, ehe sie durch den Todesfall des Herzogs Ferdinand um ihre Gerechtsame kämen. Die verwittwete Herzogin von Curland empfohl ihnen

den

den Grafen von Sachsen, als eine Person, welche besonders dem Könige in Pohlen angenehm seyn würde. Der Graf begab sich nach Frankreich indessen zurück, und ließ seine Mittel wirken.

Es kamen drey Competenten für den Thron von Curland in den Vorschlag; der Herzog von Holstein Gottorp, der rußische Fürst Mentschikow, und der Graf Moritz von Sachsen. Der ausgebreitete Ruhm des letztern, seine persönliche Tapferkeit, und sein Geist, machten ihn zu demjenigen, welcher die Wahl der Stände in der Folge am besten rechtfertigen konnte. Der alte Herzog Ferdinand ließ umsonst eine öffentliche Protestation wider die Wahl bekannt machen. Man wollte einen Beschützer haben, und achtete auf den schwächlichen Prinzen nicht. Die Republik Pohlen widersprach dem Rechte der Wahl gleichfals. Aber eben diese war es, gegen welche man einem Beschützer suchte. Die Wahl ging vor sich; und durch dieselbe wurde, am 5 Julius, 1726, der Graf Moritz von Sachsen, Herzog von Curland und Semgallen.

Er begab sich, unter dem Scheine einer Reise nach Liefland, zu seinen neuen Unterthanen in Curland, und machte Anstalt, ihre, und seine Rechte zu vertheidigen.

Indessen erhob ganz Pohlen seine Rache wider diese Wahl. Die Pohlen, welche ihr Vorhaben, Curland mit ihrem Staate zu vereinigen, scheitern sahen, vermutheten, daß König August seinem Sohne in dieser Sache günstig sey, und nöthigten ihn, seine väterliche Neigung dem Ehrgeitze der Unterthanen aufzuopfern. Er erklärte, daß er die Wahl von Curland,

welche

welche auf den Grafen von Sachsen gefallen wäre, mißbillige, weil sie den Rechten der Republik entgegen zu seyn schiene, und daß er den Grafen nicht im geringsten unterstützen werde. Dies war noch nicht genug. Es wurde eine Acte ausgefertiget, durch welche jene Wahl völlig vernichtet, und für unstatthaft erklärt wurde. Den Grafen selbst foderte man nebst einigen Räthen binnen sechs Wochen zu seiner Verantwortung nach Warschau. Hierauf wurde die ganze Sache auf einen Reichstag, zu Grodno, gebracht.

Noch gefährlicher wurde der Zorn des rußischen Hofes. Die Kaiserin Catharina erklärte, daß sie mit der geschehenen Wahl nicht zufrieden wäre, sondern verlangte, die Curländer sollten entweder den Herzog von Holstein Gottorp, oder den Fürsten Mentschikow zu ihrem Herrn erwählen. Der Stolz dieses letztern, welcher aus einem Pastetenbeckerjungen General, und Fürst geworden war, ging so weit, daß er durch den Fürsten Dolgoruky den Ständen in Curland Drohungen sagen ließ; und diese Drohungen fingen an durch ein Corps rußischer Truppen, welches sich den curländischen Grenzen näherte, erfüllt zu werden.

Graf Moritz hatte sich inzwischen die verwittwete Herzogin von Curland geneigt gemacht, mit welcher er sich vermählen wollte. Diese Prinzeßin that bey dem ihr verwandten rußischen Hofe alles mögliche, um die Wahl ihres Freundes zu unterstützen. Sie ging selbst nach Riga, und redete dem Fürsten Mentschikow zu, um sich nicht weiter zu widersetzen. Aber vergeblich. Mentschikow ging vielmehr selbst nach Mietau, und ließ rußische Truppen in die Stadt rücken.

Am

Am folgenden Morgen nach der Ankunft dieses Nebenbuhlers ging Graf Moritz selbst zu ihm. Mentschikow sagte ihm ohne Umstände, und mit ziemlicher Heftigkeit, daß die vorgenommene Wahl der Stände nichts gelte, daß die Stände entweder ihn selbst, oder den Herzog von Holstein wählen müsten, und daß er, bloß dieser Ursache wegen nach Mietau gekommen wäre. Moritz antwortete ihm mit gesetzten Muthe, daß die Wahl der Stände rechtmäßig sey: das Schicksal von Curland käme itzt darauf an, daß es entweder zu Pohlen geschlagen, und in Woywodschaften vertheilt würde, oder seine bisherige Verfassung behielte, in welchem letztern Falle er, der Graf, allein Herzog seyn könte. — Mentschikow fragte ihn darauf; „wie er sich denn zu erhalten gedächte?„ — Ich kenne meine Schwäche gar wohl, antwortete der Graf, aber gedenke nicht daran, denn die Sache wird sich von selbst erhalten.

Mentschikow ließ bald darauf einige Abgeordnete des Landes zu sich kommen, und drohete, daß er ihnen zwanzig tausend Mann zuschicken wolle, welche sie würden lehren zu gehorchen.

Auf den Abend lief von vielen Orten die Nachricht ein, daß der Fürst Mentschikow seine Sache mit Gewalt treiben wolle. Es zogen auch auf 800 Mann Russen sich um den Pallast des Grafen. Dieser hatte nur 60 Mann, mit welchen er sich vertheidigte, und die Belagerung seines Pallasts aushielte, welche jedoch bald aufgehoben wurde, weil man sich für einen Aufruhr fürchtete. Mentschikow reißte vielmehr am dritten Tage von Mietau selbst ab, mit der Bedrohung, daß,

wenn

wenn binnen zehn Tagen die Curländer nicht den russischen Hof befriedigt hätten, er mit einer Armee wieder zurück kommen würde.

Der Reichstag zu Grodno setzte den Grafen in noch grössere Verlegenheit. Die Pohlen erklärten seine Wahl zum Herzoge von Curland für nichtig, und ihn selbst für einen hartnäckigen ungehorsamen. Die Curländer waren Rebellen. Diese unglückliche Nation schickte einen von ihrem Adel, mit Namen Mollen, als einen Abgeordneten aller Stände von Curland, nach Pohlen, um die Nation zu rechtfertigen. Der Abgesandte hatte sich kaum bey dem Kron-Marschall zur Audienz melden lassen, als er in seinem Hause in Verhaft genommen wurde. Das stolze Wesen, welches damals die Pohlen ganz eingenommen hatte, und welches sie auf diesem Reichstage gegen ihren eigenen König, die Könige von Preussen und England, und den Pabst bezeigten, stieg zu einem noch höhern Tone gegen die verlaßnen Curländer. Es wurde eine Commißion ernannt, welche nach Curland gehen, neue Einrichtungen in diesem Lande machen, und den Grafen von Sachsen zur Verlassung des Landes zwingen sollte. Es rückten einige pohlnische Truppen an die Grenze. Der Graf von Sachsen wurde endlich in die Acht erklärt, und ein Preis auf seinen Kopf gesetzt. Der curländische Abgesandte wurde mit einem Unterofficier und ein paar Mann Bedeckung zurückgeschickt.

Moritz arbeitete mit der grösten Thätigkeit dem Schicksale entgegen. Er wandte sich in besondern Schreiben an den Hof zu Berlin, an den Primas von Pohlen, an den Kroncanzler. Er bat den Minister

Oster-

Ostermann in Petersburg um Unterstützung. Die verwittwete Herzogin von Curland reißte selbst an den rußischen Hof, um für ihn Vorstellungen zu thun. Alles war vergeblich. Das Schicksal wollte, daß Moritz nicht ein regierender Fürst, sondern der erste General seiner Zeit werden sollte. Er war, bey dieser Verwirrung seiner Situation, schon einmal nach Grodno unterwegens; besann sich aber, und kehrte mitten auf der Reise, deren Unnützlichkeit er vorher sah, wieder zurück. Er faßte den Entschluß, wieder nach Frankreich zurück zu gehen, und Curland zu verlassen: aber er änderte seinen Entschluß wiederum, und nahm sich vor, das äusserste abzuwarten, und seine Rechte mit den Waffen zu vertheidigen.

Das sonderbarste dabey war, daß seine Achtserklärung unter dem königlichen Siegel, und mit der Unterschrift seines Vaters ausgefertigt war, und eben dieser, sein königlicher Vater, ihn zu gleicher Zeit mit Gelde und Ehre beschenkte, indem er einen Preis auf seinen Kopf setzen ließ. So wollten es die Umstände. Das öffentliche Schreiben, welches der Graf, an seinen Vater, als König von Pohlen, sandte, ist zu merkwürdig, als daß man nicht hier davon einen Auszug mittheilen sollte.

Der Graf erklärt dem Könige, daß er durch eine unvermeidliche Nothwendigkeit gezwungen würde, gegen die Befehle Seiner Majestät ungehorsam zu seyn; daß die Empfindungen der Ehre ihm die Pflicht auflegten, nichts zu thun, was seiner Geburt unwürdig sey; daß er eine ehrenvolle Parthey nicht verlassen, und sein gegebenes Wort nicht brechen könne; daß er

eine wichtige Stelle bey den Armeen des allerchristlichen Königs besitze, bey welchem Feigheit und Verrätherey keine Entschuldigung fänden, und daß, wenn er an dieses alles nicht denken wolle, er doch, wegen des gegebenen Worts an die Stände von Curland, durch Gewissensbisse abgehalten würde, seine Tage in der allgemeinen Verachtung zu beschliessen. „Nichts ist in meinem Herzen, fügt er hinzu, tiefer eingeprägt, als eine vollkommne Ergebung in den Willen Ew. Majestät; aber die Ehre, Sire, erkennt keine andre Herrschaft, als sich selbst. Wenn ich einen Augenblick diesen Grundsatz fahren lasse, so bin ich Ihrer Gütigkeiten nicht mehr würdig. Es ist weder Eigensinn, noch Leichtsinnigkeit, daß ich meine Wahl angenommen habe. Ich bin von der ganzen Nation von Curland einstimmig erwählt worden, durch denjenigen Adel, welcher seit vielen Jahrhunderten seine Ergebenheit für Pohlen bewiesen, und mehr als einmal zu den Vortheilen, und dem Ruhme dieser Krone beygetragen hat, welcher nichts sucht, nichts wünscht, und verlangt, als in der Treue seiner Vorfahren zu beharren, und diese Pflicht niemals verlassen wird.„

Man weiß wohl, daß die Staatskunst solche Schriften eben alsdenn am nothwendigsten macht, wenn sie am unnützesten sind. Sie müssen alsdenn dasjenige beym Publiko rechtfertigen, was bey den Fürsten nicht mehr gerechtfertigt werden kann. Auch hatte der Graf von jenem schönen Schreiben keinen andern Vortheil, als daß ihm einige Leute Recht gaben, die ihm kein Recht verschaffen konnten.

Sobald die pohlnische Commißion in Mietau angekommen war, begab sich der Graf selbst zum Untercanzler, welcher mit ihm Verhandlung pflegen wollte. Er erklärte sich so, daß er zu verstehen gab, wie er gesonnen wäre, die Curländer nicht zu verlassen, welche bereit wären, sich seinen Diensten aufzuopfern. Er konnte diese Sprache wohl führen, da er einsah, daß Pohlen seine Macht zur Unterdrückung Curlands nicht verwenden würde, weil sonst ein ausgebreiteter Krieg mit den fremden mächtigen Nachbarn dadurch entstehen muste. Indessen schadete doch die pohlnische Commißion gleich im Anfange dem Grafen ungemein. Sie machte viele Curländer bestürzt, und abwendig. Sie maaßte sich vieler Gewalt an. Sie schwächte den Credit des Grafen.

So bald die Commißion die Wirkung ihrer Unternehmung so stark sahe, als sie es kaum vermuthete, ging sie noch weiter. Sie ließ zu Mietau eine Anklage wider die drey Oberräthe wegen der geschehenen Wahl bey sich anbringen, und richtete darüber. Endlich ertheilte sie ein Decret, durch welches die drey Oberräthe zwar losgesprochen wurden, aber die Wahl des Grafen von Sachsen zum Herzoge von Curland wurde förmlich caßirt, und den Ständen von Curland befohlen, mit keiner andern Macht in die geringste Verbindung zu treten, ausser mit Pohlen, von welchem Reiche sie abhängig wären.

Der Graf, wider dessen Wahl von allen Canzeln in ganz Curland das Cassations-Decret abgepredigt werden muste, und dessen Verlegenheit immer grösser wurde, ging mit einiger Mannschaft auf die Insel

Usmaiz, wo er die versprochne Hülfe der Curländer erwartete, sich verschanzte, und mit Artillerie, und Kriegsbedürfnissen versahe.

Inzwischen erfüllte der Fürst Mentschikow seine vorigen Drohungen. Das Interesse des rußischen Hofes bey der Wahl von Curland war durch den Tod der Kaiserin Catherina, und den neuen Monarchen, Peter den Zweyten, nicht verändert worden. Es erschien ein rußisches Corps in Curland, und nöthigte die Regierung des Landes, seine Protection anzunehmen. Pohlen auf der einen, und Rußland auf der andern Seite, gaben wechselsweise Gesetze, und hoben sie wechselsweise, einer der andern ihre, auf. Alles was der Adel von Curland thun konnte, war, den Grafen von Sachsen, den sie zu ihrem Fürsten erwählt hatten, zu entfernen. Sie schickten eine Gesandschaft an ihn, und baten ihn darum. Das hieß, sie baten den, sie zu verlassen, den sie zu ihrem Schutzgeiste erwählt hatten, und liebten.

Graf Moritz hatte umsonst gehoft, auf der Insel Usmaiz, vielen Beystand zu erhalten. Sein ganzes Heer wurde endlich dreyhundert Mann stark. Er empfing die Bitte der Gesandten der Curländer, sie zu verlassen, weil es der rußische Hof verlange, mit Anstand und Klugheit. Er bedauerte, daß er so unglücklich gewesen sey, den Zorn des rußischen Hofes sich zuzuziehen. Er versicherte, daß, da er sich zu schwach sähe, einer solchen Macht zu widerstehen, er sich gezwungen befände, die Curländer zu verlassen, und verlangte bloß zehn Tage Frist, um sich zu entfernen.

Die rußischen Generale verstatteten ihm nur zwey Tage Zeit, und griffen ihn mit vier tausend Mann auf der Insel an, auf welcher er sich mit seinen dreyhundert Mann noch nicht gehörig verschanzt hatte. Es war ein Ueberfall, und kein Angriff. Das Schrecken und die Unordnung halfen die Mannschaft des Grafen besiegen. Er verlohr Mannschaft, Artillerie, und Kriegsbedürfnisse. Nur seine Kühnheit rettete ihn. Er wagte sich mit seinem Pferde ins Wasser, und entkam den Händen der Russen, durch Schwimmen. Seine Anhänger wurden, als Gefangne, nach Mietau geführt.

In Danzig, wo er zuerst einige Ruhe schöpfte, sah er das Schicksal Curlands bald verändert. Die rußischen Generals verlangten, daß sich die pohlnische Commißion aus Curland hinweg begäbe, und diese wollten, daß die rußischen Generals mit ihren Truppen weg gingen. Während dieser Streitigkeit fiel der Nebenbuhler des Grafens um Curland, Fürst Mentschikow, durch eine solche Cabale, durch welche er oft andre gestürzt hatte, in Ungnade. Nun verliessen Russen und Pohlen Curland, und dieses Herzogthum blieb in dem Zustande, in dem es gewesen war. Nur konnte nicht weiter, so lange noch der alte Herzog Ferdinand lebte, an eine Wahl eines neuen Herzogs gedacht werden.

Graf Moritz machte Protestationen gegen das Verfahren wider sich: die letzte Zuflucht im Unglücke: erwartete einen günstigern Zeitpunkt, der niemals kam, und ging nach Frankreich zurück. Hier vergaß er die Ungerechtigkeiten von Curland in dem angenehmen Um-

gange mit der französischen Nation, die ihn bald verehren lernen sollte.

Der Hof zu Versailles war itzt ziemlich verändert. Der König vertrieb sich die Zeit, ausser der Jagd, bloß mit seiner Gemahlin. Fleury, erster Minister, liebte Sparsamkeit, Stille, und Frieden. Das Kriegswesen zu Lande wurde, aus Mode, erhalten, und das Seekriegswesen ging gar ein. Der Cardinal Fleury war, als Minister, dabey glücklich: aber die Generals, und Moritz, waren es nicht.

Im Jahre 1730 erschien eine neue Hofnung für ihn, wegen Curland. Die verwittwete Herzogin Anna, welche ihn bey der Wahl von Curland so sehr unterstützt, welche ihm ihre Hand, wenn er in Absicht Curlands glücklich würde, versprochen hatte, wurde Kaiserin von Rußland. Allein das Interesse einer Regentin von Rußland konnte nicht einerley mit dem Interesse einer verwittweten Herzogin von Curland seyn. Ueberdem war der Graf von Biron ihr Liebling geworden. Moritz that also bey ihr vergebliche Vorstellungen wegen Curlands, und gab bloß dadurch ihrem Günstlinge Gelegenheit zu neuen Entwürfen, die ihm, Moritzen, in der Folge selbst widrig wurden.

Die Ruhe am französischen Hofe bildete Moritzen zum vollkommnen Feldherrn aus. Er machte sich, in dieser Zeit, den ganzen Umfang der kriegrischen Kentnisse eigen. Er studirte die Kriegskunst mit neuem Eifer, und wurde nun selbst Lehrer und Schriftsteller darinnen.

Es gehörte zu den Eigenheiten dieses grossen Mannes, daß er immer unter solchen Umständen die grösten

Dinge

Dinge that, unter welchen andre Menschen nichts zu thun fähig sind. Er schlug die Feinde, indem er krank war, und schrieb vortrefliche Schriften, indem er das Fieber hatte. Er setzte im Jahre 1732 das Werk auf, welches den Titel führt mes Reveries. Diese so genannten Reverien oder Träume, wurden in dreyzehn Fiebernächten, von dem kranken Marschall in die Feder dictirt. Er verbesserte und vermehrte dieses Werk, und gab es von neuen nach dem Frieden, 1736 heraus. Die Kriegskunst des Grafen von Sachsen, ist, so wie alle seine Anmerkungen in dieser Gattung, eines Cäsars würdig. Der Verfasser schreibt in jenem männlichen und raschen Style, welcher den Charakter des Kriegers bezeichnet. Voller tiefen Einsichten, und neuen Kühnheiten geht er oft vom gewöhnlichen ab, und gibt dafür da Regeln an, wo es bisher noch keine gegeben hatte. Diese Regeln sind eben so neu, als nützlich, und gehen theils den General, theils den Soldaten an. Der Autor steigt bis zu dem erhabensten der Kriegskunst, und beweißt sich in allen Fächern, als Kenner, Genie, und Lehrer. Der glänzendste Beweis von der Vortreflichkeit der Kriegskunst des Grafens von Sachsen, ist die Achtung, welche der König von Preussen derselben gegönt hat.

Um diese Zeit, (im Jahre 1732) wurde Moritz mit dem Ritter Follard genauer bekannt, jenem berühmten Lehrmeister des Krieges, welcher durch seine Commentarien über den Polybius sein Andenken unsterblich gemacht, und der Quintus Icilius der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts war. Die Gleichheit der Neigung, und die gleiche Stärke des Genies machte den

Marschall mit dem Ritter sehr bald vertraut. Sie waren alle Tage zwey oder drey Stunden mit einander in Unterredung, und theilten einander ihre Betrachtungen und Ideen über die kriegrischen Geschäfte mit. Durch diesen täglichen Umgang mit dem Ritter Follard, der die Tactik der Alten so sehr studirt hatte, gewann Moritz einen Geschmack an der Lectüre der alten Schriftsteller, und er fing an, alle alten Autoren zu lesen, welche von der Kriegskunst unterrichten. Er studirte besonders den Polybius sehr eifrig. Eine besondre Neigung hatte er gegen den Onosander, einen Schriftsteller in der Kriegskunst der Alten, welcher weniger bekannt ist, als er zu seyn verdiente. Moritz schätzte ihn sehr hoch, ob er ihn gleich nur in einer alten schlechten französischen Uebersetzung lesen konnte, und hatte ihn beständig bey sich. Durch solche Studien erhob sich Moritz auf diejenige Höhe der Einsichten, von welcher herab er alle französische, und die meisten andern Generals in der Welt übersahe.

Es währte nicht lange, so genoß er die Früchte seiner Bemühungen. Der unvermuthetete Tod seines Vaters, Königs August des Zweyten, unterbrach den Frieden, welcher in ganz Europa, von Rußland bis Portugal hin, herrschte. Verschiedne Mächte wollten Pohlen mit einem neuen Könige versorgen, und darüber kamen diese Mächte, und ganz Europa mit einander in Krieg. Stanislaus Lezcinsky, der Schwiegervater des Königs von Frankreich, welcher schon 1704 zum Könige von Pohlen war erwählt worden, und der Macht der Russen, bey dem Unfalle des Königs von Schweden, seines Schöpfers, hatte weichen müssen: dieser Prinz

suchte aufs neue die pohlnische Krone. Der Churfürst von Sachsen, der Sohn Augusts des Zweyten, suchte sie auch. Er fand den Beystand des rußischen Hofes, welcher in der Person des Stanislaus nicht seinen alten Feind auf einen benachbarten Thron erhoben sehen wolte; und den Beystand des Kaisers Carls des Sechsten, welcher als ein naher Vetter des Churfürsten von Sachsen, demselben gern die Krone von Pohlen verschaffen wollte, und dazu noch durch diese Gefälligkeit ihm die Verbindlichkeit auflegte, die sogenannte pragmatische Sanction, oder die Erbfolge seiner Prinzeßin in allen seinen Staaten, durch seine Unterschrift zu bestätigen. August der Dritte unterzeichnete die Sanction, und erhielt dafür die kaiserliche Unterstützung.

Der Nebenbuhler Augusts wurde von Frankreich unterstützt, und Frankreich verband sich mit Spanien und Sardinien. Unter diesen günstigen Umständen gieng Stanislaus selbst nach Pohlen, und fand dort den grösten Theil der Nation sich geneigt. Er wurde zum Könige erwählt. August hingegen wurde ebenfalls von einem, obgleich geringern, Theile der Pohlen erwählt. Die kaiserlichen Truppen trieben die Partey des Stanislaus auseinander. Er selbst floh nach Danzig, wurde belagert, und entfloh, mit Gefahr, in der Verkleidung eines Bootsknechts. Das weit entfernte Frankreich konnte ihn nicht unterstützen, aber es konnte ihn rächen. Die Rache fiel auf den Kaiser, als den nächsten Nachbar, und der Krieg nahm zugleich am Rheine, und in Italien, den Anfang.

Itzt kam Moritz in Versuchung die französischen Dienste zu verlassen, und eine weit höhere Stelle zu er-

halten, als er damals besaß. Sein Bruder, der neue König von Pohlen, August der Dritte, trug ihm das Obercommando aller seiner Truppen an: aber er schlug diese Ehre aus, blieb lieber in französischen Diensten, und begab sich mit seinem Regimente an den Rhein, zu der Armee des Marschalls von Berwick.

Gleich bey der ersten Unternehmung, welches die Belagerung der Reichsfestung Khel war, that sich Moritz hervor. Er begab sich, in der Nacht am 24 October (1733) in die Trenscheen, und gleich neben ihm wurde ein Officier getödtet. Er brachte in dieser Nacht eine Mine zwischen dem Rhein, und der rechten Seite des Hornwerks zu Stande. Drey Tage darauf ging die Festung über, und der Feldzug zu Ende.

Im folgenden Jahre führte er den ersten Streich des Feldzugs aus. Er griff mit zweyhundert Dragonern, zwölfhundert Mann Feinde an, welche der Zufuhr zur Bedeckung dienten, und schlug sie. Er fochte nunmehro dem grossen Helden gegen über, an dessen Seite er in den ersten Lehrjahren der Kriegskunst gewesen war. Aber Eugen war nicht mehr der vorige, und hütete sich durch die achtzehnte Schlacht den Ruhm der vorigen aufs Spiel zu setzen. Er verschanzte sich, und erwartete den Feind, dem er sonst zuvorgekommen war. Der Marschall von Berwick nahm sich vor, die von den Deutschen aufgeworfnen Linien bey Etlingen und Mühlberg anzugreiffen. Er fing eben den Angriff an, als er den Grafen von Sachsen zu sich kommen sahe. **Graf, sagte er zu ihm, ich wollte eben dreytausend Mann hieher rücken lassen, aber Sie sind mir allein so viel werth.** Moritz rechtfertigte diesen Lobspruch.

spruch. Er stellte sich an die Spitze eines Haufen Grenadiers, und drang mit ihnen in die feindlichen Linien. Er richtete unter den Feinden eine solche Verwirrung an, daß sie flohen. Er entschied den Sieg. Prinz Eugen wurde durch diesen Vorfall genöthigt, sich mit seiner Armee bis Heilbronn zurück zu ziehen.

Der Marschall von Berwick schritt hierauf zur Belagerung von Philippsburg, welche viel Mühe kostete. Sie wurde am 23 May (1734) eröfnet, und dauerte bis auf den 18 Julius. Moritz that sich bey dieser schweren Belagerung, welche dem Marschall Berwick das Leben kostete so sehr hervor, daß er gleich nach der Eroberung von Philippsburg (am 1 August 1734) vom Könige die Stelle eines Generallieutenants erhielt; und dadurch neue Gelegenheit bekam sich durch besondre Unternehmungen auszuzeichnen. In dem Feldzuge desselben Jahres fiel indessen nichts merkwürdiges mehr vor.

Im folgenden führte der Marschall von Coigny das Commando am Rheine. Eugen, der Befehlshaber der kaiserlichen Armee versuchte bey Mannheim über den Rhein zu gehen. Der Graf von Sachsen wurde ihm entgegen gestellt, um die Kaiserlichen aufzuhalten. Er wählte einen so vortheilhaften Posten, und nahm solche Maaßregeln, daß der Prinz Eugen, ob er gleich an Truppen so überlegen war, es nicht wagte, sein Project auszuführen. Die Unternehmungen bey beyden Heeren bestanden in Hin- und Hermärschen, ohne Wirksamkeit. Am Ende des Feldzugs schien es zu einem Treffen zu kommen, als der Graf von Seckendorf mit einem starken Corps auf die französische Armee stieß. Aber es blieb bey einer Canonade ohne Folgen.

Ueber-

Ueberhaupt war nur noch der Schatten des grossen Eugens bey dieser Armee. Er schien sich selbst überlebt zu haben; und es war Ehre für ihn, daß er dieses selbst zuerst eingesehen hatte, und keine, ihm sonst so gewöhnliche, Kühnheit mehr wagte. Inzwischen wurden schon Friedensunterhandlungen gepflogen, und es ist wahrscheinlich, daß die Nachricht davon die beyden feindlichen Generals abhielt, grosse Dinge zu unternehmen, deren Ausgang den Frieden unterbrechen konnte. Es wurden auch würklich schon am 16 Nov. zu Wien die vorläufigen Punkte des Friedens unterzeichnet, welcher im folgenden Jahre 1736 zu Stande kam.

Durch diesen Frieden erlangte der Churfürst von Sachsen die Königskrone von Pohlen, und Frankreich Lothringen, ein Land wornach es viele Jahrhunderte hindurch vergeblich gestrebt, und woran es itzt wirklich nicht gedacht, bis der glückliche Erfolg der Umstände die Idee erweckt hatte. Don Carl, der zweyte Sohn des Königs von Spanien wurde nach Neapel versetzt: das regierende Haus von Lothringen erhielt Toscana. Der König von Sardinien das novaresische, und tortonesische Gebiet, und Parma und Piacenza der Kaiser. So viele Veränderungen hatten diesmal zwey Feldzüge, in welchen noch dazu der gröste Theil der Armeen nichts grosses unternommen hatte, zu wege gebracht, da hingegen Kriege von vielen Jahren oft keine Veränderungen in den Besitzungen von Europa machen.

Bald nach diesem Frieden starb der alte Herzog von Curland, Ferdinand. Das Herzogthum gehörte nunmehro dem Grafen Moritz von Rechtswegen. Er ließ seine Foderungen auch anbringen. Allein die Kaiserin

serin von Rußland, eben die Prinzeßin, welche ihn anfangs so unterstützte und ihre Hand versprach, hatte, als Kaiserin, einen gebornen Curländer zu ihrem Liebling genommen, und ihr Ansehn brachte es leicht dahin, daß die Curländer diesen ihren Liebling, den Oberkammerherrn und Grafen von Biron, zu ihrem Herzog erwählten. Nach dem Tode der Kaiserin im Jahr 1740 wurde er zwar nach Siberien geschickt, und Moritz konnte neue Hoffnung schöpfen. Allein die neue rußische Regierung gab auch dieses nicht zu. Curland muste hintereinander, nach dem Willen des rußischen Hofes, verschiedne Herzoge annehmen, ohne irgend einen behalten zu können. Es wurde das Spiel der benachbarten Macht. Moritz hingegen gelangte nie zu dem Besitz eines Landes, dessen Herrschaft ihm die Unterthanen selbst angeboten hatten. Er war, durch den Zufall einer Reise, so gar, in Frauenstadt zugegen, da sein Bruder, als König von Pohlen, das Wahldiplom des Herzogs von Biron unterschrieb.

Man sagt, daß um diese Zeit der Graf von Sachsen eine geheime Reise nach Madrit in Geschäften des sächsischen Hofes gethan habe. Wenigstens war er eine gute Zeit auf Reisen, ehe er wiederum seinen beständigen Aufenthalt in Paris nahm, wo nunmehro sein Ruhm und sein Vergnügen sehr ausgebreitet wurde. Jenen erwarben ihn seine grossen, täglich mehr bekannten Einsichten in die Kriegskunst, und dieses gewährte ihm der neue Geschmack des Königs Ludwigs, an Lustbarkeiten, und Zerstreuungen, welche bisher von dem französischen Hofe verbannt gewesen waren, und nun durch die Liebe des Königs zur Marquise Mailly wiederum zurück geruffen wurden.

Mitten unter diesen Ergötzungen, und noch im Anfange derselben, rief das Glück Moritzen auf den Schauplatz, auf welchem er eine grosse, so unvergeßliche Rolle spielen sollte.

Das Jahr 1740 stiftete eine neue Epoche in Europa. Es gieng das Jahrhundert Friedrichs des Grossen an. Dieser Monarch war zugleich Marc Aurel und Cäsar, und eine solche in der Geschichte der Welt bisher noch einzige Erscheinung muste grosse Revolutionen wirken. Der Kaiser Carl der Sechste starb im October desselbigen Jahres, und ob ihm gleich, vermöge der pragmatischen Sanction, seine einzige Prinzeßin, Maria Theresia, in allen seinen Erbländern nachfolgte, so machten doch verschiedne Mächte auf die Verlassenschaft des Kaisers Ansprüche. Der König von Preussen machte auf vier Herzogthümer Schlesiens Ansprüche, welche das Haus Brandenburg bisher, da die Umstände es nicht erlaubt hatten, noch nicht ausgeführt hatte. Da der Hof zu Wien seinen Foderungen kein Gehör gab, so brach er in Schlesien ein, und eroberte in kurzer Zeit Niederschlesien, und schlug die österreichischen Truppen bey Molwitz.

Indessen machten auch der König von Pohlen, als Churfürst zu Sachsen, wegen seiner Gemahlin, und der Churfürst von Bayern, wegen eines Erbfolgevergleichs zwischen Kaiser Carl dem Fünften, und Ferdinand dem ersten, und zwar beyde Prinzen, auf die ganze österreichische Verlassenschaft, Ansprüche. Frankreich erklärte sich für einen Bundesgenossen des Churfürsten von Bayern, und dachte durch seine gegenwärtige Hülfe seine alte Schuld an Bayern, welches immer

mit

mit eignem Schaden, ein Alliirter von Frankreich gewesen war, abzutragen. Der Churfürst Carl Albrecht sollte nicht allein einige österreichische Provinzen, sondern auch die erledigte Kaiserkrone erhalten. In diesen Absichten sendete Frankreich den Marschall Belleisle an alle Höfe herum, die Wahlstimmen für den Churfürsten von Bayern zu erwerben, und eben dieser Marschall, ein unternehmender, lebhafter Kopf, war zugleich Oberbefehlshaber der französischen Hülfstruppen, die jedoch unter dem höchsten Commando des Churfürsten von Bayern stunden. Belleisle konnte wegen seiner Staatsunterhandlungen nicht bey der Armee bleiben. Graf Moritz führte die zweyte Colonne der Armee, welche am 7 September 1741 in Oberösterreich im Lager des Churfürsten von Bayern ankam, und sich mit seinem Heere vereinigte.

Der Churfürst war in Oberösterreich glücklich, und nahm zu Linz die Huldigung ein. Da es ihm aber an schweren Geschütze fehlte, um weiter in Oesterreich zu dringen, nahm er seinen Weg nach Böhmen, und suchte sich dieses Königreich zu unterwerfen. Der Graf von Sachsen rückte mit einem Theile der Armee vor Prag, und alle Heere vereinigten sich bey Braunau.

Der Graf von Sachsen bekam die Aufsicht der Belagerung von Prag, welche im November unternommen wurde. Der General Ogilvi, ein Irländer von Geburt, war Commendant in der Festung. Er hatte 3000 Mann Besatzung darinnen. Die späte Jahreszeit, der Mangel an Lebensmitteln, und die Annäherung des Großherzogs von Toscana mit einem Heere von 40,000 Mann, womit er Prag entsetzen wollte;

dieses

dieses alles nöthigte die bayerische und französische Armee, entweder Prag in wenig Tagen einzunehmen, oder die ganze Unternehmung aufzugeben. Der Großherzog war bereits den 25 November fünf Meilen von Prag angekommen. Aber in eben derselben Nacht eroberte der Graf von Sachsen die Stadt mit Sturm.

Er gieng mit 1000 Grenadiers und 1500 Mann zu Pferde des Abends über die Mulda an den Wall der Neustadt. Des Nachts um ein Uhr muste der Graf von Polastron unter einem heftigen Artilleriefeuer einen falschen Angriff auf die sogenannte kleine Seite von Prag thun. Dieser Angriff wurde bis vier Uhr des Morgens fortgesetzt, und dadurch die ganze Besatzung von Prag auf diese Seite gezogen. Um eben diese Zeit legte Moritz an der Neustadt Sturmleitern an, und seine Truppen erstiegen die Wälle, die nicht besetzt waren. Einige Schritte vom Walle stand eine einzige Schildwache. Moritz drengte in die Stadt. Indessen hatte der Graf Rutowsky, welcher an einer andern Seite der Neustadt angriff, viele Schwierigkeiten gefunden. Moritz drang mitten durch die Stadt ihm entgegen, und öfnete ihm das Thor. Die Besatzung streckte das Gewehr, und wurde zu Kriegsgefangnen gemacht. Der Graf von Sachsen bewahrte die Stadt für der Plünderung, der gewöhnlichen Folge eines Sturms, und vermehrte dadurch sein Ansehn. Es war sonderbar, daß bey der Belagerung von Prag, vier natürliche Söhne des Königs August des Zweyten, sich in den Ruhm der Eroberung theilten, Der Graf von Sachsen war der vornehmste. Der Graf Rutowsky hatte den Angriff auf der zweyten Seite der Neustadt von

Prag gehabt. Der Ritter von Sachsen und der Graf von Cosel hatten über die Cavallerie und Infanterie, die den falschen Angriff auf die kleine Seite von Prag machen musten, das Commando geführt.

Diese Eroberung der Hauptstadt von Böhmen, welche man dem Grafen von Sachsen zu danken hatte machte viel Aufsehn. Ihre Folgen waren auch wichtig. Der Churfürst von Bayern ließ sich zum König von Böhmen krönen, und nunmehro gieng er nach Frankfurt am Mayn, um daselbst die Kaiserkrone zu empfangen. Er erhielt sie am 24 Jenner 1742, und nahm den Namen Carl der VII. an.

Wie der Großherzog von Toscana die Einnahme von Prag erfuhr, zog er sich nach der südlichen Seite von Böhmen zurück. Der Graf von Sachsen verfolgte ihn mit einem besondern Corps von 15,000 Mann, konnte ihm aber, wegen der Witterung und beschwerlichen Wege keinen sonderlichen Schaden zufügen.

Desto mehr that er im folgenden Feldzuge. Man hatte das Augenmerk auf die Festung Eger gerichtet, und wollte diesen wichtigen Platz, in welchem viel Kriegsvorrath und grosse Magazine waren, gern vor der Eröffnung des Feldzugs einnehmen. Der Marquis von Leuville, welchem die Belagerung aufgetragen war, starb, als er kaum vor Eger angelangt war, und der Graf von Sachsen kam an seine Stelle. Er hatte die Herzoge von Bouflers und Chevreuse unter sich. Die Belagerung wurde für so schwer gehalten, daß selbst der Prinz Carl von Lothringen es für unnöthig hielt, die Besatzung durch neue Truppen zu verstärken. Moritz zeigte durch eine sehr geschwinde Approschirung seine

Kriegskunst, und zwang den Commendanten, so tapfer er sich auch vertheidigte, die Festung zu übergeben. Die Belagerung hatte vom 7 April bis zum 20ten gedauret, und ihr glücklicher Erfolg gab dem Ruhme des Grafens von Sachsen einen neuen Glanz.* Die Eroberung von Prag war ein glücklicher Streich gewesen: die von Eger war ein Meisterstück der Kriegskunst. Man bekam, ausser dem Magazine, in Eger 23 Canonen, über 10,000 kleine und grosse Canonenkugel, 20,000 Flinten, 227 Centner Pulver, u. s. w.

Nach dieser Unternehmung macht unser Held noch einen, den letzten, Versuch, wegen Curlands. Die Umstände schienen von neuen günstig, da seit der Thronbesteigung der Kaiserin Elisabeth kein Herzog von Curland mehr war, und keiner gewählt wurde. Der Platz war erledigt. Moritz begab sich selbst zur rußischen Kaiserin Elisabeth, welche eben in Moskau sich krönen ließ. Er wurde sehr gnädig angenommen, aber in Absicht Curlands richtete er nichts aus. Die Kaiserin versicherte ihm „daß es nicht in ihrem Vermögen stünde, seine Absichten auf Curland zu unterstützen.„

Als er wieder bey der Armee in Böhmen ankam, fand er grosse Veränderungen. Der König von Preussen hatte mit der Königin von Ungarn und Böhmen Friede gemacht, und Schlesien erhalten. In diesen Frieden war Sachsen eingeschlossen. Maria Theresia hatte ihre ganzen Kräfte gegen die Franzosen und Bayern gewandt. Diese hatten zu wenig Truppen um die Länder, die sie erobert hatten, zu besetzen, und besonders fehlte es ihnen an Reuterey. Moritz bekam das Commando über die französischen Truppen in Bayern,

und es kostete viele Mühe, diese Truppen mit der kaiserlichen Armee zu vereinigen, welches am 6 September erfolgte. Diese Vereinigung war jedoch ohne Nutzen. Die Kaiserlichen zogen sich gegen München, um Bayern zu decken, und Moritz gieng dem Marschall von Maillebois entgegen, welcher vom Niederrhein her den Franzosen in Prag zu Hülfe eilte, die der Großherzog von Toscana in dieser Hauptstadt belagerte.

Die Vereinigung mit dem Marschall von Maillebois geschahe, aber als man in Böhmen eindringen wollte, verwehrte die ganze Armee des Großherzogs den Eingang, und stand in Schlachtordnung. Maillebois veränderte den Marsch, und zog sich gegen Eger zu. Der berühmte österreichische Husarenoberste Menzel beunruhigte besonders den Grafen Moritz, welcher den Vortrapp führte, und that ihm beständig Schaden. Die französischen Dragoner nahmen vor den österreichischen Husaren immer die Flucht. Unter lauter Verlust rückte der Marschall von Maillebois endlich bis Pramhof. Wie schlecht damals der Zustand der französischen Armee war, bewieß ein Schreiben eines vornehmen französischen Officiers, aus dem Feldlager bey Pramhof.

„Wir haben, schreibt er, einen überausgrossen Mangel an Lebensmitteln erlitten. Hierzu kam noch, daß wir, ehe wir es uns versahen zwischen den Feind und einen grossen Morast gerathen waren, und uns also bey nahe selbst eingeschlossen hatten. Der Graf von Sachsen war derjenige, welcher uns wieder Luft machte. Dieser nahm 800 Pferde zu sich. Als er aber merkte, daß diese nicht zureichten, so schlug er sich mit einer noch stärkern Mannschaft auf die linke Seite, und

nahm dem Feinde zwey wichtige Posten ab. Weil die Hauptarmee der Feinde von dem, was geschehen war, erst den 30 September Nachricht haben konnte, so gab uns dieses Zeit, vermittelst gedachter zweyer Posten, das freye Feld wieder zu gewinnen, und uns der freyen Communication mit Eger zu versichern.„

Der Marschall von Maillebois marschirte Tag und Nacht, bis er zu Eger ankam. Von da wollte er bis Leutmeritz vordringen, wo der Marschall von Broglio mit 12,000 Mann stand, und sich mit demselben vereinigen. Graf Moritz gieng mit einem Corps voran, und nahm mit einer grossen Kühnheit, die Stadt Elnbogen ein, welche ein ziemlich befestigtes Schloß hat. Die Besatzung bestand aus 4600 Mann, welche einen freyen Abzug erhielt. Eben diese Truppen aber besetzten die Pässe bey Cadan, und hinderten den Grafen Moritz weiter fortzurücken. Als der Marschall von Maillebois nachfolgte, war es ihm eben so unmöglich durchzudringen, und die kleinen Angriffe, und Scharmützel der Feinde nöthigten ihn, da er nicht genug Reuterey hatte, wieder zurück nach Eger, und von da gar wieder nach der Oberpfalz zu gehn.

Ehe er diesen letzten Rückzug that, kam er auf den Einfall an den Inn zu gehen, und einen Versuch auf Oberösterreich zu wagen. Der Graf war mit diesem Einfalle eben so, als mit dem ganzen Rückmarsche nach Eger, höchst unzufrieden. Er hatte andre Rathschläge gegeben, denen der Marschall nicht gefolgt war. Er schrieb an den Marschall von Maillebois folgendergestalt.

Mein Herr,

„Obgleich meine Rathschläge nicht gegolten, so bin ich doch den königlichen Diensten zu sehr ergeben, als das ich bey gegenwärtigen Umständen schweigen sollte. Der Gedanke an den Inn zu gehen ist ein Traum. Der Inn ist nicht ein Strom, den man im Angesichte von 20,000 Mann, die nicht mehr als zwölf Meilen Landes zu bewahren haben, paßiren könnte. Der Rest der Feinde würde die Bloquade für Prag wieder führen, und unsre wackre Armee, die sich daselbst befindet, gefangen werden. Ich kann den Schmerz, den ein so betrübter Gedanke mir verursacht, nicht überwinden. Man hat vielmehr der Armee eine neue Postirung zu geben. Diese würde seyn, wenn sie sich hinter dem Naabstrom in Cantonnirung legte, so daß der rechte Flügel nach der Donau, und der linke gegen Eger sich erstreckte, das Hauptquartier aber zu Amberg wäre. Sie könnte ihre Subsistenz auf der Donau durch Nürnberg und Franken erhalten. Die Feinde könnten sich alsdenn zwischen Böhmen und dem Naabflusse nicht feste setzen, weil das Land viel zu arm und rauh ist. Sie behielten also eine Stellung, welche ganz Deutschland gebieten würde. — Ohne diese Präcaution werden wir campiren müssen. Wir werden die Einwohner der Lande, durch die wir ziehen müssen, aufbringen, und unsre Armee einbüssen. Dieses ist es, was ich meiner Schuldigkeit zu seyn erachtet habe, denenselben vorzustellen.„

Der Marschall von Maillebois folgte dem Rathe Moritzens nicht, und zog sich gegen Regensburg. Moritz führte den Nachtrupp. Beyde Generale geriethen

 mit

mit einander in Mishelligkeiten, und einer schob die Schuld der mißlungnen Unternehmung auf den andern. Maillebois beschwerte sich über den Grafen von Sachsen, daß er zu sehr mit der Einnahme von Elnbogen geeilt, um nur immer allein zu agiren, und unter keinen höhern Befehlen zu stehen. Durch diese übereilte Einnahme von Elnbogen, bey welcher die Besatzung freyen Abzug erhielt, sey eben diese Besatzung, die man sonst hätte zu Kriegsgefangnen gemacht, in den Stand gesetzt worden, die engen Pässe bey Cadan zu besetzen, und den Fortgang der französischen Truppen zu hindern. Der Graf von Sachsen hingegen rechtfertigte sich dadurch, daß er sich beschwerte, man hätte seinen Maasregeln nicht Gehör gegeben, welche einen glücklichen Erfolg versprochen hätten. Moritz bekam zu Paris mehr Beyfall als Maillebois, welcher zurückberufen wurde.

Erfahrne Kriegsmänner tadelten überhaupt die Art und Weise, wie die Franzosen diesen Krieg mitten in Deutschland führten. Vertheilte Corps, und die ohne alle Disciplin waren, musten nothwendig in die länge aufgerieben werden. Auch waren sie zu schwach, um die Provinzen zu behaupten, in welchen sie Fuß gefaßt hatten. Die Eifersucht der Generale unter einander hemte vollends alle gute Verrichtungen. Am meisten aber schadeten ihnen die Husaren, Panduren und Croaten, gegen welche sie nicht mit gnugsamer Reuterey versehen waren. Diese leichten ungarischen Truppen rieben ihre Heere durch lauter Scharmüzel auf, und sie verlohren mehr Volk, als wenn sie eine ordentliche Schlacht gewagt hätten. Der oberste

Menzel hatte sogar die Kühnheit (am 7 Sept.) mit seinen Husaren und 6 Feldstücken sich im Angesichte der kaiserlichen Truppen zu lagern, und selbst ihr Lager anzugreiffen. Er vernichtete ihnen immer bey solchen Gelegenheiten eine Menge Volks, welche unnütz aufgeopfert wurde, und die man, aus Mangel an gehöriger Reuterey nicht rächen konte.

Unter solchen Umständen führte der Marschall von Belleisle den Ueberrest der französischen Armee, die in Prag belagert worden war, durch einen Umweg von 38 Meilen, im December, von Prag nach Eger. Dieser Rückzug war schön, aber Belleisle wuste sich auch so viel damit, daß er fast alle Tage seines Lebens davon redete. Er war dabey so bescheiden, daß er sagte, es sey die schönste kriegrische Unternehmung des itzigen Jahrhunderts. Dieser General und Staatsmann war sehr eitel, und die Franzosen haben überhaupt die Gabe ihren Thaten durch Worte Glanz zu verschaffen. Welch ein Geschrey würden sie über einen einzigen von denjenigen Märschen erhoben haben, welche der König von Preussen so oft in dem letztern Kriege machte, wenn Franzosen jene Schritte gemacht hätten.

Am 19 November übernahm der Marschall von Broglio das Obercommando vom Marschall von Maillebois. Am folgenden Tage vereinigte Moritz sein Corps mit der Hauptarmee. Er nahm sein Lager jenseits der Donau, und hatte täglich mit den leichten ungarischen Truppen Scharmüzel.

Sobald die Winterquartiere bezogen wurden ging er selbst nach Versailles. Er hatte mit dem Könige

 ver-

verschiedne Unterredungen, und erwarb sich gänzlich das Zutrauen dieses Monarchen. Der König versicherte ihm beym Abschiede, daß, so wie er auf des Grafen Freundschaft Rechnung mache, der Graf hinwiederum auf die königliche Freundschaft rechnen könne, und er, der König, habe darum die General-Lieutenants, die älter, als der Graf wären, von der Armee in Bayern zurückberufen, damit, wenn dem Marschall von Broglio etwas widerfahren sollte, das ihn ausser Stand setzte, zu commandiren, er um so viel eher das Commando über die Armee übernehmen könnte.

Den Schaden, welchen die ungarischen Husaren in dem vorigen Feldzuge den Franzosen zugefügt hatten, brachte ihn, als einen erfinderischen Geist, auf den Einfall, ein besonderes neues Regiment Husaren aufzurichten. Er erhielt nicht allein dazu vom Könige die Erlaubnis, sondern auch das benöthigte Geld, zu 300,000 Livres. Diese Husaren, welche Moritz, als seine Erfindung, so lange er lebte, behielt, und liebte, hatten, um für den Säbelhieben desto sichrer zu seyn, blecherne Küraße, mit kleinen über einander fallenden Muscheln, die so leicht, wie jede andre Kleidung, waren. Jeder Husare hatte auch anfangs einen Diener, nach Art der Ulanen, um voran zu gehen, und den Angriff zu thun.

Moritz kam gegen Ende des Merz (1743) bey der Armee in Bayern an. Aber weder seine Kriegserfahrung, noch seine Tapferkeit war vermögend das Unglück der kaiserlichen und französischen Truppen zu verhindern. Er beklagte sich darüber in einem Briefe an den König von Pohlen. Er schob die meiste Schuld auf die Uneinigkeit und Eifersucht der kaiserli-

chen

chen und französischen Generale. Er weissagte, daß der Kaiser, wenn sich die Umstände nicht bald änderten, und keine grössere Hülfe aus Frankreich käme, genöthigt seyn würde, sein Churfürstenthum Bayern zu verlassen, welches kurze Zeit hernach auch geschahe.

Der Marschall von Broglio konte sich gegen die eindringende Macht des Prinzen Carl von Lothringen von der einen, und des Fürsten von Lobkowiz von der andern, Seite nicht erhalten. Er zog sich zurück, und der Krieg wurde aus Bayern an den Rheinstrom gespielt.

Die österreichische Macht wurde durch den Beystand des Königs von England immer stärker. Dieser Monarch schlug bey Dettingen (am 27 Junius 1743) die französische Armee, welche der Marschall von Noailles commandirte. Die Franzosen wurden von allen Seiten gedrengt. Die Königin von Ungarn und Böhmen konte itzt diejenigen in ihren eignen Ländern angreiffen, welche ihr die ihrigen vorher eingenommen hatten. Der fürchterlichste Gegner, der König von Preussen war durch den Breslauer Frieden beruhiget worden. Sachsen war aus einem Feinde, ein Freund und Bundesgenosse geworden; der Kaiser aus seinen Staaten vertrieben; der Weg nach Frankreich offen. Prinz Carl ging an den Rhein, und drohte in Elsaß einzubrechen. Man versah das Ufer dieses Stroms mit einer Reihe von Verschanzungen, über deren Verfertigung und Bewahrung Graf Moritz die Aufsicht hatte, und so glücklich war, den Prinzen Carl von dem Uebergange des Rheins abzuhalten. Das sonderbarste war, daß Frankreich und Oesterreich einander noch

 nicht

nicht einmal den Krieg erklärt hatten. Man brachte sich einander als Hülfsvölker um, und der Kaiser, der eigentlich den Krieg führte, und dem Frankreich nur als Bundesgenosse half, hatte, um diese Zeit, weder Land noch Unterthanen mehr.

Endlich erklärte Frankreich, im Anfange des Jahrs 1744 dem Hause Oesterreich, und dem Könige von England, den Krieg, in den es, ohne seinen Willen, war verwickelt worden. Es verbanden sich mehrere Mächte unter und wider einander, und in demselbigen Jahre noch waren neunmal hundert tausend Mann in Europa unter den Waffen, die bereit waren, einander zu erwürgen, weil ein Churfürst von Bayern etwas verlangt hatte, das man ihm nicht geben konte.

Prinz Carl, welcher einen vergeblichen Versuch auf Elsas gewagt hatte, zog sich am Ende des Jahrs (1743) zurück, und im Anfange des folgenden ging der Graf von Sachsen nach Versailles, und bekam unvermuthet einen sonderbaren und wichtigen Auftrag.

Man machte an dem Hofe zu Versailles, wo man immer so viele, und so wenig gute, Entwürfe macht, um dadurch zu hohen Posten der Regierung zu gelangen, einen Entwurf, den Sohn des Prätendenten, den Prinzen Eduard in England landen, und ihn den Thron besteigen zu lassen, der seinen Vorfahren war genommen worden. Man glaubte, eine Menge Anhänger des Hauses Stuard selbst in London zu haben, und zeigte deswegen verschiedne Briefe aus England, welche ein solches Unternehmen als sehr leicht darstellten. Ein paar Briefe, und ein paar Lords, und eine Menge von Hofnungen machte die Sache freylich nicht aus.

Aber

Aber man ließ sich hintergehen, wie es oft zu geschehen pflegt, wenn die Neuheit eines Projects die Einbildungskraft einnimmt, und eine Menge Leute von diesem Projecte Nutzen ziehen wollen, die es dann nicht vergessen, stark zu empfehlen. Auf solche Weise sollte nun der Prinz Eduard, ein junger dreister, und muthiger Herr, auf einer französischen Flotte nach England hinüber segeln.

Es fehlte an einem General, dem man die Anführung der Landtruppen, die auf diese Flotte sollten eingeschift werden, anvertrauen konte. Man fiel auf den Grafen von Sachsen, den man doch wenig Tage vorher zum Commando an der Mosel ernennt hatte. Moritz erhielt am 22 Februar des Nachts um eilf Uhr den Befehl sich schleunigst zur Flotte nach Dünkirchen zu begeben. Er jagte in vollem Galopp, zwey Stunden darauf, um ein Uhr des Nachts, aus Paris nach Dünkirchen, nur in Begleitung zweyer Bedienten.

Die Anstalten zu dieser grossen Unternehmung wurden mit allem Eifer getrieben. Es kamen 20 Bataillons zusammen, und die Schiffe wurden eifrigst ausgerüstet. Es waren aber kaum einige davon aus dem Hafen in die See gelassen, als ein Nordostwind 7 Transportschiffe, mit ihrer Mannschaft an die Künste bey Mardyck warf. Der ungestüme widrige Wind dauerte fort, und verdarb eine Menge Schiffe, die ausgelaufen waren. Man versuchte immer fort, und verdarb immer fort Schiffe und Mannschaft, bis auf den 16 Merz, an welchem Tage die ganze Unternehmung ein Ende hatte. Der Graf von Sachsen hatte so viele Couriers an den Hof geschickt, daß man endlich

die

die Fruchtlosigkeit des Projects einsahe. Man hätte keine unbequemere Zeit wählen können, als die des Aequinoctiums, zu welcher die Stürme in dieser See heftig und anhaltend sind.

Moritz hatte sich das Vertrauen des Königs so sehr erworben, daß er bald nach seiner Rückkunft von Dünkirchen den Marschallsstab von Frankreich erhielt. Diese erhabne Stelle, welche ihn über viel ältere Generals, als er war, hinwegsetzte, zeigte deutlich genug, wie sehr er bey allen Vorfällen sein Genie, und seine Verdienste geltend zu machen gewußt hatte.

Es war desto mehr Ehre für ihn, da er Marschall von Frankreich wurde, ohne die Religion verändern zu dürfen: das erste Beyspiel seit der Aufhebung des Edicts von Nantes. Man gestand ihm die Ausnahme öffentlich deswegen zu, weil er vom königlichen Geblüte war! im Grunde war die allgemeine Hochachtung, die man seiner Kriegserfahrung, seinem Genie, und seinen Verdiensten erzeigte, die Ursache dieser Zulassung. Die armen Protestanten in Frankreich, die diese Ursachen nicht gewahr wurden, glaubten schon, daß sich nun das Ende ihrer Noth nähere, und baten den neuen Marschall, als ihren Glaubensgenossen, sich auch für sie bey dem Hofe zu Versailles zu verwenden. Man kan leicht erachten, daß er dieses nicht that, und nicht thun konte. Es war auch kein Religionseifer, welcher ihn abhielt, die römisch-catholische Religion anzunehmen. Die Politik wollte, daß er ein Protestant blieb, denn nur als ein solcher konte er noch einige Ansprüche auf Curland behalten, und einen, vielleicht einmal erscheinenden, günstigen Zeitpunkt nutzen. Man wuste,

daß

daß er eben so wenig ein eifriger Protestant sey, als er ein guter Catholick werden würde. Er blieb in beyden Fällen ein grosser General.

Und solche Männer hatte itzt Frankreich sehr nöthig. England, Holland, Sardinien, und Sachsen verbanden sich mit der Königin von Ungarn und Böhmen, und 60,000 Mann rückten an den Rhein, indem in Flandern ein eben so starkes Heer der Alliirten ins Feld zog.

Unter solchen Umständen entschloß sich Ludwig der XV. selbst zur Armee zu gehen, und wohnte dem Feldzuge in Flandern, an der Seite des Marschalls von Noailles, bey, welcher die Hauptarmee anführte. Der Marschall von Sachsen erhielt ein besondres Corps von 20,000 Mann, mit welchem er die Unternehmungen der Hauptarmee gegen die Alliirte decken sollte. Er stand zu Courtrai, hinderte alle Bewegungen des Feindes, und erleichterte alle Unternehmungen. Der König nahm Courtrai, Menin, Ypern, und Furnes hinter einander weg ein. Er nahm den Weg nach Nieuport, als eine unerwartete widrige Nachricht alle fernere Unternehmungen hemte.

Prinz Carl von Lothringen war über den Rhein gegangen, in Elsaß eingerückt, hatte Lauterburg, einen zwar schlecht befestigten, aber wichtigen Platz eingenommen, und seine Vortruppen standen schon bey Weissenburg. Der Marschall von Coigny, der in Elsaß commandirte, trieb zwar die österreichischen Truppen aus Weissenburg, verlohr aber viel Volk dabey, und muste, bey Annäherung der ganzen feindlichen Armee allenthalben weichen.

Auf

Auf diese erhaltene Nachricht eilte der König von Frankreich mit seiner Armee Elsaß zu Hülfe. Er ließ in Flandern den Marschall von Sachsen mit 40,000 Mann, um das eroberte zu behaupten, und den Alliirten zugleich die Spitze zu bieten.

In Merz überfiel den König eine gefährliche Krankheit, und man verzweifelte an seinem Leben. Dies hielt gleichwohl die Unternehmungen nicht auf. Der Marschall von Noailles ging auf die Armee des Prinzen Carls von Lothringen loß. Ein anderes Heer zog sich bis nach Costniz, und besetzte die sogenannten Waldstädte. Auf einmal ging Prinz Carl mit seiner Armee, ohne von den Franzosen angegriffen zu seyn, über den Rhein zurück, und zog sich bis nach Böhmen.

Die Ursache dieses Rückzuges war ein neuer Einfall des Königs von Preussen in Böhmen. Dieser Monarch war zu vorsichtig, als daß er durch das Bündnis, welches die Königin von Ungarn in diesem Jahre (1744) mit Großbritannien, Holland, und Sardinien, schloß, wozu noch Sachsen trat, nicht hätte sollen aufmerksam gemacht werden. Er schloß mit Frankreich, dem Kaiser, und dem Churfürsten von der Pfalz ein Gegenbündnis. Diesem zu folge brach er mit der ihm eignen cäsarischen Fertigkeit in Böhmen mit 80,000 Mann ein, indem ein anderes Heer von 20,000 Mann in Mähren einfiel. Diese Begebenheit änderte das ganze politische System von Teutschland. Prag wurde eingenommen, und die Besatzung, welche aus 15,000 Mann bestand, zu Kriegsgefangnen gemacht. Böhmen und Mähren waren von Truppen entblößt. Itzt

eilte

eilte Prinz Carl nach Böhmen gegen den grossen König, und von der andern Seite drohten die Sachsen ihn anzugreiffen. Die Franzosen liessen den Prinzen ziehen, ohne ihm Schaden zuzufügen, oder seinen Marsch aufzuhalten. Der König von Preussen beschwerte sich über diesen unverzeihlichen Fehler seiner Bundesgenossen: er nannte das einen **Fehler**, was er eigentlich wohl mit einem andern Namen benennen konte. Frankreich dachte auf eigne Eroberungen, und ließ den König von Preussen allein mit der ganzen Macht des Hauses Oesterreich und Sachsen kämpfen. Er verließ Böhmen, und zog sich nach Schlesien: aber er zeigte im folgenden Jahre, daß er ohne Bundesgenossen siegen, und seine Feinde zum Frieden zwingen könne.

Indessen war der König von Frankreich von seiner Krankheit wieder hergestellt, und grif mit der Hauptarmee Freyburg an, welche Belagerung bis in die späteste Jahrszeit sich verzog.

Unter diesen Umständen hatte nun der Marschall von Sachsen die ganze Last des Krieges in Flandern zu tragen. Die Alliirte Armee, welche aus Deutschen, Engländern und Holländern bestand, war der seinigen weit überlegen. Gleichwohl konnten sie im ganzen Feldzuge nichts ausrichten, wozu freylich die Unentschlossenheit der Generalstaaten, die sich für allen grossen Unternehmungen fürchteten, viel beytrug. Inzwischen erwarb sich der Marschall dabey grossen Ruhm. Und die Franzosen, welche durch den Ausdruck alles zu erheben verstehen, nennen dieses **den berühmten Feldzug von Courtrai.**

Bey diesem Orte lagerte sich der Marschall, und stellte sich zwischen guten Verschanzungen so vortheilhaft, daß die starke Armee der Bundesgenossen es nicht wagen konte ihn anzugreiffen. Sie zog sich nach Ryssel, und wollte diese Festung belagern, vor welcher se schon Batterien aufwarf. Moritz eilte der Festuig so glücklich zu Hülfe, daß er die Besatzung mit 4000 Mann verstärkte, worauf er wieder hinter seine Linien ging. Sein Herr war nunmehro nicht viel über 30,000 Mann stark, und das Heer der Bundesgenossen betrug auf 70,000 Mann. Man braucht kein Kriegsverständiger zu seyn, um den Marschal zu bewundern, welcher diese überlegne Macht nicht nur von sich abhält, sondern sie auch an allen Unternehmungen hindert, den Feldzug auf ihrer Seite fruchtlos macht, und auf der seinigen durch einzeln ausgeschickte Trupps eine weite Strecke Landes der Feinde in Contribution setzt, seine Soldaten und die Kriegskasse bereichert, und den mächtigen Feinden, die ihm nichts abgewinnen können, verschiedne Vortheile abgewinnt.

Ein Schriftsteller, welcher von diesem Feldzuge durch Augenzeugen, und durch Kenner, näher unterrichtet seyn konte, beschreibt diesen Feldzug in Flandern folgendergestalt.

„Dieser General richtete alle Hülfsmittel ins Wekk, die die Kriegskunst finden kann, und wobey weder das Glück, noch sogar die Tapferkeit der Soldaten etwas beyzutragen vermag. Zu rechter Zeit ein Lager aufzuschlagen, und abzubrechen; sein Land zu decken; die Armeen auf Kosten des Feindes zu unterhalten; auf dessen Grund und Boden zu gehen, so bald

er

er sich dem Lande, das man vertheidiget, nähert, und ihn zu nöthigen, sich alsobald zurücke zu ziehen; durch die Klugheit die Gewalt zu besiegen; alles dieses wird für ein Meisterstück der Kriegskunst angesehn, und dieses bewerkstelligte der Marschall von Sachsen vom Anfange des Monats August bis im November-Monat.„ (1744.)

Sonderbar war es, daß er zweymal die Alliirten in Furcht setzte, und sie glaubend machte, er wolle wichtige Belagerungen vornehmen. Im Anfange des Septembers ließ er ein Corps gegen Oudenarde vorrücken, und die Stadt berennen. Die Alliirten eilten der Festung zu Hülfe, an deren Eroberung Moritz nicht gedacht hatte. Am Ende desselben Monaths gieng ein ander Corps unter dem Fürsten von Pons über die Fahrt, die von Gent nach Brügge geht; streifte bis Eckeloo und Meldeghem drey Meilen von Sluis. Man kam selbst zu Brüssel in Sorgen, weil die französischen Truppen bis in die Gegenden von Dendermonde streiften, und setzte sich in Vertheidigungsstand. Der General Chanclos muste mit einem starken Corps in die Gegenden von Gent rücken, und sie beschützen.

Dieser glückliche Feldzug erwarb dem Marschalle von Sachsen am Hofe zu Versailles eine ausgezeichnete Ehre. Man überhäufte ihn mit Lobsprüchen und Gnadenbezeugungen, als er im Winter dieses Jahres selbst nach Versailles kam. Man legte ihm die Eigenschaften des Türenne bey, welche er würklich in diesem Jahre gezeigt hatte, d. i. die Kunst sich geschickt zu lagern, und sein Lager zu gehöriger Zeit zu verändern, um den Feind in Verlegenheit zu setzen. Moritz hatte in diesem Feldzuge sehr viel gethan: dies ist unleugbar; aber das

Glück hatte auch das seinige dabey gethan, und dieses Glück bestand in der schon angeführten Unentschlossenheit der Holländer, welche einen Krieg mit Frankreich führten, und doch nur mit Zittern, weil der Krieg in ihrer Nähe war. Sie wollten nichts entscheidendes, und grosses wagen lassen, und für Moritzen war es Ehre, von dieser Schwachheit Vortheil zu ziehen. Im Felde ist der der gröste Mann, der den andern ihre Fehler am allerschädlichsten zu machen weiß. Aber um dieses zu wissen, muste ein General, wie Moritz, die Fehler erst einsehn, und selbst keine begehn.

Die Feinde von Frankreich verbündeten sich aufs neue mit einander zu Warschau, im Anfange des Jahres 1745. Großbritannien, die Königin von Ungarn und Böhmen, die Republik Holland, und der König von Pohlen, als Churfürst von Sachsen, machten ein starkes vierfaches Bündniß, welchem zu Folge der letztere 30,000 Mann zur Vertheidigung des Königreichs Böhmen zu stellen versprach. Ein Gesandter der Republik Holland, welcher währendem Kriege, immer Unterhandlungen pflegte, die unnütz waren, traf den Marschall von Sachsen in der Gallerie von Versailles an, und fragte ihn, was er von der warschauer Allianz dächte. — „Sie ist für Frankreich sehr gleichgültig, antwortete der Marschall; aber wenn der König, mein Herr mir Vollmacht (charte-blanche) giebt, will ich das Original davon zu Haag lesen, ehe das Jahr um ist„.

Der Tod des Kaisers Carls des VII, welcher Monarch die erste Ursache zu dem ganzen itzt so ausgebreiteten Kriege gewesen war, veränderte dennoch

nichts. Die Mächte waren einmal in den Waffen, und führten sie deswegen fort, weil keine wuste, wie sie sie mit Anstand niederlegen konnte. Frankreich glaubte ein Recht zu haben, die Kaiser zu machen, und trug, nach dem Tode Carls des VII, der am 20 Jenner 1745 erfolgte, die Kaiserkrone dem Könige von Pohlen, August dem Dritten an. Allein es war für ihn unmöglich, den Antrag anzunehmen. Ein König von Pohlen, der zugleich Kaiser gewesen wäre, würde alle nordischen Mächte gegen sich aufgebracht haben, und mit diesen, und den Pohlen selbst würde er zeitlebens unaufhörliche Kriege haben führen müssen. Indessen rechnete sich August diese Unmöglichkeit, Kaiser zu werden, bey dem Hofe zu Wien für ein Verdienst an.

Frankreich war desto mehr genöthigt den Krieg mit allem Nachdrucke fortzusetzen, da das warschauer Bündniß hauptsächlich wider die Krone gerichtet zu seyn schien. Man bereitete alles zu einem fürchterlichen Feldzug. Der König selbst entschloß sich, wieder dem Feldzuge in Flandern beyzuwohnen, und der Marschall von Sachsen erhielt das Obercommando, über eine Armee von 106 vollzähligen Bataillons, 172 Escadrons. Es befanden sich bey diesem Heere, ausser dem Könige, und dem Dauphin, fünf Prinzen von Geblüte, 30 Generallieutenants, und 50 Generalmajors. Der Kriegsminister Argenson hatte dies Heer im Ueberflusse mit allen Kriegsbedürfnissen versehen. Es fehlte an nichts, was einen Feldzug glücklich machen kann.

Indessen wurde derjenige, auf welchen man die Hoffnung aller Entwürfe baute, der Feldmarschall Moritz krank. Er brannte gleichwohl so sehr für kriegri-

scher Begierde, daß er seine eigne Natur überwand, und die Krankheit verachtete. Man fragte ihn: was er bey dem schwachen Zustande seiner Gesundheit vorzunehmen willens wäre. Er gab zur Antwort: Hier ist nicht die Frage vom Leben, sondern vom Abreisen. Er reissete von Paris sehr krank zur Armee in Flandern ab.

Nach einigen Umwegen von Märschen nahm er die Belagerung von der Festung Dornick an der Schelde vor. Sie war mit Besatzung, Ammunition, und Proviant so wohl versehen, daß man eine langwierige und blutige Belagerung vermuthete. Die Armee der Alliirten, unter den Befehlen des Herzogs von Cumberland, welcher den alten Feldmarschall von Königseck, und den Fürsten von Waldeck zur Seite hatte, rückte heran, den Ort zu entsetzen. Sie war schwächer, als das französische Heer, und da sie aus Alliirten, das heißt einander hindernden, Truppen bestand, so war sie im Grunde noch schwächer, als sie ihrer Anzahl nach war. Gleichwohl griff sie die Franzosen an.

Der Marschall von Sachsen gieng über die Schelde, indeß der Marquis von Breze die Belagerung von Dornick fortsetzte. Er stellte sein Heer bey dem Dorfe Fontenoy, und ließ von da die Dörfer und den kleinen Wald dabey wie ein verschanztes Lager mit Canonen besetzen. Antoing, ein Flecken sehr nahe an der Schelde wurde mit starken Redouten versehen. Die Feuer, welche aus den Redouten des kleinen Waldes, und aus dem Dorfe Fontenoy kreutzweise unter einander giengen, verhinderten alle Annäherung des Feindes. Die französische Armee schien unangreiflich zu seyn.

Der

Der kranke Marschall von Sachsen, welcher sich in einem geflochtenen Korbwagen, der ihm statt eines Bettes diente, führen ließ, wenn seine Kräfte ganz erschöpft waren, und er nicht mehr zu Pferde dauern konnte, hatte so vortreffliche Anstalten gemacht, daß man bey einem Angriffe sich immer wechselseitige Hülfe leisten konnte, und die ganze Schlachtordnung ein neues Meisterstück war.

Die französische Armee in solcher Verfassung anzugreiffen, war mehr ein Sturmlaufen, als eine Schlacht. Am eilften May griff der Herzog von Cumberland die Franzosen an. Das Canonenfeuer nahm den Anfang des Morgens um 6 Uhr. Die Engländer giengen auf Fontenoy, und die Holländer auf Antoing los. Jene wagten drey, und diese zwey Angriffe. Das Canonenfeuer aus Antoing rieß so viel Volk nieder, daß die Holländer zurückgiengen, und nicht wieder gegen den Feind wollten. Dies war die Hauptursache von dem Verlust der Schlacht. Der Herzog von Cumberland sparte in der Folge weder Bitten, noch Vorstellungen, und er verlohr die Schlacht als Befehlshaber einer Armee von Bundesgenossen, die er vielleicht als General über einerley Truppen würde gewonnen haben.

Die zweyte Ursache von dem Verluste der Schlacht war der Generalmajor Ingolsby, ein Irländer. Dieser wurde mit den besten Truppen beordert, die Redoute in dem kleinen Walde, Bois de Barry genannt, einzunehmen. Er marschirte dahin, hielt die Feinde für stärker als sie wirklich waren, kam zum Herzoge von Cumberland zurück, und verlangte Canonen. Der augenblickliche Zeitpunkt, sich der Redoute zu be-

mächtigen, war vorbey. Der Herzog beschloß so gleich, selbst zwischen dieser Redoute und Fontency durchzugehen, so kühn auch diese Unternehmung war. Der Gewinn der Schlacht kam darauf an.

Er gieng, unter dem beständigen Feuer von der Redoute und von Fontenoy her, in der besten Ordnung auf den Feind loß. Die Canonen musten mit den Händen über die Fußsteige gezogen werden, und wurden endlich Fontenoy gegen über, und vor die Redoute gepflanzt. Die Engländer rückten, unter dem Geschmetter des französischen Geschützes, immer näher.

Um eilf Uhr gieng das Feuer aus dem kleinen Gewehre an. Die Engländer richteten die erste Linie der Franzosen zu Grunde, und überflügelten Fontenoy und die Redoute, indem das zweyte und dritte Glied der Franzosen durch die Niederlage des ersten in Unordnung gerathen war. Sie giengen in der geschlossensten Reihe weiter vor. Ein Regiment nach dem andern, welches ihnen in die Flanke fallen sollte, wurde zurück geschlagen. Der Marschall von Sachsen ließ die Reuterey anrücken, welche die englische Colonne mit Gewalt angreiffen sollte, aber sie wurde so wohl, wie die andern Versuche, zurück getrieben.

Itzt standen die Sachen gefährlich, und der Marschall von Sachsen ließ den König bitten, mit dem Dauphin über die Brücke zu gehn, indem er noch alles thun wolle, was möglich wäre, der Unordnung zu steuren. Der König gab zur Antwort. O! ich bin gewiß überzeugt, daß der Marschall alles thun wird, was zu thun nöthig ist, aber ich will dennoch bleiben, wo ich bin.

Der

Der Marschall übertraf die Erwartung des Königs. Er setzte sich, bey der überhandnehmenden Verwirrung zu Pferde, und ritt mitten im Feuer. Seine Krankheit erlaubte ihm nicht einen Panzer zu tragen. Er führte eine Art von Schild, welches von vielfach zusammen gelegten, und durchnähten Taffet, und auf seinen Sattelknopf aufgestemmt war. Er warf in der Hitze der Schlacht sein Schild von sich, und ermunterte allenthalben die Truppen durch seine Gegenwart. Er bewunderte die Tapferkeit der englischen Colonne, bey welcher alle Versuche, sie über den Haufen zu werfen, umsonst waren. Er bemerkte ein Regiment, davon ganze Reihen niederfielen, ohne daß es in Unordnung gerieth. **Wie ist es möglich,** rief er aus, **daß diese Truppen nicht siegen sollten!** Es schien ganz unmöglich, die englische Colonne, die immer näher rückte, und in einer stolzen Stellung blieb, zu trennen.

Unter dieser Verwirrung eilte Moritz nach Fontenoy, und sahe, ob es sich noch hielte. Es war nicht eine Kugel mehr vorhanden: die feindlichen Canonen wurden nur mit Pulver beantwortet. Die Schlacht schien ohne Rettung verlohren zu seyn. Schon gab der Marschall von Sachsen Befehl, sowohl das schwere Geschütz von Fontenoy wegzuführen, als auch das Fort bey Antoing zu räumen. Er ließ dem Grafen von Lorges, der zu Antoing commandirte, und nicht gern diesen vortheilhaften Posten verlassen wollte, zu drey wiederhohlten malen befehlen, Antoing zu verlassen, weil er diesen Trupp, im Falle des Verlustes der Schlacht, zur Deckung der Retirade gebrauchen wollte. Der Graf von Lorges gehorchte endlich.

Indessen wurde bey dem Könige ein unruhiger, eilfertiger Kriegsrath gehalten. Der Herzog von Richelieu, der nach Fontenoy hingesprengt war, kam eben an, und gab den Rath, noch einen Versuch gegen die englische Colonne zu wagen. Er rieth, vier Canonen gegen die Fronte zu führen, und indem diese zu feuern anfangen würden, sollten die königlichen Haustruppen mit einigen andern Bataillons die Feinde in der Flanke angreiffen. Der Marschall von Sachsen billigte diesen Rathschlag. Man versuchte ihn, und er gelung. Das Artilleriefeuer von der einen, und der Angriff der Infanterie von mehrerern andern Seiten machte eine so gewaltige Oeffnung in der Colonne, daß sie anfing zu weichen. Sie zog sich zurück, und die Feinde verliessen auf diese Art das Schlachtfeld, aber, selbst nach dem Geständniß der Franzosen, ohne Getümmel, ohne Unordnung. Sie wurden mit Ehren überwunden.

Kurz vorher, ehe der letzte, so glückliche, Angriff auf die Engländer geschahe, war der Marschall von Sachsen, der von Regiment zu Regiment, seiner Entkräftung ohnerachtet, ritt, und allenthalben hin dachte, und hin kam, auch nach Antoing gejagt. Er traf das Corps, das dort gestanden hatte, seinen Befehlen gemäß, auf dem Rückzuge an, der doch sehr langsam geschahe, weil der Herzog von Biron zu dem Grafen von Lorges immer sagte, sie sollten zurück nach Antoing kehren, er nähme die ganze Verantwortung über sich. Der Marschall, als er ankam, ließ sich dieses gefallen, da er die Soldaten voller guten Willen sahe, und man auf den letzten Versuch noch Rechnung machte. Der

voll-

vollkommne Sieg des Treffens wurde durch diese Rückkehr nach Antoing unterstützt.

Die Freudensbezeugungen nach dieser gefährlichen Schlacht, welche sich um ein Uhr zu Mittage, endigte, waren bey den Franzosen unbeschreiblich. Der Marschall von Sachsen sammlete so viel Kräfte, die Knie des Königs zu umfassen, und ihm folgende Worte zu sagen. **Sire, ich habe nunmehro genug gelebt; ich wünschte nur noch den heutigen Tag zu erleben, um Ew. Majestät siegreich zu sehen. Nunmehro erfahren Ew. Majestät,** fuhr er fort, **worauf es bey Schlachten ankommt.** Der König richtete ihn auf, und umarmte ihn zärtlich.

Die Nachrichten stimmten wegen der Anzahl der Getödteten, und Verwundeten, wie gewöhnlich, nicht überein. Die Alliirten selbst gestanden, daß sich ihr Verlust an Todten, Verwundeten, und Gefangnen, auf 7000 Mann erstrecke. Die Franzosen behaupteten, daß ihnen dieser Tag nur 4000 Todte und Verwundete gekostet habe. Unterdessen stand doch in einer öffentlichen Schrift von Ryssel: **dieser Tag hat unserm Ludwig 6000 Mann seiner Truppen gekostet.** Die Franzosen hatten, wie schon erinnert worden, den Vortheil der starken Verschanzungen, welche dem Feinde ungemein viel Volk kosten musten. Es ist natürlich, daß der Verlust der Alliirten weit stärker seyn muste, als derjenige, welchen die Franzosen hatten.

Der Marschall von Sachsen hatte sich an diesem Tage als einen grossen Feldherrn bewiesen. Er hatte mit fürchterlichen Feinden zu kämpfen. Er war krank, und dabey auf alles bedacht, und half allem ab: der

kriegrische Geist kann, weder in der Vorbereitung der Schlacht, noch in der Leitung derselben, unmöglich mehr thun.

Er versicherte gleichwohl nachher, daß er zweymal schon geglaubt, die Schlacht sey verlohren, und er habe so lange an dem Siege gezweifelt, bis die königlichen Haustruppen auf den Feind los gegangen wären. Ein Beweis war dieses, daß er dem Könige zweymal sagen ließ, er möchte sich in Sicherheit begeben.

Die Schwierigkeit dieses Sieges machte den Ruhm des Marschalls von Sachsen desto grösser. Er gewann von dieser Zeit an ein blindes Vertrauen der Soldaten, und man weiß, wie viel es zu bedeuten hat, wenn die Truppen ihren General lieben, und wie viel sonst unmögliche Dinge sie alsdenn auszurichten fähig werden.

Der König von Frankreich war über den Sieg bey Fontenoy, der ersten Schlacht, der er beywohnte, ganz ausserordentlich erfreut. Er meldete der Madame von Pompadour, dieser von ihm einige Zeit vorher angenommenen, und so hoch begünstigten Geliebte, den herrlichen Sieg, den er erhalten, in einem besondern Briefe, welcher, wegen der Stelle, die den Marschall von Sachsen betrifft, hier einen Platz verdient.

„Von dem Felde bey Fontenoy, eine Stunde nach der Schlacht.„

Madame!

„Ich sah bereits alles verlohren, als der Mar„schall von Sachsen alles wieder hergestellt hat. Er hat „sich an diesem Tage selbst übertroffen. Meine Kriegs„völker haben an demselben mit einer unüberwindlichen

Tapfer-

„Tapferkeit gefochten. Vornemlich aber haben meine „Haustruppen dabey Wunder gethan. Ihnen bin ich „den Gewinn der Schlacht schuldig. Der französische „Adel hat in diesem Treffen vor meinen Augen gefoch- „ten; und ich bin ein Zeuge von seinem heldenmäßigen „Muthe gewesen.„

Der Herr von Voltaire besang den Sieg, und den Helden von Fontenoy in einem Gedichte, welche des Helden und des Dichters würdig ist. Ganz Frankreich streute ihm Lorbern; ganz Frankreich nannte ihn seinen Schutzgeist.

Die Folgen der Schlacht bey Fontenoy waren wichtig, und zeigten den Marschall von Sachsen in neuen Ausführungen als einen grossen General. Die Einnahme von Dornick war die erste Folge des Sieges, aber nicht so leicht, wie man nach einem solchen Siege hätte hoffen können. Die Stadt hielt die Belagerung noch 17 Tage, und die Citadelle noch 5 Wochen aus, in beständiger Hofnung, daß die Armee der Alliirten sie entsetzen würde. Aber diese kam nicht, ob gleich der Commendant Order hatte, sich bis aufs äusserste zu wehren. Man hatte geglaubt, die Citadelle sollte sich noch verschiedne Wochen halten, und nahm es dem Commendanten, Baron von Brackel, übel, daß er sich nach fünf Wochen ergeben hatte, eben da die Feinde Sturm laufen wollten, und das Pulvermagazin in die Luft geflogen war.

Nach dieser Eroberung machte der Marschall von Sachsen so mannigfaltige Bewegung mit der Armee, daß die Armee der Alliirten sich in beständiger Verlegenheit befand, und nicht wußte, was sie thun,

oder wohin sie sich wenden sollte. Sie stand fast täglich in Schlachtordnung, und hatte doch auch immer nöthig, einzelne Corps wegzusenden, um die Bewegung der französischen Truppen zu erfahren. Moriz hatte insgeheim mit dem Könige die Einnahme von Gent beschlossen, und diese Absicht wußte er geschickt zu verbergen.

Der Graf von Löwendahl, ein Deutscher, und Freund des Marschalls von Sachsen, durch welchen er im Jahre 1743. in französische Dienste gekommen war, nachdem er die rußischen aus Verdrus verlassen; dieser eben so erfahrner als tapfrer General bekam den Auftrag, Gent, die Hauptstadt im österreichischen Flandern einzunehmen. Der General von Caila sollte von einer andern Seite der Stadt Gent sich nähern, und zugleich ein Corps der Alliirten, welches unter den Befehlen des Generals von Molck bey Alost stand, beobachten. Dieses Corps der Alliirten war bestimmt Gent zu decken, und die Besatzung zu verstärken, weil man anfieng, einen Versuch der Franzosen auf diese Stadt zu vermuthen. Indem der General Molk sich mit seinen Truppen in die Stadt werfen, und der General Caila auf Gent los rücken wollte, trafen beyde feindliche Heere einander. Es kam zu einem hitzigen Gefechte nahe bey der Abtey de la Mele, in welchem die Franzosen zwar mit ausserordentlicher Tapferkeit den Sieg erfochten; allein der General Molk schlug sich doch mit einem Theil seiner Truppen durch, und langte, unter tausend Hindernissen, endlich in Gent an.

Kaum war er angekommen, als in der ersten Nacht der Graf von Löwendahl vor der Stadt anlangte, und sie überrumpelte. Vierhundert Freywillige drangen, unter seinen Befehlen, durch den Graben bis an die Pallisaden, und an das Thor, welches sie aufschlugen. Hierauf drang alles nach, und brach ohne Widerstand in die Stadt. Die meisten Officiers schliefen, und erfuhren zugleich, daß die Franzosen in der Stadt, und sie der Franzosen Gefangne wären. General Molk hatte bey der Bestürzung gleichwol noch Muth, und Gegenwart des Geistes genug, um sich mit dem grösten Theile seiner Truppen zu retten, und den Franzosen zu entkommen. Die Einnahme von Gent geschahe wie im Traume.

Während dieser geheimen Unternehmung auf Gent, ließ der Marschall von Sachsen die Festung Oudenarde berennen, und machte sich am 22. Julius von diesem Platze Meister. Zu gleicher Zeit ging Brügge über, welches er durch den Marquis de Souvre einnehmen ließ. Indessen hielt er die Alliirten, welche freylich zu schwach waren, eine Schlacht mit ihm zu wagen, in beständiger zweifelhafter Furcht, und indem er immer zugleich zwey Festungen einnahm, drang er zu eben der Zeit die Feinde immer weiter zurück.

Man wuste, nach der Eroberung von Oudenarde nicht, wohin der Marschall seine Absicht richte. Die Verschwiegenheit, mit der er seine Plane anlegte und ausführte, und die Kunst, mit welcher er, bis zur Ausführung, Jedermann irre machte, gehören zu den Meisterstreichen dieses grossen Generals. Er ließ

den

den Grafen von Löwendahl nach Deutschland zu marschiren: er ließ ihn wieder zurück gehen. Endlich wurde Ostende belagert, indem zu gleicher Zeit Dendermonde, nach einer zweytägigen Belagerung eingenommen wurde.

Die Engländer und Holländer hielten es für unglaublich, daß man die Belagerung von Ostende wagen würde. Der General von Chanclos vertheidigte diesen wichtigen Platz mit 4000. Mann, und war mit allen Nothwendigkeiten hinlänglich versehen. Die Festungswerke befanden sich in dem besten Zustande, und die See von der einen, und die Ueberschwemmungen von der andern Seite, schienen für die Belagerer unübersteigliche Hindernisse. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts hatte Ostende eine Belagerung von drey Jahren, und drey Monaten ausgehalten, und itzt war sie in weit bessern Stande. Moritz wollte zeigen, daß es keine Festung gäbe, die man nicht einnehmen könne. Er ließ Ostende durch den Grafen von Löwendahl nach einem von ihm selbst entworfnen Plane belagern.

Die Franzosen liessen sich durch keine Schwierigkeiten abschrecken, und die Besatzung verlohr den Muth, als das feindliche Feuer so entsetzlich wurde, daß in vier Tagen viertausend Bomben, ohne den Kanonenkugeln in die Stadt fielen, und der tapfern Gegenwehr ohnerachtet, der Marquis von Heronville, der beste Ingenieur der Armee, in den bedeckten Weg, in der Nacht nach dem 22. August gedrungen war. Er wurde zwar wiederum herausgetrieben, aber man konnte den bedeckten Weg doch nicht fernerhin behaupten,

ten, und übergab die Stadt auf Capitulation, am 23. August. Die Belagerung hatte noch nicht drey Wochen gedauert, und kostete den Franzosen zweytausend Mann. Die Wichtigkeit dieser Erobrung, durch welche ausser dem interessanten Orte, ansehnliche Magazine, und eine ungeheure Menge von Kriegsbedürfnissen, den Franzosen in die Hände fielen, setzte die Engländer und Holländer in Bestürzung.

Die Einnahme von Nieuport, war eine Folge von der von Ostende, und wurde, ohnerachtet der Ort unter Wasser gesetzt war, in neun Tagen zu Stande gebracht. Graf Löwendahl hatte wiederum die Ehre dieser Eroberung, wodurch das ganze österreichische Flandern in französische Bothmäßigkeit kam.

Der König von Frankreich gieng nach Versailles zurück, als Erobrer einer feindlichen Provinz, und sehr zufrieden mit seinem Feldmarschall, dem Grafen von Sachsen. Dieser sagte beym Abschiede zum Könige: Sire, Ihr glorreicher Feldzug hat sich nun geendigt. Ich werde aber mit Ew. Majestät Erlaubnis, noch einen kleinen Feldzug für mich thun. Er hielt Wort. Es war zwar schon im Septembermonat, allein Moriz wußte, daß ein geschickter General die Bestürzung der Feinde, denen er an Macht überlegen ist, nutzet.

Er stellte sich als wenn er nach Deutschland gehen und die Armee des Prinzen Conty verstärken wollte, kehrte aber unvermuthet durch Umwege zurück und lagerte sich in der Gegend von der Festung Ath. Diese ließ er durch das heftigste Bombardement zur Uebergabe zwingen. Der Commendant wurde durch die

Thrä-

Thränen der Einwohner genöthigt, die Stadt, am 11. October zu übergeben, und nach dieser Unternehmung ließ Moritz die Truppen auseinander gehn, und bezog die Winterquartiere. Die Alliirten thaten ein gleiches.

Es wäre das erste Wunder von der Art in der Welt gewesen, wenn der Marschall von Sachsen nach so viel Verdienst, nach so grosser Ehre ohne Tadel, und Neid geblieben wäre. Der Marschall von Belleisle sagte selbst zum Könige: „wenn der Hof zu Wien dem Könige von Frankreich hätte einen Operationsplan vorlegen sollen, um die Kaiserwahl des Grosherzogs Franz zu begünstigen, so hätte es kein andrer seyn können, als derjenige, welchen der Graf von Sachsen gemacht, und ausgeführt hätte.„ Wirklich wurde auch am 13ten September dieses Jahrs der Gemahl der Königin von Ungern und Böhmen, der Grosherzog Franz, zum römischen Kaiser erwählt. Allein Frankreich hätte diese Wahl so wenig durch einen neuen Operationsplan hindern können, als sie selbst während dem Kriege mit dem Könige von Preussen, eben als dieser Prinz die Oesterreicher allenthalben schlug, erfolgte. Der Marschall von Belleisle war die erste Ursache von dem ganzen Kriege, nach dem Tode Carls des VI. gewesen, ob er gleich ins Ministerium keinen Einfluß hatte. Ein Mann von einer bewundernswürdigen Leichtigkeit Projekte zu schaffen, und von einer überredenden Svada. Wenn politische Einfälle und Raisonnements den grossen Staatsmann machten, so wäre er der erste Staatsmann in Europa gewesen. Er urtheilte von allen mit den scheinbarsten Gründen,

und von vielen sehr gut. Er wollte alles wissen, und wußte wirklich weit mehr, als diejenigen zu wissen pflegen, die alles wissen wollen. Er hatte sich durch einige wichtige Gesandschaften, und einige kriegerische Unternehmungen, die er selbst am meisten erhob, die Gnade seines Königs gar sehr zu erwerben gewußt. Er war aber dabey so eitel, daß er täglich von seinen schönen Unternehmungen sprach, und daher eifersüchtig auf die Ehre andrer. Da er zugleich ein grosser Staatsmann und General seyn wollte, so suchte sein Neid, dem Marschall von Sachsen, so viel nur immer möglich, zu schaden.

Ausser diesem Gegner hatte Moritz noch die Eifersucht des Marschalls von Noailles zu überwinden, desjenigen, der die Schlacht bey Dettingen gegen den König von England, aber nicht die Gunst seines Königs, verlohren hatte. Er war älterer Marschall als der Graf von Sachsen, und hatte in dem Treffen bey Fontenoy den Dienst eines Adjutanten mit einer edlen Grosmuth verrichtet; allein gegen das Ende des Feldzugs wurde er eifersüchtiger, und verlangte sogar seinen Abschied.

Sehr viele andere fanden es für Frankreichs Ehre zu nachtheilig, daß zwey Deutsche, der Marschall von Sachsen, und der Graf von Löwendahl, den ganzen Ruhm des glorreichen Feldzugs haben sollten. Nur waren keine Franzosen da, die solchen Ruhm sich erwerben konnten. Es erschienen sogar Pasquills auf den Marschall von Sachsen, und die so entsetzlich waren, daß der König 20,000 Livres auf die Entdeckung des Urhebers setzte.

Der Marschall von Sachsen rächte sich, wie grosse Männer, in jedem Fache, sich rächen müssen, weil sie allein zu einer solchen Rache vermögend sind. Er erwarb sich neue Verdienste, indem man auf die vorigen schmähte.

Eine gefährliche Krankheit, die ihn im Novembermonat überfiel, und alle Hofnung des Lebens hinwegriß, hinderte ihn eine Zeitlang. Kaum war er etwas wieder hergestellt, als er eine grosse und unerwartete Unternehmung ausführte.

Es wurden zu Ostende, und Nieuport grosse Anstalten gemacht, den Einfall des sogenannten Prätendenten in Schottland mit einer Flotte zu unterstützen. Unter dem Scheine, Völker auf diese Flotte zu führen, und das Vorhaben selbst besser einzurichten, gieng Moritz mit einem Theile seiner Truppen nach Ostende, und ließ andere Truppen verschiedne Bewegungen machen. Indem nun Jedermann auf die Expedition zu Ostende sein Augenmerk richtete, war auf einmal die Hauptstadt von Braband und den ganzen österreichischen Niederlanden, die Stadt Brüssel von allen Seiten eingeschlossen. (am 30. Jenner 1746.) Dieser Meisterstreich des Marschalls von Sachsen, vernichtete alle Mittel der Feinde. Es befanden sich in Brüssel siebenzehn österreichische und holländische Generals, und achtzehn Bataillons Truppen. Der Fürst von Waldeck, welcher die noch übrige Armee der Alliirten commandirte, und bey Mecheln stand, war zu schwach, die Belagerung zu hindern, und dem Grafen von Sachsen die Spitze zu bieten.

Den-

Dennoch war die Belagerung von Brüssel bey der härtesten Jahrszeit gefährlich. Ließ der Frost aber nach, so muste man befürchten, daß die schwere Artillerie im Wasser und Moraste versinken möchte. Zum Glücke hielt der strenge Frost an, und Moritz, welcher seinen ganzen Ruhm würde verlohren haben, wenn die Unternehmung unglücklich abgelaufen wäre, setzte alle Mittel, die ihm die Kriegskunst und seine Erfindungskraft gewähren konnte, ins Werk, um seinen Endzweck zu erreichen. Das schlimmste war, daß sich die Soldaten, vermuthlich auf andrer Generals Anstiften, schwürig bezeigten, und er mußte Drohungen, Schmeichelenen, und Versprechungen abwechseln lassen, um guten Muth zu erwecken. Er begab sich fast in alle Quartiere, und redte den Soldaten zu, bis sie endlich Lust und Muth bekamen.

Die Belagerten wehrten sich tapfer, und machten jede Anstalt schwer. Sie vertheidigten sich bey der unglaublichen Hitze, mit welcher Graf Moriz die Belagerung fortführen ließ, bis auf den 19ten Februar, an welchem Tage die Franzoson bis an den bedeckten Weg mit einem grimmigen Sturme gedrungen, aber wieder herausgeschlagen worden waren. Am 20sten Februar wurde die Capitulation eingerichtet, und am folgenden Tage von der Stadt Besitz genommen. Die ganze Generalität, welche in Brüssel war, und die ganze Besatzung, wurde zu Kriegsgefangnen gemacht. Es befanden sich unter ihnen der Generalfeldmarschall Los-Rios, zwey Fürsten von Ligne, der eine General von der Infanterie, der andere von der Cavallerie, der Generalfeldzeugmeister, Graf von Chanclos, der

Prinz von Stollberg, fünf Generallieutenants. Der Marschall von Sachsen blieb, nach dieser Eroberung kurze Zeit zu Brüssel. Er ließ die ruinirten Festungswercke herstellen, und eine starke Besatzung unter den Befehlen des Grafen von Löwendahl daselbst. Hierauf endigte er seinen Winterfeldzug, und gieng in der Mitte des Merz nach Paris, wo ihn der allgemeine Beyfall des Neides und der Wahrheit erwartete.

Ganz Paris wetteiferte in Ehrenbezeugungen für ihn, und die Prinzen, und die Vornehmsten des Reichs machten ihm ihre Aufwartung mit Bewunderung. Der König schenkte ihm das königliche Schloß Chambord mit den dazu gehörigen Einkünften, und überhäufte ihn mit Gnade. Er arbeitete täglich einige Stunden mit ihm im Cabinette, um den Plan des neuen Feldzugs zu entwerfen, und diesen so wirksam als möglich zu machen, da der Hof zu Wien durch den Frieden mit dem Könige von Preussen neue Kräfte bekommen hatte.

Dieser Friede wurde den 26sten December geschlossen, nachdem Friedrich der Grosse die östreichischen und sächsischen Heere, bey Hohenfriedberg, bey Sorr, bey Hennersdorf, und bey Kesselsdorf in einem Feldzuge geschlagen, die Hauptstadt Dresden erobert, und von ganz Sachsen sich Meister gemacht hatte. Er verlangte nichts als den Frieden, denn er hatte bloß für dessen Erhaltung gestritten. Als er die Residenz des Königs von Pohlen eingenommen hatte, erklärte er sich: „Meine Abreise hängt von „dem Willen des Königs von Pohlen ab; ich „bin nach Sachsen gekommen, nur den Frieden

„zu

„zu erbitten, und ich habe an dessen Statt da„selbst Krieg führen müssen. Ich wünsche ihn „zu endigen.„

Man kann nicht umhin, bey dieser Gelegenheit die Beschuldigung Frankreichs zu widerlegen, daß der König von Preussen den König von Frankreich, seinen Alliirten, durch diesen Frieden verlassen habe. Vielmehr verließ Frankreich den König von Preussen. Nicht allein in dem Kriege von 1742 sondern auch in dem zweyten von 1744 handelte Frankreich mit wenig Redlichkeit gegen Preussen. So bald Friedrich in Böhmen eingebrochen war, ließ Frankreich die ganze Last des Krieges auf ihn fallen, und machte indessen eigne Eroberungen in Flandern. Nur die preußischen Siege waren vermögend, den Frieden in Deutschland herzustellen, und diese nöthigten Deutschlan, glücklich zu seyn.

Zu Paris machte man desto grössere Anstalten, den Krieg in den Niederlanden mit Nachdruck fortzusetzen, da England, Holland, und Oesterreich, sich immer fester gegen Frankreich verbanden, und keinen Frieden eingehen wollten. Itzt wurde ein glücklicher General, wie der Marschall von Sachsen war, mehr als jemals nöthig. Er wurde durch eine besondre Akte naturalisirt: es schien als wenn man sich schämte, daß ein Deutscher der Held von Frankreich seyn sollte, und man machte also denjenigen zum Franzosen, der die Franzosen unter seinen Befehlen hatte, und zugleich ihr Lehrmeister war.

Die Armee, welche er commandirte, wurde bis auf 120,000 Mann verstärkt. Der König selbst

begab sich zu derselben und alle Prinzen von Geblüte. Die Absicht ging auf Antwerpen, diese Vormauer der vereinigten Niederlande, und der Marschall von Sachsen war seiner Sache so gewiß, daß er sagte: er wolle allenfalls seinen Operationsplan dem Grafen Bathiany, der damahls die österreichische Armee commandirte, mittheilen, ohne zu befürchten, daß er ihn den Plan verrücken könnte.

Er ging auf die Armee der Alliirten los, welche sich näher gegen Antwerpen ausgebreitet hatte. Man vermuthete eine Schlacht; die Alliirten erwarten sie, und blieben zweymahl vier und zwanzig Stunden in Schlachtordnung stehen. Allein Moritz ging zurück, und legte eine Kriegslist an. Er suchte die Alliirten zu locken, daß sie ihm nachgingen, und hatte zwölftausend Mann mit dreyßig Kanonen in Hinterhalt gestellt, welche den Oesterreichern in die Flanke fallen, und sie dergestalt zwischen zwey Feuer bringen sollten. Ein Spion verrieth dem Grafen Bathiany das Geheimnis, und er zog sich hinter Antwerpen zurück, und verschanzte sich so stark, daß er nicht wohl angegriffen werden konnte.

Der Marschall von Sachsen fieng hierauf die Belagerung von Antwerpen an, und am 31sten May capitulirte die Citadelle. Der König von Frankreich gieng im Junius nach Versailles zurück, und die Armee der Alliirten, über welche Prinz Carl von Lothringen das Commando erhielt, verstärkte sich bis gegen 80,000 Mann. Itzt zog sich Moritz zurück, und verschanzte sich. Es war aber dieses eine blosse Verdeckung seiner Hauptabsichten; denn in den beyden

Mona-

Monaten, Junius und Julius, eroberte er noch drey wichtige Festungen, ohne daß es die Feinde hindern konnten, die Festungen, Mons, St. Guillain, und Charleroi. Die letztere bekam man durch eine Art von Ueberrumpelung ein, und die Eroberung kostete wenig Blut. Bey Mons kostete es mehr, und der Prinz von Conti wurde erst am 10ten Julius Meister der Stadt.

Man könnte hier eine Menge von künstlichen Wendungen der Armee, Kriegslisten, und Unternehmungen, den Geist und die Kunst des Marschalls von Sachsen schildern; allein solche Dinge sind nur für denjenigen interessant, welcher die Kriegskunst vollkommen versteht, und können nur von demjenigen erzehlt werden, welcher eben diese Kunst studirt hat. Das Grosse des Ganzen leuchtet in die Augen; man muß das Genie des Generals bewundern, welcher im Angesichte der feindlichen Heere eine Festung nach der andern wegnimmt, ohne daß sie es hindern können, und mitten unter Eroberungen, sich für alle Angriffe sicher zu stellen weiß.

Die Festung Namur, an der Maas und Sambre, welche auf einem steilen Felsen liegt, und mit zwölf Schanzen, die ebenfalls auf Spitzen von Felsen liegen, umgeben ist; diese starke und wichtige Festung war die Absicht des Marschalls von Sachsen. Die Alliirten merkten es, und zogen sich gegen ihn über, so daß nur der Fluß Orneau nebst einem sehr dichten Gehölze beyde Heere unterschied. Man vermuthete von beyden Theilen täglich eine entscheidende Schlacht; aber man vermied sie von beyden Theilen

sorgfältig. Hier siegte die Kriegskunst allein. Der Marschall von Sachsen schnitt durch allerhand Märsche und Bewegungen den Alliirten die Zufuhr und die Communication mit dem Lüttichischen ab. Am 20sten August sahe sich der Prinz Carl von Lothringen, aus Mangel der Zufuhre genöthigt, mit seiner ganzen Armee bey Namur über die Maas zurück zu gehen, und sich rechter Hand dieses Stroms nach der Gegend von Mastricht zu ziehen, wo er den 9ten September anlangte.

Itzt hatte Moritz seinen Zweck erreicht. Ihm mangelte es nicht an Zufuhre von Braband, Flandern, und dem Stifte Lüttich. Er gab seiner Armee die vortheilhafteste Stellung, und ließ am 12ten September Namur förmlich durch den Graf von Clermont belagern. Er näherte sich hierauf den Alliirten, und beobachtete sie, während der Belagerung, mit der Hauptarmee, zwischen welcher und den Alliirten täglich Scharmützel vorfielen, die wenigstens Unterhaltung gaben, und den Feind abhielten, die Belagerung von Namur zu stöhren.

Die Franzosen wagten drey grimmige Anfälle auf drey Schanzen zu gleicher Zeit, und wurden von allen Meister. Sie eröfneten die Laufgraben, und setzten der Besatzung so heftig zu, daß sie am 30sten September sich zu Kriegsgefangenen ergab. Man wunderte sich, daß diese wichtige und starke Festung in welcher zwölf Bataillons lagen, nach einer Belagerung von nur siebenzehn Tagen, übergangen war.

Prinz Carl von Lothringen that alles mögliche die Festung zu retten, aber alles war vergeblich. Er

brach

brach endlich am 6ten October, in der Nacht mit seiner ganzen Armee in acht Kolonnen aus seinem bisherigen Lager auf, gieng über den Fluß Jar, und lagerte sich zwischen diesem Fluß und der Stadt Lüttich. Der Marschall von Sachsen bemühte sich dießmal vergeblich, den Feind an seinem Vorhaben zu hindern. Er zog ihm nach, und lagerte sich am 10ten October, nachdem er über den Fluß Jar gegangen war, im Angesichte der Feinde. Sein Heer bestand aus 120,000 Mann, und der Alliirten ihres war noch nicht völlig 80,000 Mann stark.

Er gieng am eilften October mit Anbruch des Tages auf den Feind los, welcher vier verschanzte Dörfer vor sich hatte, und besonders die Dörfer Liers und Raucoux stark besetzt hielt. Moritz marschirte in zehen Kolonnen auf, und machte Mine den rechten feindlichen Flügel, welchen der Graf Bathiany commandirte, anzugreifen, lenkte sich aber geschwind gegen den linken Flügel, über den der Fürst von Waldeck das Commando hatte. Zu gleicher Zeit ließ er die verschanzten Dörfer vor der Fronte des Centrums mit grimmiger Hitze angreifen. Der Anfang der Schlacht war um zehn Uhr Vormittags. Die Kanonen thaten das meiste. Unter beständigem Kanonenfeuer rückte der Graf d' Etrees auf den Fürsten von Waldeck loß, und eroberte nach etlichen vergeblichen Angriffen eine beträchtliche Schänze. Der Fürst von Waldeck wollte sie wieder wegnehmen, wurde aber gewahr, daß ein starkes Corps Franzosen vorrückte, um ihm in die Flanke zu fallen. Er zog sich also näher an das Corps de Bataille, welches

Prinz Carl commandirte. Dieser Prinz hatte eben die Schanzen in dem Dorfe Raucoux verlohren, wobey es äuserst hitzig zugegangen war. Die unerschrockne Tapferkeit des Marquis von Fenelon, welcher dabey tödtlich verwundet wurde, hatte die Eroberung dieses wichtigen Postens zuwege gebracht. Prinz Carl muste befürchten, daß er nun von dem rechten Flügel, der durch ein Versehen zu weit postirt worden war, abgeschnitten werden möchte, und nicht über den Fluß zurück gehen könnte. Er zog sich also zurück, und überließ den Feinden das Schlachtfeld.

Der Marschall von Sachsen war den Tag vor der Schlacht schon gewiß, daß er am folgenden Tage siegen müßte. Sein alles durchdringender Blick hatte die Fehler der Feinde bemerkt, und suchte sie zu nutzen. Er bemerkte, daß der rechte Flügel der Alliirten, den der Graf Bathiany commandirte, von dem linken Flügel allzuweit entfernt stand. Er hielt überdem den Grafen Bathiany für viel zu vorsichtig, als daß derselbe dem linken Flügel zu Hülfe eilen würde, weil er alsdenn von Mastricht und Lüttich konnte abgeschnitten werden. Der Marschall ließ daher einen Angrif zum Scheine auf den rechten Flügel formiren, aber nichts weiter unternehmen, daher auch dieser rechte Flügel der Alliirten fast gar keinen Verlust litte.

Der Verlust der Alliirten wurde auf 4000 Mann geschätzt; der Franzosen ihrer, welcher doch nicht wenig beträchtlich seyn mußte, wurde nicht genau bekannt. Indessen war diese Schlacht eine von denenjenigen, die zu unsern Zeiten öfter vorfallen,

welche

welche nichts entscheiden, und bey welchen Ermordungen von tausenden nichts weiter als Lobsprüche für ein paar einzelne Menschen zuwegebringen.

Die Armee der Alliirten rückte bald darauf bis Tongern vor: die Franzosen setzten ihre Eroberungen bis Löwen fort. Man unternahm von beyden Seiten nichts wichtiges mehr; beyde Heere bezogen, bey der rauhen Jahrszeit die Winterquartiere.

Die Ehre des Marschalls von Sachsen gewann durch den Sieg bey Raucoux, oder Lüttich, in deren Stadtgegenden sie vorfiel, einen ungemeinen Zuwachs. Er genoß die Früchte dieser Ehre währendem Winter in Paris und Versailles. Der König ertheilte ihm den Titel Altesse Serenissime; Ihro Durchlaucht; gab ihm eine besondere Leibgarde, welche das von dem Marschall selbst errichtete Husarenregiment war, bestimmte ihm einen besondern jährlichen Gehalt von hunderttausend Livres, und schenkte ihm sechs Kanonen, eine seltne Ehre, welche von der Seite des Königs gegen einen Unterthan das Zeichen des höchsten Vertrauens ist. Man muß diese Belohnungen anführen, um der Gnade des Königs, und der französischen Nation überhaupt Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Sie machen dem Könige der sie ertheilt eben sowohl Ehre, als dem Unterthane, der sie verdient.

Als sich der Marschall von Sachsen bey dem Könige für diese ausgezeichnete Probe der höchsten Gnade bedankte, antwortetete ihm der König: „dieß „ist nicht genug, Herr Marschall, ich wende Ih-

„nen

„nen was mehrers zu, und dieses ist meine „Freundschaft.„

Schon im vorigen Jahre hatte der König in Willens, den Grafen von Sachsen mit der höchsten Würde eines Kriegers zu bekleiden. Die Eifersucht am Hofe legte verschiedne Hindernisse in den Weg, von denen die Prinzen von Geblüte die vornehmsten Ursachen waren. Im Jenner 1747 erfüllte der König sein Vorhaben, und ernannte den Grafen von Sachsen zum Generalmarschall, oder Generalissimus aller französischen Truppen. Die hohe Würde hatte Türenne, durch ungemeine Verdienste, und der Marschall von Villars, am Rande des Grabes, erhalten. Der Marschall von Sachsen, welcher die erste Eröfnung von dieser Erhebung selbst aus dem Munde des Königs, bey der Tafel erhielt, antwortete: „er wün„sche sich der Gnade des Königs eben so würdig, als „Türenne zu machen, und eben so, wie jener, sein Le„ben zu beschliessen.„ Inzwischen war seine Gesundheit schon so geschwächt; daß man kein langes Leben von ihm vermuthen konnte. Vielleicht war dieses eine Ursache mehr, daß der König das Bildnis des Marschalls im Louvre zu Paris aufrichten, und darunter folgende Verse setzen ließ:

Rome eut en Fabius un Guerrier politique:
Dans Hannibal Cartage eut un Chef heroique:
La France plus heureuse a dans ce fier Saxon
La tete du premier, et le bras du second.

d. i. „Rom hatte an dem Fabius einen klugen Feld-
„herrn: Carthago an dem Hannibal einen heldenmüthi-
„gen Anführer: das glücklichere Frankreich hat an die-
„sem tapfern Sachsen den Kopf des ersten, und den
„Arm des andern.„

Unterdessen war der angestellte Friedenskongres zu Breda fruchtlos gewesen, und Frankreich entschloß sich, seine besondre Rache an den Holländern zu nehmen, welche den Alliirten so mächtige Hülfe geleistet hatten. Der Krieg wurde an Holland erklärt, und die nachfolgenden Unfälle, welche die Republik erlitt, brachten es zuwege, daß sie wieder einen Erbstatthalter erwählte, zu welcher Würde der Prinz von Oranien erhoben wurde. Ludewig der XV. wurde über dieses Verfahren, welches seine Entwürfe in Unordnung brachte, bestürzt. Einige geheim entworfne Anschläge auf künftige Vortheile bey einem Frieden, gingen durch die Wahl eines neuen Erbstatthalters von Holland, verlohren. Der König brach daher, bey der Nachricht davon, in folgende Worte aus: „Die
„Holländer sind entsetzliche Leute: Ich wollte, daß
„dieser Staat tausend Meilen von den Grenzen mei-
„nes Reichs entfernt wäre: er allein macht mir mehr
„zu schaffen, als das übrige Europa zusammen„—. Die Bestürzung über unerwartete Streiche ist jederzeit heftiger, als die Empfindung bey vorhergesehenen Begebenheiten.

Der Marschall von Sachsen eröfnete den Feldzug des Jahrs 1747. im April, und brach in das holländische Flandern ein. Die Republik that ihr äuserstes: sie hatte 90,000 Mann Truppen; eine An-

zahl,

zahl, die sie noch niemahls gehabt hatte. Diese Truppen aber waren theils in den vielen Festungen, die diese Republik besitzt, theils sonst zerstreut, und 35,000 Mann waren allein gegen das Ende dieses Feldzugs, Kriegsgefangene. Der Herzog von Cumberland, welcher die alliirte Armee commandirte, war, ohnerachtet der österreichischen und englischen Hülfe, gleichwohl zu schwach, im Anfange des Feldzugs dem französischen Heere, welches aus 130,000. Mann bestand, die Spitze zu bieten. Er suchte nur wichtige Eroberungen der Feinde zu hindern, und nahm vortheilhafte Stellungen, in welchen ihn der Marschall von Sachsen nicht wohl angreifen konnte. Dieser wurde darüber ungeduldig. Er ließ verschiedne Forts im holländischen Flandern wegnehmen. Sluis, Sas von Gent, Vendick, und das stark bewahrte Hulst gerieth in seine Hände. Er hatte das ganze holländische Flandern in dem Monate May erobert, ohne durch die Hauptarmee der Feinde gehindert zu werden. Weil sie sich gar nicht, so wie er wünschte, zeigten, so sagte er: „er wäre gesonnen, diesen Feld„zug im Schlafrocke und Pantoffeln zu thun.„ Er wunderte sich, daß die Hauptarmee der Feinde sich so lange auf einem Platze erhalten könnte, auf welchem, wie er sagte, sich kaum so viel Kanninchen erhalten könnten. Dieser Spott war ein grosser Lobspruch für die Kunst des Herzogs von Cumberland.

Endlich gelang es dem Marschall von Sachsen, den Feind aus seiner Stellung zu bringen. Er nahm sich vor, Mastricht, diesen höchstwichtigen Platz, zu belagern, und marschirte in verschiedenen

Colon-

Colonnen auf diese Stadt. Die Vortruppen standen über Tongern hinaus, als die Anrückung der ganzen Armee der Alliirten sie nöthigten zurück zu weichen. Der Herzog von Cumberland gewann die Anhöhen um Bilsen herum, und breitete sich bis gegen Mastricht aus. Auf dem linken Flügel, welchen er selbst commandirte, diente das Dorf Laffeld, welches stark besetzt wurde, zur Schutzwehr.

Man beschloß, auf der Seite der Alliirten sich näher zusammen zu ziehen, um nicht in den Fehler des vorigen Jahrs bey Raucoux zu fallen. Und hier zeigte sich das grosse Augenmerck des Grafens von Sachsen. Er wurde das Vorhaben der Feinde gewahr, und beschloß, sie sogleich anzugreifen, ehe sie ihre Stellung veränderten. Der König von Frankreich war selbst bey der Armee; unter seinen Augen wurde die Schlacht bey Laffeld, am 2ten Julius gehalten.

Um zehn Uhr des Morgens geschahe der Angrif auf das Dorf Laffeld. Die Franzosen wurden, ohnerachtet der hartnäckigsten Tapferkeit, dreymal zurück geschlagen. Sie verlohren sehr viele der besten Officiers und Truppen. Der Marschall von Sachsen stellte sich selbst an die Spitze einiger Brigaden, und grief die Feinde an. Das Gefecht dauerte in der grösten Hitze gegen drey Stunden. Um ein Uhr nach Tische, wurden die Franzosen von Laffeld Meister. Die Feinde wichen nur Schritt vor Schritt, und bezeichneten jeden mit Strömen Bluts; sie zogen sich in guter Ordnung vom Schlachtfelde unter die Kanonen von Mastricht, und hatten eben sowohl wie die Fransosen, Gefangne gemacht. Das sonderbarste war,

daß

daß beyde Feldherren einander ihre Gefangene, nach der Schlacht, wieder zurückschickten. Der Herzog von Cumberland hatte den Anfang gemacht.

Diese Schlacht war abermahls, so wie die bey Raucoux, unentscheidend. Beyde Heere verlohren eine gleiche Anzahl von Truppen; jedes auf 6000 Mann. Die Alliirten erreichten ihren Endzweck, Mastricht zu decken, und die Franzosen den ihrigen, über die Feinde gesiegt zu haben. Sie behielten das Schlachtfeld, und eroberten 23 Kanonen; das waren die Vortheile alle: auser der Ehre, die der Sieg, dem Könige, und dem Marschalle von Sachsen brachte.

Beyde Armeen blieben nach der Schlacht eine Zeitlang einander im Angesichte stehen. Es war nicht möglich, bey dieser Stellung der Feinde an eine belagerung von Mastricht zu gedencken. Man faßte einen kühnen Entschluß: man wollte die Festung Bergen-op-Zoom belagern.

Diese Festung war in dem Rufe, unüberwindlich zu seyn. Sie war zweymahl, im Jahr 1588, und im Jahre 1622 vom Spinola, und beydemal vergeblich belagert worden. Die Belagerer hatten ihre ganze Kunst umsonst an dieser Festung erschöpft. Die alten Befestigungen waren durch ungeheure Werke, welche der berühmte Coehorn hatte errichten lassen, noch mehr verstärkt. Der Umfluß der Schelde hinter der Festung, welche einen Arm von Meere bildet, und die Stadt bewässert, machte die Belagerung noch schwerer und fast unmöglich. Alles war in dem besten Vertheidigungsstande, und eine zahlreiche Besatzung lag in der Stadt. Ueber das alles hatten die

Alliir-

Alliirten noch besondre Circumvallationslinien bey den Schanzen errichtet, in denen ein beträchtliches Corps Truppen lag, das den Belagerten alle Augenblicke zu Hülfe kommen konnte. Die Holländer waren von der Stärke der Festung so sehr überzeugt, daß sie es für unmöglich hielten, dieselbe zu verliehren. Die Franzosen selbst hielten die Belagerung von Bergen-op-Zoom für gefährlich und unwirksam. Nur der einzige Graf von Löwendahl glaubte, man könne die Festung einnehmen; und dieser, der Freund des Marschalls von Sachsen, erhielt den Auftrag der Belagerung. Er berathschlagte mit dem Marschalle von Sachsen, und ließ sich von demselben den Plan der Belagerung machen, nach welchem er eine so unglaubliche Sache ausführen wollte.

Der König von Frankreich und der Marschall von Sachsen, blieben mit der Hauptarmee im Stifte Lüttich stehen, wo sie die Hauptarmee der Alliirten beobachteten. Man machte auf beyden Seiten Bewegungen, die ohne Erfolg waren, und blieb endlich in der vorigen Stellung, indem man inzwischen den Belagerern von Bergen-op-Zoom verschiedne Verstärkungen sendete.

Diese befanden sich in den gefährlichsten Umständen in die der Krieg versetzen kann. Die Feinde liessen verschiedne Minen springen; die Krankheiten, die die Moräste verursachten, nahmen viel Volk hinweg; täglich verlohr man viel, und der Feind wenig Volk. Ueber 20,000 Mann waren in kurzem theils todt, theils zum Kriege untüchtig, und nach drittehalb Wochen, war man noch nicht eben weiter vor Bergen-op-Zoom

gekommen, als man am ersten Tage der Belagerung gewesen war. Endlich am 17ten September siegte die Kunst des Grafen von Löwendahl über alles.

Drey Bollwerke waren etwas beschädigt. Der Graf ließ in der Nacht, ohnerachtet noch keine ordentliche Bresche geschossen war, auf diese drey Bollwerke zu gleicher Zeit drey Angriffe wagen, und diese gelungen. Man lief in der Nacht Sturm, und erstieg die Wälle, ehe die Belagerten es inne wurden, welche sich nichts weniger als das versahen. Die Besatzung von Bergen-op-Zoom stellte sich in den Straassen in Schlachtordnung, indem der Feind über die Wälle einbrach. Der Widerstand konnte nunmehro nur noch geringe seyn. Schrecken und Entsetzen auf der einen, und siegreiche Hitze auf der andern Seite, machten das Gefechte bald aus. Die Besatzung floh in die Linien; auch hier war alles durch den überraschenden Vorfall in der äusersten Bestürzung. Man verließ die Linien, man floh, um das Leben zu retten: Zelter, Bagage, Artillerie, Provision, und die Kriegskasse, geriethen in die Hände der Franzosen. Diese waren von allem Meister, da acht Stunden vorher die Alliirten den für unsinnig würden gehalten haben, der von der Eroberung von Bergen-op-Zoom gesprochen hätte.

Es ist wahr, die ungestüme Hitze, und die schnelle Behendigkeit mitten in der Wuth, die den Franzosen für allen andern Nationen eigen ist, und die sie eben in Belagerungen und Stürmen so bewundernswürdig macht; diese trug zur Eroberung von Bergen-op-Zoom sehr viel bey; allein die Allirten behaupteten,

ten, daß Verrätherey die Stadt in die Hände der Franzoson gespielt habe, und man nannte so gar denjenigen welcher die schwachen Oerter angegeben habe, auf welche in der Nacht Sturm gelaufen wurde, und durch die Bergen-op-Zoom übergieng.

Es mochte auch die geheime Ursache der Eroberung, welche es wollte, gewesen seyn, so brachte sie doch dem Grafen von Löwendahl, und dem Marschalle von Sachsen, die gröste Ehre. Sie war die schönste Unternehmung des Feldzugs vom Jahre 1747, und zugleich das Ende desselben. Es erfolgte wenig Wichtiges hernach, und der Marschall von Sachsen genoß, nach geendigtem Feldzuge neue Belohnungen der Gnade des Königs, der Verehrung der Nation, und der Bewunderung von Europa.

Mitten unter den Siegen Frankreichs war das Volk dieses Landes bis aufs äuserste entkräftet worden. Die allgemeine Noth foderte den Frieden. Besonders hatten die südlichen Provinzen Frankreichs ungemein viel gelitten. Indem Moritz, der Feldherr Frankreichs, die Feinde demüthigte, war im Grunde Niemand demüthiger, als eben dieses Land. Es seufzte nach dem Frieden. Selbst der König suchte ihn sehnlich, und zwar um so mehr, da seine Feinde neue Mächte wider ihn in Bewegung brachten, und aus dem entfernten Norden eine Armee Hülfstruppen erwarteten.

Die Friedensunterhandlungen wurden zu Aachen gepflogen, und hatten das Sonderbare, daß die siegreiche Nation den Frieden eifrigst begehrte, und die Geschlagenen, ihn durch harte Foderungen schwer

machten. Sie verlangten alle Eroberungen zurück: sie sprachen in dem Tone der Mächtigern.

Der Marschall von Sachsen fieng indessen den Feldzug dieses Jahrs 1748, sehr frühzeitig an, und seine Absicht war, Mastricht zu belagern. „Zu Mastricht, sagte er, **wird der Friede** geschlossen.„ Er bewerkstelligte dieses Vorhaben durch einen der allersinnreichsten und vortreflichsten Märsche, die je ein Feldherr that.

Die Alliirten wurden durch seine Bewegungen in vielfache Sorge gesetzt. Sie standen wegen Breda, wegen Sternbergen, wegen Luxenburg, in Furcht. Auf einmahl stand Moritz bey Mastricht und ließ es belagern. Die kaiserliche Armee unter den Befehlen des Grafen von Chanclos, welche Mastricht decken sollte, war zu schwach, dem Marschalle von Sachsen die Spitze zu bieten, und zog sich zurück, um die Verstärkungen der englischen und holländischen Truppen an sich zu ziehen.

Es wurden zwey Angriffe auf Mastricht formirt, davon den einen disseits der Maas der Marschall von Sachsen selbst, den andern jenseits der Maas der Graf von Löwendahl commandirte. Die Besatzung wehrte sich aufs tapferste, und der Commendant von Mastricht, Baron von Aylva, erwarb sich ausserordentliche Ehre. Selbst der Marschall von Sachsen gerieth in Verwunderung darüber, und sagte: „ich habe hier meinen Mann gefunden.„

Mitten unter dem schrecklichen Feuer, mit welchem der Marschall Moritz unaufhörlich Mastricht ängstigte, wurden am 30sten April die Präliminärpunkte

punkte des Friedens zu Aachen unterzeichnet. Moritz bekam sehr zeitig Nachricht davon, und er machte einen Waffenstillestand. Weil es aber der Ehre von Frankreich nachtheilig scheinen sollte, wenn die Truppen dieses Staats von einer Festung abziehen müßten ohne sie eingenommen zu haben, oder vielmehr, weil Moritz aus Ehrsucht eitel war, und er alles über den König vermochte; so muste Mastricht durch Kapitulation an den Marschall von Sachsen übergeben werden, ohnerachtet in den Friedenspunkten schon ausgemacht war, daß Mastricht sowohl, als alle französischen Eroberungen, zurückgegeben werden musten.

Mastricht wurde also im Frieden, von dem Commendanten, der noch nicht nöthig hatte, sich zu ergeben, an den Marschall von Sachsen übergeben, welcher es kurze Zeit darauf wieder zurückgeben sollte. Er sagte selbst zu dem braven Commendanten, Baron von Aylva, als dieser mit der Besatzung auszog: „Sie müssen mich mein Herr, in dieser Stadt nur „als einen Passagier ansehen, welcher auf kurze Zeit „nur in einem Wirthshause sich einmiethet.„

Auch blieb Moritz wirklich nur kurze Zeit zu Mastricht, und begab sich bald nach Brüssel, wo er die Ehre eines Gouverneurs der eroberten Niederlanden nur wenige Wochen genoß, binnen welchen der Friede völlig zu Stande gebracht wurde: ein Friede, der ganz Europa beruhigte, und dessen glückliches Ende für Frankreich, wornach es so sehr längst schon seufzete, der Marschall von Sachsen zuwege gebracht hatte.

Er selbst hatte auch unter allen Franzosen den grösten Vortheil davon. Der König und die Nation

hatte nichts gewonnen, und über dreyhunderttausend Mann, und achthundert Millionen Livers verlohren. Gleichwol hätte sie noch weit mehr Volk und Geld, und die Ehre verlohren, wenn der Marschall von Sachsen nicht so groß im Kriege, und zugleich so glücklich gewesen wäre. Die Unternehmung des Krieges war der gröste Staatsfehler, den Frankreich in hundert Jahren gemacht hatte; daß dieser Fehler nicht noch mehr Schaden verursachte, war das Werk des Grafen von Sachsen und nach diesem Betrachte nannte man ihn, im genauesten Sinne, den Schutzgeist von Frankreich.

Der Friede zu Aachen erfüllte in Frankreich jedermann mit Freude, nur ihn nicht. Er glaubte, seine Eroberungen müsten vortheilhaftere Bedingungen wirken, als der Friede für das Interesse Frankreichs enthielt. Er bezeigte dem Kriegsminister sein Misvergnügen in diesen Ausdrücken.

„Wir waren, sagte er, nach der Schlacht bey Fontenoy im Begrif, uns Holland zu unterwerfen, und dieser Republik ein Ende zu machen, welche immer die Quelle von den Uneinigkeiten in Europa ist: denn diese Kaufleute fangen mit ihrem Seewesen, und ihren Reichthümern beständig Händel an. Sie sind die nothwendigen Bundesgenossen der Engländer, unserer natürlichen Feinde. Das grosse Werk ihrer Zerstöhrung war beynahe geendigt; warum haben wir es nicht ganz zu Stande gebracht? Läßt man diesen Republikanern noch Zeit, sich zu verstärken, so werden sie eben so kühn und unternehmend seyn, als ehemahls; und vielleicht wird eine Zeit kommen, da Frankreich mit

allen seinen Kräften sich von ihnen keine Genugthuung wird verschaffen können. Wenn man Holland zerstöhrt, so schneidet man England seinen rechten Arm ab: und der französische Staatsrath weiß wohl, daß sich seine ganze Staatskunst darauf zusammenziehen muß, die Engländer zu schwächen.„

„Wozu dient der Sieg von Fontenoy? was für einen Vortheil zieht Frankreich aus der Eroberung von Bergen-op-Zoom? Alle diese ausnehmende Bemühungen der Tapferkeit, so viele berühmte Officiers, welche in den flandrischen Feldzügen das Leben verlohren haben, sind für das Reich ganz vergebens aufgeopfert worden. Wenn man am Ende diese Plätze wieder zurückgeben, und die Holländer nebst dem Hause Oesterreich, wieder in eben denselben Zustand versetzen wollte, in welchem sich beyde vor dem Kriege befanden, so hätte man besser gethan, ruhig zu sitzen. Frankreich hat, indem es seine Eroberungen zurückgegeben hat, sich selbst bekriegt. Es ist durch seine eigne Siege zu Grunde gerichtet worden. Seine Feinde haben den alten Grad von Macht beybehalten; Frankreich allein hat sich geschwächt. Es hat eine Million Unterthanen weniger, und fast gar keine gewissen Einkünfte mehr.„

Man kann auf diese im Grunde wahre Bemerkungen, die aber dennoch die Nothwendigkeit eines solchen Friedens, wie er war geschlossen worden, nicht aufheben, unmöglich besser antworten, als der König selbst that, als er diese Vorstellungen des Grafen von Sachsen erfuhr. Er sagte; „ich erkenne daran den Ausdruck der obersten Her-

ren Befehlshaber. Ihre Staatskunst hat es nur mit glühenden Kugeln zu thun.„

Gleichwol hielt es der Graf von St. Severin d' Arragon für nöthig, in einem besondern Aufsatze zu zeigen, daß die Urtheile des Marschalls von Sachsen ungegründet wären. Das Ansehn des Marschalls war zu groß, als daß seine Vorstellungen nicht einigen Eindruck hätten machen können. Man muste beweisen, das er kein so grosser Minister, als Feldherr sey, oder wenigstens, daß er es in diesem Falle nicht hätte seyn wollen. Wie konnte auch ein General, der immer gesiegt hatte, und immer Kriegsbedürfnisse genug erhielt, zu einem Frieden rathen, in in welchem man das Land wiedergab, worüber er zum Statthalter mit einem Gehalte von dreymahl hundert tausend Livres gesetzt worden war?

Indessen hatte der Marschall von Sachsen durch seine Verdienste den höchsten Gipfel der Ehre in Frankreich erstiegen. Er genoß alle die Würde, mit welcher nur ein Sterblicher bekleidet werden kann, und alle die Einkünfte, welche seinem hohen Ansehn gemäß waren. Es mangelte ihm nichts, und gleichwohl war er nicht glücklich; denn wir Menschen erschaffen uns unser Mißvergnügen gemeiniglich selbst. Die Leidenschaft des Ehrgeitzes machte in dem glücklichen Marschalle immer noch die Begierde nach dem Herzogthume Curland rege. Diese Leidenschaft wurde gedemüthigt, und der Marschall also dadurch unglücklich.

Er schickte bald nach dem Frieden einen pohlnischen Cavalier, Gurowsky, an den kaiserlichen Hof zu

Peters-

Petersburg, um seine Ansprüche auf Curland zu betreiben. Der Herr von Gurowsky fand den rußischen Hof immer noch so abgeneigt, wie ehemals; und als er sich nicht behutsam genug aufführte, so erhielt er von dem Großkanzler, dem Grafen von Bestuchew, die Anzeige; daß, „da seine Gegenwart voritzo in Rußland von keinem besondern Nutzen seyn könne, er seinen Aufenthalt endigen, und sich binnen drey Tagen aus der Residenz, und binnen zwölf Tagen, aus dem rußischen Reich begeben möchte.„

Während dieser verfehlten Verhandlung erhielt der Marschall von andern Seiten her angenehmere Begegnungen. Im Sommer des Jahrs 1749 stieg sein Glück aufs höchste. Er reißte von Dresden nach Potsdam, und erhielt dort die Hochachtung Friedrichs des Grossen. Dieß war der Gipfel des menschlichen Glücks auf dieser Erde.

Nach seiner Zurückkunft zu Versailles hielt sich Moritz am Hofe nur zuweilen auf, meistentheils brachte er seine Zeit auf dem ihm geschenkten königlichen Schlosse Chambord zu, welches er ganz von neuen hatte aufbauen, und ungemein verherrlichen lassen. Er bildete hier eine Art von Hofstaat. Täglich hatte er eine Menge von Besuchen, und die Abwechslungen des Vergnügens machten den Aufenthalt auch denen angenehm, welche ohne besondre Absicht nach Chambord reißten.

Bey Hofe mißbrauchte er seinen Credit niemahls. Er mischte sich in nichts, was nicht sein Fach anging. Er verachtete aber auch dafür destomehr alle Hofkabalen, welche um diese Zeit, beson-

ders zu Versailles herrschten. Er machte der so hoch begünstigten Geliebten des Königs, der berufnen Marquise von Pompadour seine Aufwartung, aber er war gegen sie blos höflich, und nicht schmeichelhaft. Im Grunde verachtete er sie, und ließ es sich auch deutlich genug gegen andre merken. Madame von Pompadour erkannte dieses, und haßte ihn, ohne ihm schaden zu können. Das Zimmer der Pompadour war der Weg zum Könige, und die Minister hatten selbst keinen andern Weg. Nur der Marschall von Sachsen brauchte ihn nicht. Er hatte einen eigenen Weg zum Könige für sich allein, welcher nicht durch das Zimmer der Pompadour ging.

Er sprach mit der grösten Freymüthigkeit, wenn er sich mit dieser Dame unterhielt. Sie machte ihm einsmahl einen gelinden Vorwurf, daß er mit dem Finanzpachter, Popeliniere, so oft und so vertraut umgienge, da dieser Mann doch gar keine Eigenschaften besitze, die ihn der Gunst des Marschalls würdig machten. — „Was finden Sie denn für eine besondere Eigenschaft an dem Popeliniere? sagte sie zu ihm: — Madame, eine ganz besondre Eigenschaft, welche wenig Leute in der Welt haben, und die mir sehr nützlich ist. Denn wenn ich vom königlichen Minister Geld verlange, hat er immer keines; wenn ich aber zum Popeliniere komme, liegen immer hunderttausend Livres baar, für mich in seinen Kasten.„ Er beschwerte sich öfters über diese und jene Mängel des Staats, aber niemahls mit Heftigkeit, sondern scherzend und lachend, und man weiß itzt noch der-

gleichen sinnreiche Reden des Marschalls von Sachsen zu Paris auswendig.

In den Memoires oder Nachrichten der Marquise von Pompadour, welche man ihr selbst zuschreibt, und die wenigstens einen ihrer vertrautesten Freunde zum Verfasser haben, wird der Charakter des Marschalls, mit einigen unvortheilhaften Zügen geschildert. Er sey nur am Tage einer Schlacht groß gewesen, seine Handlungen im gemeinen Leben hätten einen ganz gewöhnlichen Menschen, an dem nichts besonders zu sehen, gezeigt. Seine Aufführung sey zuweilen ins Niedrige gesunken. Er habe eine Menge Maitressen, wie in einer Art von Serail gehabt. Er habe so gar nichts verstanden, als den Krieg, und diesen verstanden, ohne ihn jemahls gelernt zu haben.

Es ist ganz natürlich, daß diejenige, für die sich Jedermann, ausser dem Marschalle von Sachsen, beugte, eben diesen hassen muste. Eben so natürlich ist es, daß dieser Mann keine Sorgfalt hatte, sich der Madame von Pompadour als ein grosses Genie zu empfehlen. Er war es zufrieden, in ihren Augen ein gemeiner, gewöhnlicher Mensch zu seyn. Europa kannte ihn.

Es ist möglich, daß seine Aufführung in Gegenwart der Pompadour zuweilen ins Niedrige, nach ihrem Urtheile, gefallen sey; nicht in das Niedrige der Schmeicheley, sondern eines solchen Betragens, welches von dem Costume der Welt abweicht. Dieß ist ein Fehler, welcher den guten Genies, in jedem Fache, gemeiniglich anhängt. Die Beobachtung der

Kleinig-

Kleinigkeiten, in dem Ueblichen, sind ihnen zu sehr Kleinigkeiten. Sie begehen Fehler, die andre Menschen von gewöhnlichem Schlage nicht begehen. Sie begehen Thorheiten im Kleinen, weil sie nicht gewohnt sind, den Kleinigkeiten Aufmerksamkeit zu gönnen. Es sollte nicht so seyn: aber es ist.

Der Vorwurf, daß der Marschall von Sachsen den Krieg verstanden habe, ohne ihn gelernt zu haben, bedarf keiner Widerlegung. Man hat genug in dieser Lebensbeschreibung gezeigt, was für ein genaues eifriges Studium für ihn die Kriegskunst, nach allen ihren Theilen gewesen ist.

Die Liebe zum Frauenzimmer war eine Schwachheit bey ihm, welche Schatten über das Gemählde seiner Seele wirft. Es ist wahr, er hing dieser Leidenschaft mit einer gewissen Ausschweifung nach, und verletzte dadurch öfters die Tugend. Indem seine Siege in Flandern halb Europa beunruhigten, setzte eine Komödiantin, Namens Favart, sein Herz durch ihre Liebeshändel in Unruhe. Allein diese Schwachheit hatte Moritz mit zweyen der größten Männer in der Welt, und die zugleich die liebenswürdigsten waren, mit dem Julius Cäsar, und Heinrich dem Vierten gemein. Nun rechtfertigt ihn zwar dieses nicht, aber es erwirbt ihm Nachsicht, zumal wenn man bedenkt, daß es in Frankreich, in dem Lande der Liebe war, wo Moritz diese Schwachheit zeigte. Bey einem Manne ohne grossen Verdienste würde man sie nicht bemerkt, oder vergeben haben. Hingegen bey grossen Genies, vergiebt es ihnen kaum die gemeine Welt, daß sie Genies sind. Sie haßt sie; sie lauert auf alle

Schwachheiten derselben, und findet in der Vergrösserung dieser Schwachheiten ihren Triumph über die Genies.

Nach seiner Rückkunft von Potsdam in Paris, versuchte der Marschall von Sachsen das preußische Exercitium, welches er bewundert hatte, bey den französischen Truppen einzuführen. Er gab aber die Hofnung, es den Franzosen zu lehren, bald auf, und unterließ es. Er sagte: das preußische Exercitium schicke sich nicht für die Franzosen. Er hatte Recht; denn ob man gleich nach seinem Tode, einen neuen Versuch machte, und damit fortfuhr, so sahen doch die Franzosen, als sie vor ihren Meister, bey Rosbach, kamen, daß sie noch nicht viel gelernt hatten.

So wie die Leidenschaft der Liebe, so war auch ein Hang zur Verschwendung eine Eigenschaft bey ihm, welche er von seinem erhabnen Vater geerbt zu haben schien. Im Anfange gerieth er dadurch oft in Verlegenheit. Er verließ zweymahl Paris, um der Unbequemlichkeit, welche ihm seine Gläubiger machten, zu entgehn, und kam beydemahl mit neuen Geldunterstützungen aus Sachsen zurück nach Frankreich. In der Folge aber minderte sich dieses Bedürfnis: es fehlte ihm an nichts; die Hofbanquiers zu Paris hatten Befehl, so viel Geld er verlangte, zu senden. Aber seine Einkünfte wurden auch so erhöhet, daß er in allem nach Ueberfluß hatte, und ein beträchtliches Vermögen nach seinem Tode hinterließ. Man findet es häufig, daß grosse Geister keine gute Oeconomen sind: sie sehen allenthalben zu wenig aufs Kleine, und das schadet ihnen auch allenthalben. Eine Freygebigkeit übrigens,

gens, welche der Verschwendung ähnlich wird, dergleichen der Marschall von Sachsen besaß, ist jederzeit ein Zeichen eines guten Herzens. Der Geizige hat ein böses Herz.

Im gemeinen Leben und im Umgange that es Moritz freylich der Artigkeit der Kleinmeister und dem gefälligen Wesen der französischen Witzlinge nicht gleich. Die Franzosen glaubten an ihm, wenn er in Gesellschaften war, den grossen Mann zu vermissen, gleichsam als wenn es der Mühe werth wäre, wenn ein Mann grosse Verdienste hat, auch noch kleine mit Aengstlichkeit zu suchen, zu denen er sich nicht geschaffen sieht. Gleichwohl war der Marschall von Sachsen in seinen Gesinnungen, und Urtheilen, oft von der Menge abweichend und erhaben.

Er blieb der protestantischen Religion, in welcher er erzogen war, beständig zugethan, und hatte in den letztern Jahren seinen besondern Prediger. Da man diese Beständigkeit nicht der Andacht und dem Eifer zuschreiben kann, so ist die Vermuthung natürlich, daß die Ansprüche des Grafens auf Curlan ihn bewogen, ein Protestant zu bleiben. Aber wozu Vermuthungen in Sachen der Religion? Das Urtheil über Religionsgesinnungen gehört nicht für Menschen sondern für GOtt; und nirgends irrt man leichter, als in solchen Urtheilen von andern Menschen.

In den andern Wissenschaften, ausser der Historie, und der Kriegskunst, war der Marschall von Sachsen unerfahren. Dafür aber war er in der letztern der gröste Meister, und verband die ge-

naueste

naueste Theorie mit der Erfahrung. Welch ein sinnreicher Marsch war derjenige, durch welchen er sich vor Mastricht zog, und überhaupt die Märsche von dem Jahre 1744 an! Sie würden die Meisterstreiche des Jahrhunderts seyn, wenn sie nicht von den preussischen Märschen im letzten Kriege, und besonders von dem Prinzen Heinrich, im Jahre 1759, wären übertroffen worden. Vorzüglich erhob sich Moritz über seine Zeitgenossen durch die Gegenwart des Geistes bey schnellen Vorfällen, in einem Treffen, einer Belagerung, der Wendung der Feinde. Hier zeigte er die Klarheit seines Geistes und seinen durchdringenden Blick durch das, was man das Augenmerk nennet, Coup d' oeil, auf welches so viel im Kriege ankommt, und welches gewöhnlichermaassen die Schlachten entscheidet.

Er führte den Krieg nach sichern Regeln, und überließ dem Glücke nur immer wenig. Er hatte weder die Kühnheit eines Conde, noch die wilde Verwegenheit des Eugens, von der er selbst in der Schlacht bey Belgrad, ein Zeuge gewesen war. Seine Heere waren, ausser in dem Jahre 1744, gemeiniglich dem Feinde überlegen. Gleichwohl hielt ihn die Klugheit ab, aufs Ungefähr viel zu wagen. Er ließ sich entweder selbst angreifen, wie bey Fontenoy, oder wenn er angrif, war er seines Sieges schon halb gewiß, wie bey Raucoux. Die Fehler des Feindes sah er sogleich ein, und wußte sie zu nutzen: Ihm selbst aber konnte man keine Fehler vorwerfen. Ohne Nothwendigkeit wegen grosser Folgen schlug er nie; aber von seinen Siegen zog er

allemahl die grösten Vortheile. Man sagte zu Versailles: er führe den Krieg mit der Gewisheit eines Geometers.

Die Soldaten setzten auf ihn ein blindes Vertrauen, und man weiß aus der Geschichte, wie wichtig dieser Vortheil sey. Wo der Marschall von Sachsen war, da war, nach der gemeinen Meynung, der Sieg gewiß, und der Marschall erhielt diese Meinung immer fort durch sein daurendes Glück. Daher waren die Truppen unter ihm auch zu allem bereit, und so beschwerlich auch die Jahrszeit mitten im Winter die Belagerung von Brüssel machte, so wenig verlohr der weichliche französische Soldat den Muth dabey.

Das Bewundernswürdigste an dem Marschalle von Sachsen, als Feldherrn, war, daß er fast immer sich krank befand, wenn er siegte und eroberte. So stark sein Körper auch war, so geschwächt sahe man ihn schon von dem Jahre 1744 an. Die kriegrischen Beschwerlichkeiten trugen zu seiner Entkräftung bey. Er gerieth in tödtliche Krankheiten, während dem Kriege, und ob er gleich wieder aufkam, so wurde seine Gesundheit doch nie wieder völlig hergestellt.

Er genoß zu Chambord, wo er sich meistentheils aufhielt, die Ruhe, und die Belohnungen seiner Verdienste nur kurze Zeit. Mitten unter den grösten Ergötzlichkeiten zu Chambord, wurde er am 22sten November 1750 mit einer Krankheit befallen, welche am 30sten November sein Leben im 55sten Jahre seines Alters endigte.

Auf

Auf seinem Todbette bezeigte er viel Religion und Andacht, und eine grosse Fassung des Geistes. Er wollte weder das Gepränge eines Leichenbegängnisses, noch überhaupt ein Begräbnis haben; er wollte, daß man seinen Körper in ungelöschtem Kalcke verbrennen sollte; damit, sagte er: von mir in der Welt nichts übrig bleibt, als das Andenken unter meinen Freunden. Der König war zu empfindungsvoll, um dieses Verlangen des Marschalls zu erfüllen.

Als man an dem Hofe zu Versailles die Gefahr, in welcher sich das Leben des Marschalls befand, erfuhr, so schickte der König seinen Leibarzt, den Herrn Senac, nach Chambad. Dieser fand den Kranken unrettbar. Der Marschall fühlte es selbst, sah den Leibarzt an, und sagte: Doktor, da bin ich am Ende eines schönen Traums. Das Leben ist ein Traum: der meinige ist schön, aber kurz gewesen. Zwey Tage vor seinem Tode machte er sein Testament, und erwartete den Tod mit der grösten Gelassenheit.

Der König gerieth über die Nachricht, daß der Marschall von Sachsen gestorben sey, in Bestürzung. Er stand eben von einer Menge Hofleute umgeben, als ein Hausofficier des Marschalls, ihm diese Nachricht brachte. Er sank auf einen Armstuhl, und beklagte den Verstorbenen in zärtlichen Ausdrücken, die seinem Herzen Ehre machten. Es

entfielen ihm einige Thränen. Nachdem er sich etwas erhohlt, sagte er: ich habe nun weiter keinen General mehr: es sind mir nur noch einige Obersten übrig. Er befahl hierauf, daß ihn jedermann verlassen sollte, und ließ Niemanden, bis an dem folgenden Tage, vor sich. Die Vergnügungen des Hofes waren eine Zeitlang unterbrochen, und Pompadour hatte viel Mühe, nach und nach das traurige Andenken an den verstorbnen Marschall aus dem Herzen des Königs zu entfernen.

Der Tod des Marschalls verursachte in dem Kopfe der Hofleute, welche Kriegsbediente waren, eine gewaltsame Veränderung. Diejenigen, welche sich bis dahin hinter seinem Verdienste verborgen gehalten hatten, zeigten sich nunmehro. Alle verlangten die Stelle dieses Helden einzunehmen, und keiner darunter war derselben fähig.

Man machte auch mit der Leichtigkeit, die den Franzosen in Einfällen eigen ist, Weissagungen. „Nun werden wir bald Krieg haben, hieß es, denn „der König von Preussen fürchtete unter allen Feld„herren des Königs keinen, als den Marschall von „Sachsen.„ Man hätte wissen sollen, daß der König von Preussen sich niemahls für irgend einen Feldherren in der Welt fürchtete, aber alle für ihn.

Der König von Frankreich ehrte das Andencken des grossen Feldherrn mit einer Achtung die

Bey-

Beyden, dem der sie ertheilt, und dem der sie verdient hatte, Ehre macht. Da Moritz, als ein Protestant kein öffentliches Begräbnis in dem Reiche haben konnte, und der König diese seltsame Mode nicht verletzen durfte, ohne alle Priester, deren Zorn selbst Königen fürchterlich ist, zu beleidigen, so ließ er den todten Körper nach Strasburg führen. Hier wurde er mit allem Gepränge der gewöhnlichen Feyerlichkeiten in der lutherischen Thomaskirche beygesetzt. Auch wurde ihm auf Befehl des Königs, selbst zu Paris, in der schwedischen Gesandtschaftskapelle eine feyerliche Gedächtnisrede gehalten.

Diese eitlen Ceremonien schienen für einen König von Frankreich noch zu geringe, um den Schutzgeist des Landes zu ehren. Ludwig der funfzehnte ließ dem Marschalle von Sachsen ein herrliches Mausoleum aufrichten, von dem der berühmte Pigale der Erfinder und Werkmeister wurde. Dieses prachtvolle Denkmahl war bestimmt, in Strasburg aufgerichtet zu werden: man sah in der Folge ein, daß es eine Zierde der Hauptstadt seyn müste, und es wurde daher in Paris, vor den Augen der Nation errichtet, welche es nunmehr beständig an den grossen Deutschen erinnert, und der französischen Nation Ehrfurcht für die deutsche, welche ihr einen Moritz gab, einprägen muß.

Man muß übrigens den Franzosen den Ruhm lassen, daß sie die Verdienste des Marschalls von

Sachsen zu erkennen wußten, und nicht diejenigen Wirkungen des Nationalhasses zeigten, welche so oft in andern Ländern die verdientesten Männer verfolgt, und vertreibt. Mitten unter dem geheimen Murren des Privatneides und der persönlichen Eifersucht erhob das allgemeine Geschrey der Nation, den Marschall von Sachsen bis an den Himmel. Aller Orten erschallte sein Lob. Jedermann bestrebte sich, ihn zu rühmen, und jeder nach seiner Art ihn zu vergöttern. Dieß war die Stimme des Publikums, und sie hat in Frankreich mehr zu bedeuten als in Deutschland, wo man noch zweifelt, ob es ein Publikum giebt.

Unter allen Verehrern des Marschalls im Volke, zeichneten sich zwey Soldaten aus, deren Betragen der Vergessenheit entrissen werden muß. Sie hatten unter dem Marschalle gedient. Nachdem er zu Strasburg beygesetzt war, gingen sie in die Kirche, wo seine Asche stand. Sie näherten sich ihr, mit traurigem Gesichte, Thränen im Auge. Ohne ein Wort zu sagen, betrachteten sie seine Asche, und beweinten sie. Einer von beyden zieht hierauf seinen Degen aus, und nähert die Schärfe desselben dem Marmor des Grabmals, um gleichsam den Degen zu wetzen. Der zweyte folgt dem Beyspiele seines Cameraden. Beyde gehen alsdenn aus der Kirche, mit weinenden Augen, und niedergeschlagenen Blicken, im tiefsten Stillschweigen. Kann sich die Empfindung mit mehr Erhabenheit ausdrücken, als hier geschah?

Die

Die französische Akademie zu Paris vollendete die Ehrenbezeugungen, welche dem Andenken des Marschalls von Frankreich gewidmet werden konnten. Sie setzte im Jahr 1759 einen Preis auf die beste Lobrede auf ihn; und Herr Thomas machte sich durch eine vortrefliche Lobrede seines erhabnen Gegenstandes, und der ertheilten Ehre würdig. Man erneuerte die Erinnerung an die Siege des Marschalls von Sachsen eben zu der Zeit, als die Franzosen durch lauter Unglück im Kriege seinen Verlust am schmerzhaftesten fühlten, und die Franzosen, indem sie von den Deutschen geschlagen wurden, errichteten dem deutschen Feldherrn Denkmähler, durch den sie vormahls gesiegt hatten.

* * *

Es wird bey dieser Lebensgeschichte unter allen am wenigsten nöthig seyn, die Quellen und Hülfsmittel anzuzeigen, aus denen ich geschöpft, und deren ich mich bedient habe.

Das öffentliche Leben des Marschalls von Sachsen, ist in den allgemeinen Geschichtbüchern dieses Jahrhunderts, und den Französischen insbesondere, enthalten; und eben diese Geschichtbücher sind zu bekannt, und zu neu, um hier umständlich beurtheilt und angezeigt zu werden. Auch muß ich gestehen, daß ich nicht leicht bey irgend einer andern Lebensbeschreibung so mancherley, und so viele Schrif-

ten nachgesehn habe, als bey dieser. Einzelne Züge, Anecdoten, die Vorfälle wegen Curland, die ersten Begebenheiten der Jugend, am Rhein, in Ungarn, in Pommern, der Krieg in dem Jahre 1734 und 1735, der Krieg in Böhmen 1741, die letzten Feldzüge in Flandern: alle diese Verschiedenheiten habe ich aus so mannigfaltigen und verschiednen Büchern nehmen müssen, daß eine genaue Anzeige derselben nichts, als unnütze und den Lesern beschwerliche Prahlerey seyn würde.

Kenner der Geschichte dieser Zeiten werden, ohne Angabe der von mir gebrauchten Schriften, bald einsehen, ob ich genau, wahr, richtig, erzehlt habe. Ich schmeichle mir mit der Hofnung, so erfunden zu werden.

Die Lebensgeschichten des Königs von Pohlen, August II; Massuets Histoire de la guerre. (von 1733 — 1735.) Die Actes et Memoires de Rousset; die Memoires pour servir à l' histoire de l' Europe, depuis 1740 jusqu' en 1748. (Amsterd. III. Tom.) Herrn Adelungs pragmatische Staatsgeschichte Europens, von dem Ableben Kaiser Carls VI. bis auf die gegenwärtige Zeiten. (von 1740 — 1748) Voltärens Siecle de Louis XV, kann ich hier doch nicht ganz unangezeigt lassen.

Die Lobrede auf den Marschall von Sachsen von Herrn Thomas, die Memoires sowohl, als

als die Lettres de la Marquiſe de Pompadour, ſind die beträchtlichſten derer weit mehrern von mir gebrauchten Schriften, welche ich, mit Abſicht, übergehe.

Aber denjenigen Dank kann ich nicht übergehen, welchen ich einem hohen Gönner für die gnädigen Unterſtützungen ſchuldig bin, wodurch er mir verſchiedne intereſſante Anecdoten und Nachrichten zu dieſer Lebensbeſchreibung mitgetheilt hat, welche mir um deſto ſchätzbarer waren, da ſie aus der Quelle floſſen, und die perſönliche Bekanntſchaft mit dem Marſchalle zu ihrer Gewährleiſtung hatten. Wie gern würde ich hier den Namen meines erhabnen Freundes nennen, wenn Er mir nicht ſelbſt dieſes verbothen hätte! Wenn derſelbe Verſchiednes von den mitgetheilten Nachrichten hier nicht abgedruckt ſieht, ſo iſt meine Vorſichtigkeit daran Schuld, oder vielmehr eine Ungewisheit; ob dieſes alles dem Publiko intereſſant genug ſcheinen dürfte.

Indem ich dieſe Lebensbeſchreibung ausarbeitete, erſchien eine Geſchichte des Marſchalls von Sachſen in Frankreich, von welcher Herr Baron d' Eſpagnac Verfaſſer iſt. Ich habe dieſe Schrift, meiner Bemühung ohnerachtet, nicht erhalten können; und gröſtentheils würde ſie auch für mich zu ſpäte gekommen ſeyn. Der Verfaſſer ſcheint ſich mit dem Detail der kriegeriſchen Künſte am meiſten beſchäftigt zu haben, und hierinnen werde ich mit

ihm, als einem Officier, nie in Vergleichung kommen. Auch habe ich von diesen Dingen nur allgemein geurtheilt. Allein ich hoffe, daß ich im Gegentheile manches erzehle, was der Frannzose nicht sagt, und unsre beyderseitige Biographie wird wohl beysammen stehen können. Da ein Franzose den deutschen Helden beschreibt, so ist es deucht mich billig, daß auch ein Deutscher der deutschen Nation giebt, was ihr gehört. Ich habe mit dem Herrn d' Espagnac nicht wetteifern wollen; denn sein Buch ist früher geschrieben, als meine Lebensbeschreibung; aber — da es sich so trift, wohlan! ich habe das meinige gethan, und erwarte mein Schicksal von dem Urtheile der Kenner.

Leben des Herzogs Christian von Braunschweig.

Es ist etwas seltenes in der Geschichte der Welt, daß man grosse eigne Vortheile den Vortheilen anderer aufopfert, und Herzog Christian von Braunschweig vermehrte die Seltenheit dieses Ruhms durch einen unglaublichen Eifer. Er wurde am 10ten September 1599 zu Wolfenbüttel gebohren, war der dritte Prinz des Herzogs Heinrich Julius, und that sich im Kriege, zu welchem Geschäfte man ihn nicht bestimmte, und mit Aufopferung der Ruhe und aller Vortheile seines Lebens hervor; und dieses that er mit einem solchen Muthe, und mit einer solchen Unerschrockenheit, daß er eine Zeitlang, mit dem Grafen von Mansfeld zugleich, sich der kaiserlichen Macht, welche allenthalben siegte, und ohne eignes Land, Soldaten und fremde Hülfe zu haben, entgegen setzte, und fürchterlich machte.

Da er den grösten Theil der Zeit hindurch, mit dem Grafen von Mansfeld verbunden, die Waffen führte, und mit ihm stets vereinigt handelte, so wird es nicht unschicklich seyn, wenn in dieser Lebensbeschreibung die vornehmsten Merkwürdigkeiten des Grafen von Mansfeld, dem Herzoge von Braunschweig an die Seite gestellt werden, da sie in so genauer Verbindung stehen.

Der Tod des Vaters hinderte die Erziehung des Herzogs Christian, der erst vierzehn Jahr alt war, nicht, und die ausserordentliche Lebhaftigkeit dieses jungen Prinzen, erweckte überhaupt eine grosse Erwartung von ihm. Im Jahre 1616 wurde er, nach dem Tode seiner zweyen jüngern Brüder, zum Bischofe von Halberstadt erwählt, und am ersten May des folgenden Jahres mit allen Feyerlichkeiten eingeführt und ihm gehuldigt. Er erhielt noch einige andre hohe Präbenden, und schien ganz von den kriegerischen Beschäftigungen entfernt zu werden, indem eben die Gelegenheit sich ereignete, welche ihn zu dem heftigsten Kriegshelden des ganzen Jahrhunderts machte.

Ein Zusammenfluß von Umständen, bewirkte eine allgemeine Gährung in Deutschland. Die protestantischen Stände, auf ihre Religion und Freyheit eifersüchtig, hatten schon vor einigen Jahren eine Verbündung, welche sie Union nannten, unter sich errichtet. Die Katholischen hatten ein gegenseitiges Bündniß, unter dem Namen einer Liga zu Stande gebracht. Man weiß, wie gemeiniglich Bündnisse die Schöpfer der Kriege werden. Hier kam die Erbitterung der Religion dazu, und keine Erbitterung ist grösser, und grausamer als diese. Eben waren seit der Reformation hundert Jahre verflossen. Die Feyerlichkeiten, mit welchen die Protestanten dieses Jahr verherrlichen wollten, reitzte den Groll der Katholischen, unter deren Augen diese Feste gehalten wurden; und dieselbigen Feste veranlaßten unter beyden Partheyen allerhand Empfindlichkeiten, worzu verschiedne Schriften vieles beytrugen. Man kannte noch nicht die Toleranz, die

das Meisterstück des achtzehnten Jahrhunderts ist; und selbst Fürsten hatten gegen einander widrige oder freundschaftliche Gesinnungen, nachdem sie zu dieser oder jener Religionsparthey gehörten. Auch war wirklich die deutsche Freyheit in dieses Religionssystem verwebt, und die Fürsten befürchteten, daß auf den Ruinen der protestantischen Religion der Despotismus erbaut werden würde. Einige Unternehmungen der Katholicken schienen ihnen dieses anzuzeigen, und viele Beschwerden, die besonders seit der Regierung Rudolphs des Zweyten, sich gehäuft hatten, gaben zu lauter gegenseitigen Misverständnissen, und zur Eifersucht zwischen dem Kaiser und Reiche Anlaß. Endlich entzündete sich in Böhmen das Feuer einer öffentlichen Unruhe, und breitete sich nach und nach unter den vorher beschriebenen Umständen, allenthalben aus.

Die Protestanten in Böhmen, welche es in dem Eifer für ihre Religion allen zuvorthaten, erregten im Jahre 1718 einen öffentlich Aufstand. Ihre Freyheit war auf das genaueste mit der Religion verbunden, die Furcht für die Regierung Ferdinands, eines den Jesuiten ergebnen Prinzen, groß, der Geist der Kühnheit ausgebreitet, die Entrüstung über einige Beeinträchtigungen der Katholicken hitzig; und es fehlte zum Aufruhre nichts, als der Muth eines so entschlossenen Anführers, als der Graf von Thurn war. Der Kaiser Matthias starb unter dem Anfange der Zerrüttungen in Böhmen: sein Nachfolger, der Kaiser Ferdinand, bemühte sich vergebens Frieden zu stiften, da er keine Vorschläge that, sondern blos ermahnte. Die mißvergnügten Böhmen erkannten ihn nicht

als

als ihren König; sie erwählten, nach einigen Berathschlagungen, den Churfürsten von der Pfalz zu ihren König. Dieser Prinz war das Haupt der evangelischen Union; und eben deswegen am wenigsten fähig die Krone von Böhmen zu behaupten. Die Eifersucht andrer evangelischer Fürsten, machte ihm seine Absichten schwer; und die ganze katholische Welt muste alles thun, um ein Königreich, wie Böhmen, nicht in protestantische Hände kommen zu lassen. Friedrich selbst bebte anfänglich vor diesen Schwierigkeiten zurück, er verbat die angetragne Krone. Aber der Glanz davon, und besonders das Zureden seiner Gemahlin, die eine Prinzeßin des Königs von England war, überwand endlich seine Furcht. Man kan behaupten, wenn man erwägt, daß diese Prinzeßin im Grunde die Bewegursache zur Annehmung der böhmischen Krone war, daß der dreyßigjährige Krieg von einer Dame herrühre, so wie von vielen der grösten Revolutionen in der Welt ein gleiches gesagt werden kann.

Friedrich kam nach Böhmen und ließ sich in Prag krönen. Er ging der kaiserlichen Armee entgegen, und wurde am achten November 1620, auf dem weisen Berge bey Prag gänzlich geschlagen; seiner Krone beraubt, und von allen verlassen. Er gieng nach Schlesien, und wanderte von dort nach Holland. Dieses alles erfolgte in wenig Wochen hintereinander.

Man erzehlt, daß schon damals der Herzog Christian nach Böhmen gekommen sey, und dem Churfürsten Friedrich, alle seine Kräfte zum Beystand angeboten habe. Er soll den Churfürsten Friedrich auf

der Jagd angetroffen, und der Gemahlin desselben versprochen haben, nicht eher zu ruhen, bis sie ihre Endzwecke erfüllt hätten. Man irrt hierbey in Absicht der Zeit: Christian kam nie nach Böhmen, er sah die Churfürstin in Holland, und wir werden in der Folge die Umstände dabey erzehlen.

Durch die Schlacht bey Prag wurde Böhmen zum Gehorsam gebracht; aber ganz Deutschland und halb Europa gerieth in Bewegung. Man merkte bald, daß die kaiserlichen Absichten auf die eigenthümlichen Länder des Churfürsten Friedrichs gingen. Man wollte nicht, daß er diese verliehren sollte, ob man gleich gewollt hatte, daß er Böhmen nicht behaupten sollte. Der Churfürst Friedrich wurde in die Acht erklärt, die Protestanten in Böhmen verfolgt, ein spanisches Heer unter den Befehlen des Generals Spinola näherte sich der Unterpfalz, und die kaiserliche Armee wurde täglich vermehrt.

Die Protestanten in Deutschland fingen an für ihre Freyheit zu zittern; die vorige immer vermehrte Eifersucht wurde noch grösser, man hielt verschiedne Zusammenkünfte der evangelischen Stände, auf denen doch die wenigsten erschienen, und die Zerrüttung breitete sich aus. Alle Fürsten waren in Verlegenheit, und keiner ergrif Mittel sich daraus zu reissen. Chursachsen brachte die Lausitz zum Gehorsam, und war mit dem Kaiser in Bunde. Niedersachsen gerieth in Furcht. Die Herzoge von Braunschweig, Friedrich Ulrich, und Christian, beschwerten sich. Der Churfürst von Sachsen entschuldigte sich in einer eben so weitläuftigen, als zweydeutigen Antwort. Die

spanischen Kriegsheere drangen unter dem Spinola in die Unterpfalz ein, und begingen an den Protestanten grosse Grausamkeiten, und eben diese Religionsverwandte wurden aus Böhmen verjagt, ihre Güter eingezogen, und ihr Anführer hingerichtet, ob gleich die Todesstrafe der Rebellen gerecht war, wenn nur die Protestanten überhaupt, dabey nicht hätten leiden müssen. Der Churfürst Friedrich hatte nicht Freunde genug gehabt, Böhmen zu behaupten, aber er hatte deren genug, um sein Unglück zu einer Religionssache zu machen. Man kannte den Eifer des Kaisers Ferdinand für die katholische Religion, man wußte, wie sehr ihn die Jesuiten leiteten: man fürchtete sich, aber man that nichts.

Unter diesen Umständen wagte es der Herzog Christian, öffentlich Parthey zu nehmen. Er hatte schon, mit dem Könige von Dänemark in Verbindung, wegen der Einnahme der Pfalz sich bey dem Kaiser beschwert, und an den spanischen General Spinola, welcher sich bis über den Rhein ausbreitete, in drohenden Ausdrücken geschrieben. Er wollte nicht seine Drohungen lassen leere Worte seyn. Er war ein Prinz von zwey und zwanzig Jahren, voll Muths und voller Kühnheit; im kurzen hatte er ein beträchtliches Korps Truppen beysammen — denn Unruhe und Mangel machte itzt allenthalben Soldaten — mit diesem Korps wollte er, im October 1621, durch Hessen zu dem heldenmüthigen Grafen von Mansfeld stossen, welcher allein, in der Pfalz der Menge der Feinde Widerstand geleistet hatte, und noch immer in den Waffen und fürchterlich blieb.

Es wird hier nicht unschicklich seyn, den Charackter und die Schicksale dieses Feldherrn, welcher mit dem Herzoge Christian, von dieser Zeit an, verbunden wurde, kürzlich zu schildern. Beyder Schicksale waren in der Folge gleich.

Der Graf von Mansfeld war ein natürlicher Sohn des Grafen Peter Ernst von Mansfeld, der Gouverneur von Flandern und dem Herzogthume Luxemburg war. Er diente anfänglich dem Hause Oesterreich. Er bewieß sich in Ungarn unter seinem Bruder Carl, und in Elsas unter dem Erzherzoge Leopold, als ein braver Officier. Er begab sich hierauf bey dem Herzoge von Savoyen in Dienste, und that sich in dem Kriege des Herzogs, mit Spanien wegen Mailands, ungemein hervor. Seine Dienste waren so wohl belohnt worden, daß er mit 2000 Mann eignen Soldaten nach Deutschland zurück gehen konte. Er suchte nunmehr in Sold zu treten, und wählte endlich die protestantische Union, welcher er seine Dienste anbot. Sie empfing ihn mit Dankbarkeit, und sendete ihn nach Böhmen. Hier unterstützte er, mit immer verstärkten Truppen, die Mißvergnügten, und den Churfürsten von der Pfalz. Die erste wichtige Unternehmung von ihm, war die Eroberung von Pilsen, einer der schönsten und wichtigsten Städte in Böhmen, und welche so fest war, daß sie Ziska im Jahr 1423 zehn Monate lang mit seiner ganzen Macht vergeblich belagert hatte. Der Reichthum, welchen die Katholiken in dieser Stadt, zur Verwahrung, aufgehäuft hatten, die gute Besatzung darinnen, die verzweifelte Gegenwehr, und die Lage der

Stadt

Stadt selbst machten diese Eroberung zu einer der allerwichtigsten. Der Graf von Mansfeld machte dadurch ganz Böhmen den Landesständen unterwürfig, denn Prag war schon in ihrer Gewalt.

Bald darauf wurde er von dem österreichischen Feldherrn, dem Grafen Bucquoi überfallen, und verlohr viel Volk, da eben der gröste Theil des Heeres der Mißvergnügten, gegen Wien gegangen war. Er rettete sich aber nach Prag und hielt den Bucquoi von der Annäherung zu dieser Hauptstadt ab.

Da der Churfürst von der Pfalz als neuer König in Böhmen ankam, streifte er mit seinen Truppen herum, und reinigte die Wege von Feinden. Bald darauf wurde er der gröste Feldherr der königlichen Parthey. Friedrich gab weder ihm, noch dem Grafen von Thurn, sondern dem Fürsten von Anhalt das Obercommando der Armee: dieses beleidigte den Grafen von Mansfeld. Gleichwol unterließ er keine seiner kriegerischen Schuldigkeiten, und hatte, weil er nur Unterbefehlshaber war, destoweniger Schuld an der unglücklichen Schlacht auf dem weisen Berge bey Prag. Er erhielt sich allein, da alles aus Böhmen entfloh, noch eine Zeitlang in diesem Königreiche. Immer blieb er der protestantischen Parthey und dem Churfürsten Friedrich ergeben, ob ihn gleich der kaiserliche Hof abwendig zu machen suchte und als Vorstellungen nichts halfen, mit der Reichsacht bedrohte, welche auch hernach erfolgte, und so oft man von seiner Tapferkeit neuen wichtigen Schaden erlitt, immer wiederhohlt wurde.

Als

Als alles den Churfürsten verließ, und alle Macht der Kaiserlichen, und ein starkes Heer von Spaniern in die Pfalz eindrang, so war der Graf von Mansfeld kühn genug, die Oberpfalz in Vertheidigung zu nehmen. Der Feldmarschall Tilly zog ihm beständig nach, beobachtete ihn beständig, und wagte es nie, ihn, so viel schwächer er auch war, förmlich anzugreifen. Unterdessen zog der Herzog von Bayern, welchem der Kaiser den Besitz der Pfalz versprochen, auch von einer andern Seite auf ihn loß. Noch immer half sich der tapfre und weise Graf durch gute Verschanzungen, durch vortheilhafte Lager, bald durch List, bald durch Muth. Aber die schüchternen Stände der Provinz, die er vertheidigen wollte, verliessen ihn selbst, und ergaben sich dem Herzog von Bayern. Itzt befand sich der Graf in der äussersten Gefahr, ohne Hülfe, ohne Lebensmittel, ohne sichre Zuflucht. In dieser Provinz zu bleiben, war so viel, als verhungern zu wollen: sich im Angesichte der vereinigten Macht der Feinde zurückzuziehen, war so viel, als der vollkommensten Niederlage entgegen zu gehn.

Nun muste ihm die List helfen, und das Genie der Erfindung. Er stellte sich, als wenn er die Parthey des Churfürsten verlassen, und mit dem Kaiser sich aussöhnen wollte. Man nahm dieses Anerbieten gern an; denn man ehrte die Tapferkeit aus Furcht. Mann wollte sich von dem gefährlichsten Manne im ganzen Kriege befreyen. Der Graf entwarf die Artikel zum Vergleich, und fing an zu unterhandeln: indessen verlangte er Lebensmittel und Geld, um seine Truppen zu bezahlen: er erhielt beydes. Itzt zog er

die Unterhandlungen etwas auf, und wußte dennoch den Feind in Sicherheit zu erhalten. Diese machte er sich zunutze, brach in der Stille mit seinem Lager auf, und zog den Feinden eilig davon. Er hatte einen so starken Marsch voraus gewonnen, daß er nicht verfolgt werden konnte. Man unterlies nicht, diese List auf Kosten der Ehrlichkeit zu tadeln, und den Grafen darüber zu verunehren: aber man bedachte nicht, zu welcher Zeit dieses geschehen war, und daß der Graf noch unterhandelt, und nichts gewisses versprochen hatte.

Der Graf von Mansfeld machte seine Ankunft in der Unterpfalz, jenseits des Rheins, bald durch Eroberung verschiedner Städte bekannt. Der spanische General Gonsalez de Cordua, welcher eben Frankenthal belagerte, und mit den Vorbereitungen zu einem Sturme schon sehr weit gekommen war, erschrack bey Annäherung des Grafens von Mansfeld so sehr, daß er die Belagerung aufhob, und sich zurück zog. Der Graf verfolgte ihn, und trieb ihn immer vor sich her. Tilly ging nun auf den Grafen von Mansfeld loß: aber dieser zog sich glücklich zwischen beyden feindlichen Heeren durch, und drang in das Bisthum Speyer ein, welches er in der Eile und Hitze verwüstete, aber doch bald wieder verließ, da die österreichische Macht auf ihn zukam. Er ging bey Manheim über eine in der Eil verfertigte Brücke, und suchte sich aufs neue in der Pfalz fest zu setzen.

Unter diesen Umständen, eben als der Graf von Mansfeld in dem Bisthum Speyer stand, suchte Herzog Christian, dessen Leben wir erzehlen, sich mit ihm

zu

zu vereinigen, wurde aber durch den Rückzug des Grafens an diesem Vorhaben voritzt gehindert.

So lange der Churfürst Friedrich Böhmen zu erobern suchte, versagte ihm Herzog Christian den Beystand: er hielt die Sache für ungerecht. So bald der Kaiser das Churfürstenthum Friedrichs, die Pfalz, erobern wollte, erklärte er sich für Friedrich; er hielte diese Sache für gerecht. Itzt beeiferte er sich, dem unglücklichen Fürsten sein Land wieder zu verschaffen, und die Protestanten, welche allenthalben gedrückt wurden, mit den Waffen zu beschützen.

Ehe er öffentlich die Waffen ergrif, gieng er nach Holland, und sprach den Churfürsten Friedrich zu Haag. Dahin war der vertriebne Prinz geflüchtet, und erwartete Hülfe von seinem Schwiegervater, dem Könige von England, die immer versprochen wurde, und nie ankam.

Man erzehlt hiebey eine Anecdote. Herzog Christian wurde durch die wehmüthigen Klagen der Churfürstin, der Gemahlin Friedrichs, gerührt. Er ergrif einen von ihren Handschuhen, oder zog ihn von ihrer Hand, steckte ihn auf seinen Hut, und betheuerte, daß er sich seiner Verbindlichkeit daran täglich erinnern wollte, und nicht eher ruhen würde, bis die Pfalz ihrem Herrn wiedergegeben sey. Diese Galanterie, oder wie man es nennen will, gereicht in jedem Betrachte, dem Herzoge zu keinem Nachtheil. Sie zeugt von der warmen Empfindlichkeit bey der Vorstellung des Unrechts, von einer Rührung des Herzens, die jedem Helden Ehre macht.

Gleich nach der Rückkunft aus Holland, sammelte Herzog Christian ein Heer, welches im kurzen sehr beträchtlich wurde. Mit diesem Heere zog er nach Westphalen über die Weser, und wollte sich den Weg nach der Pfalz zu dem Grafen von Mansfeld mit Gewalt suchen. Es war schon die bequeme Jahrszeit vorbey, aber er ließ sich dadurch nicht abhalten, und rückte im November in die hessendarmstädtischen Länder ein. Von da zog er wieder nach Westphalen und bemächtigte sich der Städte Soest, Lippstadt, Paderborn, Ham und anderer Pässe in den dasigen Gegenden, unter beständigen Gefechten mit den Kaiserlichen.

Die Erscheinung dieses neuen Kriegers, dessen Heer immer mehr anwuchs, beunruhigte sowohl den Kaiser, als ganz Niedersachsen. Der regierende Herzog von Braunschweig, Friedrich Ulrich, hielt es für gefährlich, zu der Parthey seines Bruders zu treten. Er mahnte ihn von dem Kriege gegen die Kaiserlichen ab, und zog einige Truppen zur Beschützung seines Landes zusammen, durch welchen Schritt er seine Neutralität deutlich zeigte.

Indessen erklärte Herzog Christian die Absicht, um derenwillen er die Waffen ergriffen, immer stärker. Den unglücklichen Churfürsten zu dem Besitze der Pfalz zu helfen, die protestantische Religion zu beschützen, und die deutsche Freyheit gegen alle Beeinträchtigungen zu vertheidigen: dieses waren die grossen Endzwecke seiner Unternehmungen. Der Eifer für die Protestanten erzeugte, wie in solchen Fällen allemal, einen heftigen Haß gegen die Katholicken.

Die Bedrückungen, welche sowohl in Böhmen, als allenthalben, wo die kaiserlichen Truppen hinkamen, den Protestanten zugefügt wurden, trieben den Herzog zur Begierde, nach dem Vergeltungsrechte zu handeln. Da er die Geistlichkeit mit Recht, als die vornehmste Ursache der Religionsbedrückungen betrachtete, so war sein Haß gegen dieselbe desto grösser. Man denke sich die Jugend des Prinzen, das Feuer seiner Lebhaftigkeit und die kriegerischen Umstände dazu, so wird man die Härte des Herzogs gegen die katholiche Geistlichkeit, sehr natürlich finden. Ein Hauptumstand dabey war dieser, daß es dem Feldherrn oft an dem erforderlichen Gelde mangelte, seine Soldaten, die sich immer vermehrten, zu bezahlen. Und eben diese Soldaten waren wilde, unkultivirte Leute, voll von Rachbegierde, Religionshaß, und der Disciplin ganz unfähig. War es anders möglich, als daß Ausschweifungen begangen werden musten? Die Kaiserlichen thaten eben dasselbe. Den Enthusiasmus führte das Schwerdt, und es ist seiner Natur eigenthümlich, das Schwerdt mit Wuth zu führen.

Aus diesem wahren Gesichtspunkte muß man die Art und Weise, mit welcher Herzog Christian Krieg führte, betrachten. Man wird alsdenn dasjenige nicht abscheulich finden, was nur hart, aber dabey nothwendig war.

Ueberhaupt wurde der Krieg damals als ein Religionskrieg geführt; und mehr ist nicht nöthig, zu sagen, um ihn als einen erschrecklichen, als einen Krieg, wo alles einander in Gottes Namen plünderte, und todtschlug, zu bezeichnen. Man führte nicht die Waffen,

sen, um Länder zu erobern, man führte sie, um Menschen umzubringen, die nicht einerley für wahr hielten.

Die katholischen Stifter und Güther erfuhren den Eifer des Herzogs Christian am meisten. Er machte daselbst ansehnliche Beute, und zeigte sich als den Feind der Pfaffen, wie er sich auch selbst zu nennen pflegte. In Paderborn erklärte er sich auf eine sonderbare Art als einen solchen.

Er fand zu Paderborn einen grossen Schatz an altem Gelde. In der Domkirche stand die Statue des heiligen Liborius, von purem Golde, und um ihn herum die zwölf Apostel von Silber. Man erzählt, daß der Herzog, als er diese erblickt, gesagt habe: Was machet ihr hier? Ich dachte, es stünde geschrieben gehet hin in alle Welt. Doch, ich will euch hineinschicken. Er ließ hierauf von diesen Schätzen jene bekannte Art von Münzen prägen, auf welchen er sich, Gottes Freund, der Pfaffen Feind, nannte. Die goldnen Münzen, welche übrigens mit denen von Silber von gleicher Art seyn, und einen Doppeldukaten am Werthe betragen sollen, habe ich nie gesehen. Nach dem Urtheile eines in diesem Fache ungemeinen Kenners, muß man sowohl an der Existenz dieser goldnen Münzen, als daran zweifeln, daß der heilige Liborius von Golde gewesen. Einige behaupten, daß der hilige Liborius zu Paderborn, und von Gold 80 Pfund schwer, die zwölf Apostel aber von Silber, und zu Münster gewesen. Von den silbernen Thalern habe ich alle drey Arten, welche vorhanden sind, in der schönen Münzsammlung meines Freundes, des Herrn Hofrath Beireis gesehn. Die

eine zeigt auf der ersten Seite einen geharnischten aus den Wolken hervorragenden Arm, welcher ein blosses Schwerdt hält, und in der Umschrift: TOVT. AVEC DIEV. 1622. auf der andern Seite steht, an statt des Bildnisses; GOTTES FREVNDT. DER PFAFFEN FEINDT, und in der Umschrift: CHRISTIAN HERTZ. ZV BRAVNSCHW. V. LVNENB. *. Sie wiegt zwey Loth und eilf Gran. Die zweyte Art dieser Münze ist der ersten völlig gleich, wiegt aber nur zwey Loth weniger sieben Gran, und ist wegen des sehr sichtbaren Stempelrisses merkwürdig. Die dritte Münze unterscheidet sich von den beyden ersten durch eine Bischofsmütze, welche durch die Spitze des blossen Schwerdtes durchspießt ist und an dieser Spitze steckt. Diese wiegt zwey Loth weniger funzehn Gran, und scheint ein Nachschlag zu seyn, von dem Herzoge selbst aber nicht herzurühren, wie schon von andern bemerkt worden. Man bemerkt auch leicht einen kleinen Unterschied des Stempels in den Buchstaben, ob sie gleich sonst mit den andern Münzen völlige Aehnlichkeit hat.

Durch die Schätze der katholischen Stifter und Städte bereichert, war die Armee des Herzogs Christian im Stande den Feldzug des Jahrs 1622 mit Nachdruck zu eröfnen. Sie war achttausend Mann zu Fuß, und sechstausend zu Pferde stark. Die Absicht des Herzogs war, sich mit dem Grafen von Mansfeld zu vereinigen, und in die Unterpfalz einzudringen. Er fand aber allenthalben Schwierigkeiten, und ließ daher seine Armee in der Wetterau, in dem Stifte Fulda, und den herumliegenden Gegenden herumstreifen. Die

Menge seiner Truppen wurde ihm selbst zur Last, und er muste sie Ausschweifungen begehen lassen, weil er nicht Unterhalt genug fand. Allein eben diese Menge war gleichwol nöthig, wenn er etwas Wichtiges ausführen wollte. Bey solchen Umständen konnte das Plündern verschiedner katholischer Oerter, und der Städte, die den Eingang versagten, und viele andre Gewaltthätigkeiten, nicht vermieden werden.

Indem der Herzog mit seiner Armee also herumstreifte, und Gelegenheit etwas Grosses auszuführen suchte, gewannen die Umstände des Churfürsten von der Pfalz ein gutes Ansehn. Er kam selbst aus Holland in Deutschland an. Seine Ankunft war höchst nöthig: denn eben war der Graf von Mansfeld, welcher von allen verlassen, und mit der ganzen Macht des Generals Tilly umringt, einsah, wie unmöglich es sey, etwas auszurichten, unentschlossen und wankend geworden. Gleichwol hatte man noch so viel Furcht für ihn gehabt, daß die Erzherzogin Infantin, ihm — der doppelt in die Acht erklärt war — sehr schmeichlerische Anerbietungen thun ließ, wenn er die Parthey des Churfürsten verlassen wollte. Er speißte eben mit dem Abgesandten dieser Prinzeßin, als er die Nachricht erhielt, daß der Churfürst von der Pfalz selbst angekommen wäre. Sogleich ergrif er das Weinglas, und trank auf die Gesundheit des Churfürsten, brach alle Unterhandlung ab, und zeigte bald darauf den Gesandten dem Churfürsten. Um dieselbe Zeit erschien der Markgraf von Badendurlach mit einer Armee von 30,000 Mann im Felde, die Protestanten und den Churfürsten von der Pfalz zu vertheidigen. Der Graf

von Mansfeld schlug zwar den kaiserlichen General Tilly, in der Gegend bey Wiesenloch, aber dieser schlug dafür kurze Zeit darauf den Markgrafen von Badendurlach. Indessen befreyte der Graf von Mansfeld die Stadt Hagenau, welche von einer ganzen Armee, unter den Befehlen des Erzherzogs Leopold, belagert wurde. Das Schrecken gieng vor ihm her; tausend Croaten wurden niedergehauen, und das ganze kaiserliche Heer in Unordnung gebracht und zerstreut. Dem Kaiser wurde darüber so bange, daß er durch den Grafen von Khevenhüller bey dem Könige von Spanien um schleunige neue Hülfe bitten ließ. Ohne den Grafen von Mansfeld, war der Churfürst immer unglücklich, durch ihn war er glücklich, und furchtbar. Er bemühte sich die Pfalz von neuem zu erobern, verlohr aber auf dem Marsche dahin, sehr viel Volk, da ihm der General Tilly in den Hintertrupp fiel, und in einem hitzigen Gefechte 2000 Mann tödtete, und viele gefangen bekam. Durch diesen Verlust, und denjenigen, welchen der Markgraf von Badendurlach erlitten, war der Churfürst so geschwächt, daß er ohne Beystand des Herzogs Christian nicht Hofnung haben konte, die Pfalz zu erobern; er bat den Herzog, sich mit ihm zu vereinigen, und erwartete ihn mit Ungeduld.

Indessen hatte der Herzog Christian beständig mit einem Heere unter dem Grafen von Anhalt zu thun gehabt, und sich gegen dasselbe zu erhalten gewußt. Bald darauf stieß ein spanisches Heer zu dem Heere des Grafen; und diese überlegne Macht wagte es doch nicht den Herzog von Braunschweig anzugreifen: welcher unter einzelnen Gefechten fortfuhr Oerter weg-

zunehmen, und die katholische Geistlichkeit zu züchtigen. An den Bischof zu Würzburg und Bamberg schrieb er: „er solle sein Kriegsvolk von der kaiserlichen Armee zurückrufen, oder die Rache der Protestanten erwarten, es sey ungerecht gewesen, daß der Churfürst von der Pfalz hätte wollen böhmischer König werden, aber itzt sey es wieder eben so ungerecht, daß man dem Churfürsten sein Land, die Pfalz, nehmen wolle. Es sey alles blos auf Unterdrückung der deutschen Freyheit, und Errichtung einer allgemeinen Monarchie abgesehen. Man wolle die verfluchte spanische Inquisition einführen. Er, der Bischof solle, als ein Magister artium ja wohl wissen, daß solche Grausamkeiten, wie die katholischen Heere an unschuldigen Personen, Weibern und Kindern ausübten, selbst bey den Heyden nicht erhört und unverantwortlich wären, er solle eine runde Antwort durch den abgefertigten Courier geben, ob er die kaiserliche Parthey verlassen wolle oder nicht. —„ Der Bischof antwortete trotzig, und war es denn nun, nach allem Kriegsgebrauche, grausam gehandelt, wenn der Herzog darüber aufgebracht wurde, und sein Land verwüstete? Auf ähnliche Art hat man dem Herzoge so oft, in der Geschichte, Unrecht gethan.

Tilly hatte kaum Nachricht bekommen, daß der Herzog von Braunschweig sich mit dem Churfürsten von der Pfalz zu vereinigen suchte, als er selbst gegen den Herzog aufbrach, sich mit dem spanischen Generale Gonsalez de Cordua, mit dem er, aus Eifersucht, sonst nie verbunden seyn wollte, vereinigte, und mit diesem doppelten Heere, und noch demjenigen dazu, welches

der Graf von Anhalt commandirte, den Herzog Christian, anzugreifen beschloß.

Dieser hatte sich eben dem Mayne genähert, und die Stadt Höchst, dem Churfürsten von Maynz gehörig, eingenommen, als er die überlegne Macht der kaiserlichen Heere auf sich zu kommen sah. Einige Schriftsteller erzehlen, daß seine Armee 20,000 Mann stark, und die Kaiserliche nicht viel stärker gewesen sey. Es ist dieses offenbar unrichtig, man kann die herzogliche Armee nicht höher, als etwa 10,000 Mann rechnen, wenn man bedenkt, daß sie noch dazu einen beträchtlichen Verlust unter dem Grafen von Styrum, von einem Angriffe des Grafens von Anhalt, erlitten hatte. Ueberdem hatte sie nicht mehr als drey Kanonen, von welchen noch zwey sogleich unbrauchbar wurden: die kaiserlichen Truppen hatten sechs und dreißig Kanonen. In solchem Verhältnisse erfolgte das Treffen bey Höchst.

Herzog Christian hatte bey seinem Heere einen Führer, einen Herrn von Fleckenstein, welchen ihm der Markgraf von Badendurlach zugesendet hatte. Dieser rieth, keine Schlacht mit den Kaiserlichen zu wagen. Der Herzog ließ bey Höchst eine Brücke über den Mayn schlagen, und entschloß sich mit dem Feinde zu schlagen, von dem er bey einem Rückzuge doch sehr viel hätte leiden müssen. Die einzelnen Umstände des Treffens werden von den Schriftstellern verschieden erzehlt. Nach dem einem Berichte, ließ der Graf Tilly die Zugänge zu der Brücke besetzen, und die herzogliche Armee gerieth unter einigen an verschiednen Orten vorfallenden Scharmützeln, sehr

bald in eine allgemeine Unordnung. Nach andern aber ließ er anfänglich seine Kanonen wircken, und trieb hernach unter dem heftigsten Widerstande die Gegner durch fünf Angriffe von dem Schlachtfelde. Das Gefechte dauerte über vier Stunden. Wenn dieses gegründet ist, so ist es nicht möglich, daß nur 35 Soldaten von den Kaiserlichen getödtet wurden, wie doch einige erzehlen. Soviel ist gewiß, daß die herzoglichen Truppen sich in einem Dorfe hinter einigen Verschanzungen tapfer wehrten, aber durch die Ueberlegenheit des Feindes, welcher von verschiednen Seiten zugleich angrif, zurück getrieben wurden, und dadurch entstand sogleich eine allgemeine Verwirrung. Der Herzog war nicht mehr fähig, seine Truppen in Ordnung zu bringen, und rettete sich auf einem Fischerkahne über den Mayn. Das Gedränge über die geschlagne Brücke war so groß, daß eine grosse Menge und einige der vornehmsten Officier, dabey umkamen. Sehr viele ersoffen; die meisten warfen die Waffen weg, um leichter fort zu kommen. Die herzogliche Armee erlitte eine grosse Niederlage in diesem Treffen, welches am 10ten Junius 1622 vorfiel.

Der General Tilly, traute der so eilfertigen Flucht nicht, und glaubte, man wolle ihn dadurch nur an einen unbequemen Ort hinlocken. Dieses Mißtrauen rettete noch viel Volk. Die Kaiserlichen verfolgten erst nach einiger Zeit die Flüchtigen, da sie schon sehr weit voraus waren. Gleichwohl wurde noch unter den Nachtruppen an der Brücke über den Mayn, eine grosse Niederlage angerichtet. Man kann den Verlust der herzoglichen Truppen durchaus nicht mit

Gewis-

Gewisheit bestimmen, aber er war beträchtlich, und kostete über fünftausend Mann.

Der gröste Theil der Truppen hatte sich verlaufen. Herzog Christian eilte, in Begleitung von sechzig Mann, nach Mannheim, wo er zwey Tage nach der Schlacht, zu Mittage ankam. Sein Schicksal bey Höchst hatte die Hofnungen des Churfürsten von der Pfalz ganz zu Grunde gerichtet. Alle drey Armeen die für Friedrichen fochten, waren geschlagen, zerstreut, geschwächt. Der Ueberrest war unvermögend den Feinden Widerstand zu leisten: am wenigsten konnte er die Pfalz erobern, und die Plätze, die noch nicht in kaiserlicher Gewalt sich befanden, beschützen.

Friedrich ging also aus seinem Lande wieder fort, nachdem er sich mit seiner Armee nur darinnen umgesehen hatte. Der Rückzug geschahe, auf Anrathen des Grafen von Mansfeld, nach Elsaß, in welchem Lande der Graf für sich selbst einige Plätze erobern, und hernach bey einer Unterhandlung, zu seinem Eigenthume zu machen sich vorgenommen hatte. Diese Hofnung wurde sehr bald betrogen.

Der Schwiegervater des Churfürsten, der König von England, hielt um eben die Zeit, als er seinen Schwiegersohn zu vertheidigen drohte, und für ihn Unterhandlungen bey dessen Feinden, dem österreichischen und spanischen Hofe pflegen ließ, um die spanische Infantin für seinen Kronprinzen an. Vielleicht glaubte er dadurch, nach der ihm eignen spitzfündigen, aber fast immer verfehlten Politick, die Umstände des Churfürsten angenehmer zu machen. Spanien rieth auch

wirk-

wirklich um diese Zeit dem Kaiser ab, den Herzog von Bayern mit der Pfalz zu belehnen, und drohte so gar, wenn aus dieser unzeitigen Strenge üble Folgen entstünden, mit seinen Truppen keinen Beystand zu leisten. Allein der Kaiser blieb bey seinem Vorsatze; und die Vermählung des englischen Kronprinzen und der spanischen Infantin, zerschlug sich. Der Prinz war umsonst selbst zu Madrit gewesen, und die beyden Minister, Buckingham und Olivarez, hatten persönliche Feindschaft wider einander bekommen, weil beyde gleich stolz waren. Diese Feindschaft wurde auf Unkosten des Prinzen geführt, welcher mit Unwillen nach England, ohne Braut, zurückreißte. Gleichwohl that Jakob für seinen Schwiegersohn nichts wirksames, sondern setzte nur immer seine Unterhandlungen fort, welche einen Convent zu Brüssel veranlaßten, auf den auch der König von Dänemark seinen Gesandten schickte, und für den Churfürsten von der Pfalz sein Ansehn verwandte.

Bey diesen Unterhandlung war immer der erste und gröste Vorwurf des Kaisers, daß der Churfürst ja noch immer in den Waffen stünde, und er also keine ernstliche Aussöhnung zu suchen schiene. Man ließ sich hintergehen: der Churfürst wollte öffentlich zeigen, daß er seine Hofnung blos in der Gnade und Grosmuth seines Ueberwinders suchte. Er ließ seine Truppen auseinander gehn: er ertheilte dem Markgrafen von Badendurlach, dem Herzoge Christian von Braunschweig, und dem Grafen von Mansfeld, besondre Verabschiedungen. Er wollte nun Niemanden mehr haben, der für ihn stritte. Er sah bald ein, wie gefährlich ein solcher Schritt sey, und erhielt, wie

in

in solchen Fällen gewöhnlich, um desto weniger seine Hofnung, jemehr er ohne Vertheidigungsmittel war.

Die Heere des Herzogs Christian, und des Grafen von Mansfeld standen beysammen, und ihre Anführer überlegten, was zu thun sey? Die braunschweigische Armee war sechstausend Mann zu Fuß, und zwey und siebenzig Cornetreuter, die mansfeldische achttausend Mann zu Fuß und sechstausend Mann zu Pferde stark. Der Kaiser hatte dem Herzoge schon oft die völlige Aussöhnung versprochen, wenn er nur die Waffen niederlegen wollte. Aber Christian wollte keine andre Aussöhnung und Gnade, als die Wiedereinsetzung des Churfürsten in die Pfalz. Selbst itzt, da der Churfürst seine Hülfe durchaus verbeten, und ihn also ganz von der Pflicht seiner Versprechungen befreyt hatte, wollte er doch nicht die Aussöhnung mit dem Kaiser, welcher die Protestanten so bedrücken ließ. Hingegen der Graf von Mansfeld spielte die Rolle der Politick. Er schrieb an den General Tilly, und bot seine Dienste dem Kaiser an. Inzwischen trat er auch mit andern Höfen in Unterhandlung, und es ist bis zum Erstaunen sonderbar, daß vier Monarchen sich um die Dienste eines Generals bewarben, welcher nichts als seine Tapferkeit besaß, und deswegen von allen gefürchtet wurde. Er unterhandelte mit Spanien, mit, dem Kaiser, mit dem Könige von England, mit Frankreich. Die Holländer verlangten seine Dienste: die Republik Venedig bot ihm das Generalcommando ihrer sämtlichen Truppen an: und der Herzog von Bouillon ladete ihn ein, in Frankreich der Parthey der Reformirten wieder aufzuhelfen, welche in dem Kriege

wider

wider den König ihrem Falle nahe gekommen war. Der Herzog von Braunschweig, welcher an diesen Unterhandlungen Antheil nahm, war der kaiserlichen und spanischen Parthey am abgeneigtesten; daher die Unterhandlung mit diesen beyden Mächten am ersten aufhörte.

Beyde Feldherren zogen aus Elsaß in die Bisthümer Metz und Verdün, wo sie, weil ihre Soldaten nicht bezahlt werden konnten, alle Ausschweifungen gestatten mußten. Indessen spielten sie einen Streich, der sie einigermassen aus dieser Verlegenheit riß. Sie liessen sich mit dem Herzoge von Bouillon ganz öffentlich in Traktaten ein, um für die Parthey der Protestanten in Franckreich zu fechten. Der König befand sich eben ganz am Ende seines Reichs, in Languedoc. Man befürchtete zu Paris alles von der Entschlossenheit des Herzogs und des Grafen. Man trug ihnen von Paris die königlichen Dienste an, und sendete einen Abgesandten an den Grafen von Mansfeld. Dieser gebrauchte seine gewöhnliche Kunst und fieng an zu unterhandeln; unterdessen muste man seine Heere mit Brod und Proviant versorgen. Er erklärte sich dem Könige von Frankrtich zu dienen, wenn ihm der König 200,000 Thaler auszahlen liesse, um den übrigen Truppen den Abschied zu geben. Ueberdiß begehrte er die Würde eines Marschalls von Frankreich, und einen Strich Landes in der Gegend von Paris, Monterau, der französische Gesandte benahm ihm nicht alle Hofnung; und der Graf zog mit Fleiß die Traktaten in die Länge.

Der

Der muntre unruhige Herzog Christian wurde des langen Zauderns überdrüßig, und zog mit seinen Truppen nach Sedan, wo der Churfürst von der Pfalz bey dem Herzoge von Bouillon sich eben befand. Er bot den Holländern seine Dienste an. Der Graf von Mansfeld folgte dem Beyspiele, sobald er seine Endzwecke erreicht hatte. Er war so glücklich gewesen, daß er seine zu Muson versetzte Artillerie wieder hatte einlösen, und seine Truppen mit Unterhalt versorgen können. Er brach die Unterhandlung mit Frankreich, die er nur aus List unternommen hatte, auf einmal ab, und zog nach Sedan, wo er sich wieder mit dem Herzoge von Braunschweig vereinigte, und mit ihm zugleich auf drey Monate in holländische Dienste trat.

Inzwischen hatte sich der spanische General Gonsalez de Cordua, mit einer starken Macht in das Herzogthum Luxemburg gezogen, und war entschlossen dem protestantischen Heere, den Marsch nach Holland zu vereiteln. Der Herog und der Graf zogen sich, unter beständiger Erwartung der Feinde nach dem Luxemburgischen, und von da weiter nach Holland. Don Cordua hatte sich in die Grafschaft Namur gezogen.

Als Herzog Christian, und der Graf von Mansfeld bey Fleury ohnweit Namur ankamen, fanden sie die spanische und kaiserliche Armee hinter einem Berge in voller Schlachtordnung haltend. Die protestantischen Völker waren von dem Marsche ermattet, fast in zehn Wochen unter kein Dach gekommen, seit vierzehn Tagen hatten sie schon Mangel am Brod gehabt und viele waren krank. Gleichwol wagten sie es,

mit dem General de Cordua zu schlagen, die Noth drang, sie musten angreifen, oder wurden auf dem Marsche angegriffen.

Das Treffen bey Fleury erfolgte am 9ten August (1622) und wurde eines der hitzigsten im ganzen Kriege. Die Protestanten übertrafen alle Erwartung des spanischen Generals, und fochten fünf Stunden hindurch mit der grösten Hartnäckigkeit. Keine Parthey erhielt den Sieg, und beyde schrieben sich den Sieg zu, wie es bey solchen Fällen allemal geschieht. Die Spanier verlohren über vier tausend Mann, und zogen sich zurück. Weil sie aber eine Fahne erbeutet, und ein paar Gefangne gemacht hatten, so behaupteten sie allenthalben, daß sie den Sieg davon getragen hätten. Da die Relationen der Katholicken viel mehr ausgebreitet wurden, als der Protestanten ihre, so haben auch die meisten Schriftsteller, die diesen Relationen trauten, den Spaniern und Kaiserlichen den Sieg zugeschrieben, ohnerachtet diese es für ihr gröstes Glück hielten, daß sie von der protestantischen Armee nicht verfolgt wurden, da sie sich zurück zogen. Allein der Herzog und der Graf, suchten durch dieses Treffen keinen andern Vortheil, als den Weg nach Holland zu gewinnen, und diesen erlangten sie vollkommen. Hätten die Spanier, nach ihrem Vorgeben gesiegt, wie war es möglich, daß sie die protestantische Armee durch den besetzten Paß durchliessen, und ihren Mnrsch nach Holland nicht weiter hinderten?

In dieser Schlacht that sich die Tapferkeit des Herzogs Christian unbeschreiblich hervor. Er scheuete

keine Gefahr, und fochte wie ein gemeiner Soldat. Er führte die Truppen fünfmahl zum Angriffe, und wurde dabey in den linken Arm mit einer Musketenkugel verwundet. Er achtete dieses nicht, und verließ das Schlachtfeld nicht eher, bis die Feinde sich zurückzogen. Diese Hitze und Vernachläßigung der Wunde wurde ihm gefährlich. Er muste sich den verwundeten linken Arm abnehmen lassen. Obgleich dieses mit Lebensgefahr und den empfindlichsten Schmerzen geschahe, so betrug er sich doch dabey mit einem sonderbaren Heroisinus. Er ließ während der Operation die Trompeten und Paucken rühren, und unter diesem kriegrischen Getümmel sich den Arm ablösen, und an dessen Statt sich einen silbernen Arm anheften, mit welchem er sich soll recht wohl beholfen haben.

Er setzte seinen Marsch mit dem Grafen von Mansfeld nach Breda fort, und da dieser Marsch mitten durch ein feindlich Land geschahe, und unter beständigem Aufpassen der Feinde, so erlangten dadurch beyde protestantischen Generale vor der Welt die Ehre, daß sie zu den grösten Feldherren dieser Zeit gehörten. Ihr Heer war bey der Musterung zu Breda noch etwas über 12,000 Mann stark, so viele auch wegen der geschwinden Märsche und Mangel am Proviante krank geworden waren, oder zurück hatten bleiben müssen.

Ihre Ankunft setzte bey Breda den Prinzen Moritz von Oranien in den Stand den Entsatz der Festung Bergen op Zoom zu wagen, welche Spinola schon lange und heftig belagerte. Der Entsatz gelung, und der grosse General Spinola muste mit dem empfindlichsten Verdrusse die Belagerung aufheben, für deren glückli-

chen Erfolg die Infantin von Spanien die Büssungen einer Franciskanernonne auf einige Zeit übernommen hatte. Spinola hatte gleichwohl zehn tausend Mann vor der Festung verlohren.

Als die gesetzte Zeit von drey Monathen um war, gieng die Armee der beyden protestantischen Generale wieder aus Holland zurück. Man glaubte sie nicht zu nöthig zu haben. Der Graf von Mansfeld zog nach Ostfriesland, und setzte sich hier fest, und erwartete eine gute Gelegenheit. Der Herzog Christian von Braunschweig trennte sich von ihm und gieng nach Westphalen, wo er die Wintermonathe zubrachte, und immer fürchterlich blieb. Er bekam itzt neue Hofnung seinem Vaterlande wesentliche Dienste zu leisten.

Man wurde in Niedersachsen über die Maasregeln des Kaisers immer unruhiger. Im Anfange des Jahrs 1623 hatte der Kaiser dem Herzoge von Bayern die Churpfalz ertheilt, obgleich auf dem Reichstage zu Regensburg, der deswegen hauptsächlich gehalten wurde, nur ein einziger protestantischer Fürst zugegen gewesen war, und selbst dieser, so wie die übrigen protestantischen Fürsten, und sogar verschiedne katholische, diesen Schritt gemisbilligt hatten. Auch Spanien hielt es für unzeitig, des Churfürsten von der Pfalz Länder so gleich zu vergeben. Und obgleich keine Feinde gegen den Kaiser mehr in den Waffen standen, so wurde doch die kaiserliche Armee immer mehr verstärkt. Die Protestanten in Böhmen, in der Pfalz, und an allen Orten, wo kaiserliche Macht war, empfanden die heftigsten Bedrückungen, oder wurden gar verjagt.

Der

Der General Tylli stand mit seiner Arme in Hessen, und drohte dem niedersächsischen Kreise.

Bey solchen Umständen hielten die Niedersächsischen Stände einen Kreistag zu Braunschweig, und beschlossen, sich in Vertheidigung zu setzen. Der König von Dänemark, die Herzoge von Braunschweig, Holstein und Mecklenburg, die Städte Hamburg, Bremen, Lübeck und Lüneburg, wurden einig, eine Armee von 10,000 Mann zu errichten, und mit derselben vor das erste ihre Grenzen zu beschützen, und sich wider jede Gewalt zu wehren. Ueber diese Armee wurde Herzog Christian zum Feldherrn, und überhaupt zum Kreisobersten in Niedersachsen erwehlt.

Er hatte in kurzer Zeit wiederum eine ansehnliche Armee zusammen gebracht, und mit derselben Höxter, Hameln, und Rinteln besetzt. Mit einem Theile davon gieng er in die Stifter Hildesheim und Halberstadt, und kam selbst nach Wolfenbüttel, wo er das ihm angetragne Amt eines Kreisobersten von Niedersachsen persönlich annahm, und einen Revers deswegen an seinen Bruder, den regierenden Herzog, Friedrich Ulrich, übergab, nach welchem er versprach, keinen Fürsten und Stand des Kreises, noch des ganzen Reiches, zu beleidigen, sondern sich blos zu vertheidigen, wenn man Niedersachsen angriffe. Und wenn der niedersächsische Kreis für fremde Truppen sicher wäre, versprach er, sein Heer abzudanken.

Der General Tilly stand mit ohngefähr 20,000 Mann in dem Fürstenthume Hessen, und schien sich den braunschweigischen Grenzen nähern zu wollen.

Aber er wurde bestürzt, als er den muthigen Entschluß von Niedersachsen vernahm.

Ganz Deutschland war itzt in einer kritischen Lage, und alles in Gährung. Fast alle Stände des Reichs wurden über den Kaiser mißvergnügt, als er die Chur Pfalz dem Herzoge von Bayern, ohne gehörige Beystimmung des Reichs, ertheilt hatte. Das Beyspiel von Niedersachsen war ein übler Vorbote gleicher Folgen von andern Ständen des Reichs. Indem der Kaiser den Krieg in Triumph verwandelt hatte, schein ein neuer ausgebreiteter Krieg zu entstehen. Dieser war nicht so leicht, als der gegen den den Churfürsten von der Pfalz. Ferdinand fieng an Furcht zu schöpfen.

Der regierende Herzog von Braunschweig machte dem Kaiser in höflichen ehrerbietigen Ausdrücken die Entschliessung der niedersächsischen Stände bekant. Der Kaiser erbot sich Niedersachsen nicht zu beunruhigen, wenn die Armee abgedankt würde: er gieng noch weiter: er versprach dem Herzoge Christian völlige Verzeihung und Aussöhnung, wenn er die Waffen niederlegen wollte.

Der tapfere und edelmüthige Prinz vergaß hier seine eigne Vortheile, um andern nützlich zu werden. Er erklärte, daß er die angebotene Gnade des Kaisers nicht anders annehmen würde, als wenn der Kaiser zugleich allen, die sich mit ihm verbunden hätten, eine vollkommne Amnestie ertheilte. Ferdinand bewilligte auch dieses. Noch war Herzog Christian nicht zufrieden; er wollte, daß sich die Verzeihung und Gnade des Kaisers auch auf die ganze Armee, und

alle Soldaten, selbst des Kaisers Unterthanen, die bey ihm, dem Herzoge, Dienste genommen hätten, erstrecken sollte. Auch dieses versprach unter einigen Bedingung der milder gewordne Ferdinand. Aber Herzog Christian wollte nicht den Versprechungen trauen: er zögerte mit der Endigung der Unterhandlungen, und wollte vorher abwarten, wohin sich die kaiserliche Armee unter den Befehlen des Generals Tilly wenden würde.

Indessen schlug er sein Hauptquartier zu Nordheim auf. Tilly, welcher ihn genau beobachtete, sendete den Herzog Julius Ernst von Sachsenlauenburg, in die Herrschaft Plesse, um von ihr Besitz zu nehmen. Hier gieng ihm Herzog Christian entgegen, und grief ihn an, und schlug ihn gänzlich. Der Herzog von Lauenburg verlohr siebenhundert Mann, und alle Bagage, und muste sich mit dem Ueberreste durch die Flucht retten. So empfindlich dieser Verlust dem General Tilly war, so wenig wagte er es, den Herzog von Braunschweig in seinem vortheilhaften Posten anzugreifen.

Tilly bediente sich der Drohungen: er schrieb an den Herzog von Braunschweig, Friedrich Ulrich, daß er, wegen seines Bruders, des Herzogs Christian, sich genöthigt sehen würde, in die braunschweigischen Lande zu rücken. Man hielt wieder einen Kreistag der Niedersachsen zu Lüneburg im Junius dieses Jahrs: (1623.) man traute den kaiserlichen Versicherungen: man bat den Herzog Christian, seine Völker abzudanken, weil er durch deren Gegenwart die kaiserliche Armee nach Niedersachsen ziehen würde. Sein Bru-

der, der regierende Herzog von Braunschweig, und seine Mutter, die verwittwete Herzogin ermahnten ihn zugleich, die Waffen niederzulegen, und dem niedersächsischen Kreise keinen verderblichen Krieg zuzuziehen. Die Stände dieses Kreises hatten wirklich Versicherung von dem Kaiser erhalten, daß er seine Truppen ganz aus ihrer Nähe entfernen würde, wenn sie alle Kriegsrüstungen einstellen wollten. Sie glaubten.

Itzt faßte Herzog Christian einen heldenmüthigen Entschluß. Er klagte in einem Schreiben an die Stände des niedersächsischen Kreises über ihre Unachtsamkeit bey der drohenden Gefahr, die sie so gering schätzten: er stellte ihnen vor, daß es unschicklich sey, die Waffen niederzulegen, indem die Katholischen noch ihr Schwerdt an der Seite hätten, und an statt ihre Heere zu verringern, sie vielmehr immer noch vermehrten: er aber wolle, auf ihr Begehren sie verlassen, und nicht allein von den niedersächsischen Ländern, sondern von dem Gebiete des deutschen Reichs, ganz sich hinweg begeben. Für sich wolle er keinen Theil an den Folgen der katholischen Macht nehmen. Hierauf ging er mit seinem Heer bey Hameln über die Weser, zog sich nach Lippstadt, und entsagte feyerlich, in seinem Hauptquartiere, zu Lemgo, am 18ten Julius (1623) dem Bisthum Halberstadt. Eine Entschliessung, die keiner Lobeserhebung des Geschichtschreibers bedarf!

So bald Tilly dieses erfuhr, nahm er sich vor, den Herzog, welcher seine vortheilhaften Posten verließ, nachzueilen, und mit ihm zu schlagen. Der Herzog begrief sehr leicht, wie unmöglich es für ihn

seyn

seyn würde, auf einem eilfertigen Marsche, mit einem noch ungeübten Kriegsvolke zu siegen. Er vermied daher eine Schlacht, so lange er konnte. Tilly zog ihm in eilfertigen Märschen nach, und hohlte ihn ein, indem er auf eine geschickte Art durch die leichten Truppen beständig Scharmützel halten, und dadurch den Marsch des Herzogs aufhalten ließ. Von einer andern Seite her ließ er den Feldmarschall, Grafen von Anhalt, den Herzog von Braunschweig beunruhigen. Durch diese Kriegskünste erreichte er ihn endlich im Stifte Münster bey der Stadt loo, an der zütphenschen Grenze, am 6ten August.

Herzog Christian sah sich, zu Mittag, von der Menge der Feinde angegriffen. Sie fielen seinen Nachtrupp so heftig an, daß er ganz in Unordnung kam. Noch war er entschlossen eine Schlacht zu vermeiden. Er gieng über einen kleinen Fluß, und ließ den Obersten Kniphausen mit einiger Mannschaft daselbst bleiben, um dem Feinde den Uebergang zu verhindern. Aber der Feind fand durch seine überlegne Macht bald den Uebergang, und richtete neue Verwirrung an. Izt sah sich der Herzog zum Treffen gezwungen. Er stellte seine ungeübten, abgematteten Soldaten in Schlachtordnung, und sein eigner Muth, seine persönliche Tapferkeit theilte den Soldaten insgesamt etwas mit. Sie stritten zwey Stunden lang mit der lebhaftesten Gegenwehr: sie hätten vielleicht gesiegt, wenn sie mit Artillerie genug versehen gewesen wären. Tilly hatte destomehr schweres Geschütz, und durch dasselbe, welches er vortheil-

haft auf eine Anhöhe stellte, überwand er endlich die hartnäckigen Gegner. Die Flucht bey dem heftigen Artilleriefeuer wurde durch die ganze Armee ungestüm, und der Herzog Christian konnte weder durch Bitten, noch Drohen die Flüchtigen mehr zum Stehen bringen. Die Kaiserlichen, die ihnen nacheilten, hatten fast nichts zu thun, als daß sie sie todtschlugen. Besonders richteten die schnellen Croaten eine entsetzliche Niederlage an. Auf der Seite des Herzogs sollen achttausend Mann getödtet und gefangen worden seyn. Unter den letztern befand sich der Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar, Friedrich, Herzog von Altenburg, der Graf von Isenburg, der Rheingraf, Johann Philipp, die Grafen von Löwenstein, Wittgenstein und Schlick. Der Herzog Christian war verwundet, und zog sich mit dem Ueberreste der Truppen nach Ostfriesland zu dem Grafen von Mansfeld, welcher sich bisher immer in Ostfriesland aufgehalten, und aus guten Verschanzungen und vortheilhaften Lagern mit den Holländern in Verbindung und Unterhandlung geblieben war.

Die Niederlage der herzoglichen Armee bey der Stadt Loo war sehr groß. Alle Bagage, Ammunition, Geld, Kriegsbedürfnisse von allen Gattungen, war in die Gewalt der Feinde gerathen. Herzog Christian hatte dieses vorhergesehen, wenn er von dem General Tilly angegriffen werden sollte. Er hatte deswegen drey Kouriers an den Grafen von Mansfeld geschickt, daß er ihm zu Hülfe kommen möchte; allein der Graf hatte ihm geantwortet: daß es

voritzt

voritzt ihm nicht möglich sey, zu Hülfe zu kommen. Er hatte seine sichern Posten mit einem ofnen Schlachtfelde gegen eine überlegne Macht nicht verwechseln wollen.

Man vermuthete in Ostfriesland die Ankunft des Generals Tilly, und der vorsichtige Graf von Mansfeld ließ das Land zwey Meilen um sich herum unter Wasser setzen. Da aber Tilly nicht kam, und die Armee sich in diesem Lande unmöglich länger erhalten konnte, faßten der Herzog von Braunschweig und der Graf von Mansfeld den Entschluß, in das deutsche Reich einen neuen Versuch, mitten im Winter, (im November) zu wagen. Ihre Hofnung wurde durch die Nachricht bestärkt, daß viele kaiserliche Truppen nach Ungarn abgegangen wären.

Beyde Feldherren zogen mit ihren sehr geschwächten Truppen in das Stift Münster, und gegen Osnabrück. Allein die kaiserliche Armee war ihren unregelmäßigen, schlecht besoldeten, Truppen noch weit überlegen, und grief sie in beständigen Scharmützeln an, wobey immer viel eingebüßt wurde. Die Kälte der Jahrszeit, der Mangel an Gelde, und die beständigen Beunruhigungen der Kaiserlichen, wobey sehr viele davon liefen, brachten das Schicksal der protestantischen zwey Feldherren im December dahin, daß sie fast gar kein Heer mehr hatten, und sich mit wenigen Leuten zu entfernen suchen mußten. Der Graf von Mansfeld gieng wieder nach Holland, Herzog Christian von Braunschweig lieh so viel

Geld

Geld von dem Grafen Günther zu Oldenburg, daß er die noch bey ihm gebliebenen Truppen, die er nicht zu brauchen wußte, bezahlen und abdanken konnte. Schon hatte man wiederum ihm stark angelegen, den Krieg, in dem ihm doch alle Mittel zum Glücke benommen wären, zu verlassen. Durch die häufigen unglücklichen Vorfälle mißvergnügt gemacht, gab er nun den Vorstellungen seiner Freunde Gehör. Er begab sich über Delmenhorst, mit funfzig Mann zu Pferde, nach Wolfenbüttel, und hier nahm er die ihm so oft, und itzt von neuen, angebotne kaiserliche Aussöhnung an. Am 6ten Jenner 1624 dankte er alle seine noch übrigen Soldaten ab, und widmete sich der Ruhe, der er doch so wenig gewohnt, als fähig war.

Die Entfernung eines so muthigen Feldherrn vom Kriege eröfnete den österreichischen Absichten neue Wege. Itzt war keine Hindernis für alles, was man unternehmen wollte. Herzog Christian in Ruhe: der Graf von Mansfeld in Holland: der Churfürst von Sachsen durch die Abtretung der Lausitz in das kaiserliche Interesse aufs neue gezogen: der Churfürst von Brandenburg durch das Fürstenthum Cleve, und die Grafschaften Mark und Ravensberg zufrieden gestellt: der niedersächsische Kreis unbewafnet, und in Furcht: die katholischen Stände theils aus Interesse, theils aus Ohnmacht dem Kaiser ergeben; dieß war itzt der glückliche Zustand von Deutschland für den Kaiser Ferdinand — und der unglückliche für die Fürsten.

Der

Der General Tilly gieng nach Elsaß um die Franzosen in Furcht zu setzen: unterwegens bemächtigte er sich der ganzen Markgrafschaft Badendurlach. Nichts stand den kaiserlichen Heeren mehr entgegen; wo sie hinkamen, waren sie Meister, und was sie wollten, nahmen sie ein.

Nur wenige Monathe konte Herzog Christian diesen Umständen zusehen. Er suchte ausserhalb Deutschlands Grenzen Krieg führen zu können, da ihm im Vaterlande die Mittel dazu benommen waren. Er unterhandelte mit Holland, und wurde Befehlshaber über diejenige Reuterey, welche Frankreich Holland zu Hülfe geschickt hatte. Er trat diese Stelle zwar an, aber begab sich hierauf nach England, um dort die Trägheit in Absicht des Churfürsten von der Pfalz zu vertreiben. Ehe er dahin abgieng, entsagte er mit einer grossen Entschlossenheit allen seinen ihm angewiesenen Pertinenzien und Einkünften, welche er in dem Herzogthume Braunschweig, und der Grafschaft Blankenburg hatte.

In England blieb er bis im Februar des folgenden Jahrs 1625. Dieß war die Zeit vieler unnützen Berathschlagungen. Der König Jacob der erste, sahe mit Verdruß, daß er von Spanien in der Heyrath seines Kronprinzen mit der spanischen Infantin hintergangen worden, und ließ dieses alles dem Parlamente bekannt machen, welches den guten König bedauerte, und ihm Hülfe versprach. Allein Jacob war nie entschlossen: bald sprach er von der

Noth-

Nothwendigkeit, dem Churfürsten von der Pfalz Hülfe zu leisten: bald redete er von der siegreichen Macht des Kaisers, und von den Schwierigkeiten sie zu überwinden. Er redete wohl, aber er dachte schlecht: er redete viel, aber er handelte wenig. So war sein ganzes Leben, so sein Betragen in den gegenwärtigen Umständen. Endlich bewegte ihn die muntre Herzhaftigkeit des Herzogs Christian, der ihm immer anlag, thätige Hülfe nach Deutschland zu senden. Der Graf von Mansfeld kam selbst aus Holland nach London, und half dem Herzoge Christian, den unentschloßnen König zur Entschliessung zu bringen.

Itzt kam ein Bündnis zu Stande, welches, wenn die Verbündeten einander aufrichtiger beygestanden hätten, und mit rascher Thätigkeit wirksam gewesen wären, die Häuser Oesterreich und Spanien in Schrecken setzen konnte. Frankreich, Schweden, Venedig, England, die Schweitz, und Dänemark machten mit einander Verbindungen, der fürchterlich anwachsenden österreichischen Macht Grenzen zu setzen. Allein jede von diesen verbündeten Mächten hatte noch besonders ihr eignes Interesse, und dieß verderbte das allgemeine.

Der König von Dänemark bewieß sich am geschäftigsten; sein eigenes Interesse erfoderte dieses: denn da er als Herzog von Holstein selbst ein Reichsstand war, so gieng ihm die Gefahr der österreichischen Macht am nächsten an. Er versprach, selbst an

an der Spitze eines Heeres in Deutschland Krieg zu führen, wenn ihm England unterstützen wollte. Indessen machte er den niedersächsischen Kreis auch immer aufmerksamer, und so wurde er auf einem Kreistage zu Lüneburg im Merz des Jahrs 1625 zum Kreisobersten von Niedersachsen erwählt. England versprach Subsidiengelder und einige Truppen: Frankreich gab Reuterey und einiges Fusvolk.

Ueber dieses französische Korps erhielt der Herzog Christian das Obercommando, und gieng von London nach Frankreich die Truppen zu mustern, und zu Schiffe nach Holland überzuführen. Nun war er wiederum in der ihm so angemessenen Beschäftigung des Krieges, und diese muste ihm um desto lieber seyn, da sie seine alte beständig fortgesetzte Begierde, die Protestanten, und den Churfürsten von der Pfalz zu vertheidigen, befriedigte.

Ein Seesturm nöthigte den Herzog Christian mit einem Theile seiner Truppen in Seeland einzulaufen. Andere liefen in den Texel ein. Gleichwol war durch diesen Sturm kein grosser Schaden verursacht worden. Der Mitgenosse des Herzogs, der Graf von Mansfeld, war auch hierinnen ein Mitgenosse des Schicksals auf der See gewesen. Er führte einiges französisches Fusvolk, und die englischen Hülfsvölker. Bey Bergen op Zoom vereinigten sich beyde Feldherren, und rückten hierauf aus Holland in Westphalen und dem Stifte Bremen ein.

Indes-

Indessen war auch schon der König von Dänemark mit seinem Heere bey Bremen angekommen, und verschanzte sich vier Meilen von der Stadt, so gut, daß der General Tilly es nicht wagte, ihn anzugreifen. Eine entscheidende Schlacht aber vermied der König aus Vorsicht. Tilly rückte wieder zurück und zog sich gegen die braunschweigischen Länder, um den König von Dänemark aus seiner vortheilhaften Lage zu ziehen. Dieser folgte auch dem Heere des Tilly nach, vermied aber immerfort ein Haupttreffen.

Der Kaiser, welcher durch die Armee des Generals Tilly der Macht seiner Feinde hinlänglich gewachsen war, ließ gleichwohl noch eine neue Armee in diesem Jahre aufrichten, über welche er dem berühmten Wallenstein, dessen Leben in dem vorhergehenden Theile dieser Biographien ist beschrieben worden, das Obercommando gab. Zu gleicher Zeit mahnte er die niedersächsischen Stände von der Kriegszurüstung ab, und verband Drohungen mit Vorstellungen. Es wurden hierauf Unterhandlungen zu Braunschweig gepflogen, die sich bis auf den Merz des nachfolgenden Jahres verzogen, und endlich fruchtlos waren.

Indessen wurde Niedersachsen der Schauplatz des Krieges, und desto schrecklicher verwüstet, je weniger die Heere Lust hatten, eine Schlacht zu liefern. Es standen hundert tausend Mann in Niedersachsen. Die Armeen des Königs von Dänemark,

und der Generale Tilly und Wallenstein, breiteten sich allenthalben aus. Es fielen häufige Scharmützel vor, auf welche immer die Plünderung der nahgelegenen Gegenden erfolgte. Man suchte Städte und Plätze einzunehmen, und verließ sie wieder; Tilly belagerte Nienburg, und wurde von dem Könige in Dänemark weggetrieben. Man beobachtete einander im Grossen, und schadete einander im Kleinen. So gieng der Feldzug hin, ohne daß etwas Wichtiges vorfiel, welches eine Entscheidung geben konte.

Inzwischen hatten die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg einen Frieden zu vermitteln gesucht. Allein die Vorschläge waren zu ungleich. Der Kaiser verlangte, die Stände von Niedersachsen sollten ihre Heere abdanken, und alle Kriegsrüstungen einstellen, so wolle er alsdenn seine Armeen auch abgehen lassen. Ganz natürlich verlangten die Stände, daß die kaiserlichen Truppen vorerst ihre Länder verlassen sollten, ehe sie ihre Kriegsanstalten aufgeben, und ihre Völker abdanken könnten. Beyde Theile liessen sich bloß deswegen in Traktaten ein, um den Krieg hernach mit desto mehr Anstand zu führen. Sie hatten beyderseits keine grosse Begierde, den Frieden zu errichten, ehe sie die Waffen versucht hätten. Die Verhandlungen, welche man zu Braunschweig hielt, endigten sich mit Anfang des Merzmonats des Jahrs 1626.

Der König von Dänemark bewegte unter diesen Umständen den regierenden Herzog von Braunschweig, Friedrich Ulrich, seinen Neven, sich völlig für die dänische Parthey zu erklären. Er nahm nunmehr in die Festung Wolfenbüttel dänische Besatzung ein, und begab sich selbst nach Braunschweig.

Itzt machte der König von Dänemark einen Operationsplan, welchem nichts als das Glück fehlte, um die kaiserliche Macht zu schwächen, und grosse Dinge auszuführen. Aber eben das Glück fehlte ihm, und mithin alles.

Der Herzog Christian von Braunschweig sollte die braunschweigischen Länder decken, und von da den Krieg in die katholischen Länder an die Weser spielen. Der Graf von Mansfeld sollte an die Elbe gehen, sich mit den versprochnen mecklenburgischen Truppen vereinigen, durch die Lausitz nach Schlesien marschiren, und dort ein neues Kriegstheater eröffnen. Er selbst der König wollte zwischen diesen beyden Heeren auf die Hauptarmee des Kaisers rücken.

Unter allen diesen Feldherren that sich Herzog Christian an Geschwindigkeit und Muthe zuvor. Er führte verschiedne glückliche Streiche aus; er überfiel die Kaiserlichen, im Januar, bey Jüterbock, und tödtete über fünfhundert Mann: er streifte bald da bald dorthin, und ließ den Feinden in ihren Winterquartieren keine Ruhe. Im Februar unterredete er sich zu Wolfenbüttel mit dem Könige

von

von Dänemark, wegen des Operationsplan, und beunruhigte immer die Kaiserlichen, und warb immer neue Truppen an.

Das erste Unglück in diesem Kriege traf den tapfern Grafen von Mansfeld. Er zog sich an die Elbe in dem Mecklenburgischen, wo er Hülfstruppen erwartete, an statt sie zu erhalten aber kaum Unterhalt für seine Truppen bekam; denn theils traute man seinen Truppen, die der Verwüstungen gewohnt waren, nicht, theils furchte man sich für der kaiserlichen Macht. Der Graf gieng bey Damitz über eine in Eilfertigkeit geschlagne Brücke über die Elbe. Noch schwerer wurde ihm von da her der Durchzug durch das preußische Gebieth gemacht. Der Churfürst eilte aus Preussen, wo er sich eben damals befand, nach Brandenburg, versahe seine Städte und Festungen mit starker Besatzung, und schien in Besorgung zu seyn. Am kaiserlichen Hofe war man gleichwol damit noch nicht zu frieden: man glaubte, er habe den Durchzug der mansfeldischen Truppen, ohnerachtet seiner Anstalten, dennoch begünstiget. Das Betragen dieses Prinzen, der Verdacht mochte gegründet seyn oder nicht, war der seinen Staatsklugheit gemäß.

In Sachsen widersetzte man sich dem Durchzuge des Grafen von Mansfeld offenbar: die Brücken über die Elbe wurden abgeworfen, und die Truppen zusammengezogen.

Der Graf nahm Zerbst ein, wo er vierhundert und zehn Mann Kaiserliche niederhauen ließ. Er zog sich gegen Deßau und fand dort an der Elbe ein beträchtliches Korps kaiserliche Truppen. Er grif sie in ihren Verschanzungen an: er wurde zurückgeschlagen: er wiederholte die Angriffe täglich, und setzte die Feinde in Furcht und Schrecken. Der General Wallenstein kam in der Stille mit seiner ganzen Armee dem General Altringer, der an der dessauer Brücke stand, zu Hülfe. Weil die Elbe beyde feindliche Heere scheidete, so erfuhr der Graf von Mansfeld nichts von dem Anmarsche des Generals Wallenstein. Er grif am 25sten April die Feinde nochmals mit der größten Hitze an. Itzt sah er auf einmal die ganze wallensteinische Armee vor sich, welcher er im freyen Felde nicht gewachsen gewesen wäre, und die noch dazu hinter Verschanzungen stand. Er wollte sich zurück ziehen; aber zu spät. Die Kaiserlichen drangen auf allen Seiten in seine Truppen: er erlitt eine vollkommne Niederlage, und verlohr viel Volck und viele Kriegsbedürfnisse.

Daß der Graf die Schlacht verlohr, war natürlich: die Feinde waren ihm völlig überlegen, und mehr als um die Hälfte stärker. Aber das war sonderbar, und das Kennzeichen des grösten Generals, daß dieser gänzlich geschlagne Feldherr, der alles verlohren zu haben schien, binnen vierzehn Tagen wiederum ein Heer beysammen hatte, mit dem

er dem Feinde die Spitze bieten konnte. Und man muste ihn allenthalben bewundern, da man sahe, daß er, ohnerachtet der so unglücklichen Schlacht bey Dessau, sein erstes und grosses Vorhaben ungehindert ausführte, und nach Schlesien gieng, und aus dieser Provinz in Mähren eindrang, und mit einem Heere des Fürsten Betlemgabor an der ungarischen Grenze sich vereinigte. Wallenstein zog ihm nach, ohne seinen Marsch hindern zu können, und lagerte sich endlich in Ungarn gegen ihn über, so daß der Fluß Wag beyde Heere trennte.

Indem der Graf von Mansfeld dieses ausführte, verrichtete der Herzog Christian von Brauschweig die letztern kriegerischen Thaten seines muthigen Lebens. Er machte in Wolfenbütel die besten Anstalten zum neuen Feldzuge, und erhielt von seinem Bruder, dem regierenden Herzoge, welcher sich von Wolfenbüttel entfernt hatte, eine Vollmacht, alles nach seiner Einsicht zu veranstalten, und alles was er vornehmen und verordnen würde, sollte, auch in Unterhandlungen mit den Landständen, eben die Gültigkeit haben, als wenn der regierende Herr es angeordnet und befohlen hätte. So war Herzog Christian im Stande, alle Maasregeln nach seiner Willkühr, zur Wirksamkeit des Krieges, zu nehmen.

Sein kriegrischer Muth ließ ihn nicht lange in Wolfenbüttel ruhen. Er gieng im Anfange des Aprils mit 6000 Mann, und etlichen Stücken Geschütz nach

Goslar, und suchte diese Stadt, in welcher kaiserliche Besatzung lag, in der Nacht einzunehmen. Allein sein Geschütz war zu schwach, und die Besatzung in zu guter Verfassung, als daß ihm sein Anschlag gelingen konte, ob er gleich mit einer Petarde schon ein Thor aufgesprengt hatte. Er zog sich mit dem Anbruche des Morgens zurück, setzte bey Hameln über die Weser, und nahm seinen Weg in das Stift Hildesheim. Von da aus schlug er verschiedne kaiserliche Korps, und besetzte verschiedne Städte mit seinen Truppen. Nachdem er Nordheim, Minden und Göttingen besetzt, und mit dem gehörigen Kriegsvorrathe versehen hatte, so nahm er seinen Marsch gegen das heßische Gebiethe, in welchem Graf Tilly stand.

Unter diesen Beschäftigungen wurde der Herzog mit einem Fieber befallen, welches immer zunahm, und ihn nöthigte, sich nach Wolfenbüttel bringen zu lassen. Hier wurde die Krankheit noch heftiger, und der Herzog starb am 6ten Junius des Jahrs 1626. Es gab Leute, welche argwohnten, daß ihm Gift beygebracht worden sey; denn man übertrieb damals alles, auch den Argwohn, und die menschliche Schwachheit sucht immer gern da etwas unnatürliches, wo das natürliche vollkommen zureicht.

In einem Alter von noch nicht völlig 27 Jahren, und in fünf Feldzügen konte Herzog Christian unmöglich alle diejenigen Eigenschaften zeigen, welche im Kriege die Frucht langer Erfahrung, und die Vortheile des späten Alters sind. Kaum wird in solcher Zeit Je-

mand fähig ein Regiment unter höhern Commando, zu regieren. Und dem Glücke, welches so oft allein die Grösse eines Feldherrn macht, hatte Herzog Christian nichts zu danken: vielmehr bewieß es sich immer wider ihn partheyisch. Hätte er länger gelebt, und länger die Erfahrung seines ältern Freundes, des Grafens von Mansfeld, nutzen können, so würden seine frühern berühmten Jahre von den spätern seines Alters seyn verdunkelt worden Aber sein Freund der Graf von Mansfeld, folgte ihm bald selbst im Tode.

Um dieselbige Zeit, da der Herzog Christian starb, wurde der Graf von Mansfeld krank. Er hatte den Verdrus, daß, eben wie er in Ungarn stand, der Fürst Betlemgabor mit dem Kaiser einen Waffenstillestand schloß. Er verbarg seinen Verdruß, überließ die meisten seiner Truppen dem Betlemgabor, dankte die übrigen ab, und begab sich in Begleitung seiner liebsten und besten Officiers auf den Weg nach Venedig, wo man ihm vortheilhafte Anerbietungen gethan hatte. Unterwegens nahm seine Schwachheit, die die Folge der Schwindsucht war, sehr zu: die harten Beschwerden des Krieges hatten den Körper verzehrt, dessen Seele beständig gleich stark, und groß blieb. Davon war sein Tod der Beweis. Als er, eine Tagereise weit von Basna-Serai in Bosnien, sich dem Tode nahe fühlte, ließ er sich seine Staatskleider anlegen, und das Schwerdt umgürten. Hierauf musten alle seine Officiers, die ihn begleitet hatten, vor ihn kommen. Er lehnte sich auf zween

von ihnen mit den Händen, und hielt eine Rede an alle, in welcher er ihnen Muth und unerschrockne Tapferkeit einzuflössen suchte, und sie ermahnte, so wie sie bisher gethan, sich fernerhin durch heldenmüthige Thaten hervorzuthun. Bald darauf starb der Held. Er war fünf und vierzig Jahr alt geworden.

Man rechnete es bey der kaiserlichen Armee für ein ganz besonderes Glück, daß die zwey fürchterlichsten Feinde zugleich durch den Tod hinweg genommen wurden. Und dieß ist der gröste Lobspruch für beyde Feldherren. Beyde hatten ohne eignen Lande, und ohne Allianz, Krieg geführt, und hatten sich, unter beständigem Unglücke, der grossen kaiserlichen Macht fürchterlich zu machen gewußt.

Aus der Quelle der Furcht und des Hasses flossen die übertriebnen Beschreibungen, welche man von den Verwüstungen, die diese beyde Feldherrn sollten gemacht haben, ausbreitete. Besonders beschwerte man sich über den Herzog Christian, und nante alles das bey ihm Grausamkeit, Abscheulichkeit, was die kaiserlichen Truppen täglich, und oft noch ärger, thaten. Die Erbitterung beyder Partheyen war unbeschreiblich groß, weil sie, wie man schon im vorigen bemerkt hat, aus Religionshasse entstand.

Die Jugend des Herzogs die ihn mit Feuer erfüllte, und den kriegerischen Muth in seiner Hitze noch hitziger machte, müßte ihm alsdenn auch zur Entschuldigung dienen, wenn man ihm, in gewissen

Fällen,

Fällen, nicht anders entschuldigen könnte. Solche Charaktere geben die besten Feldherren. Es muß, wie der grosse Gustav zu sagen pflegte, in der Jugend eines Genies etwas zuviel Hitze seyn, damit bey spätern Jahren noch genug übrig bleibe. Und wie sehr dieses der Natur überhaupt gemäß sey, beweisen die Beyspiele so vieler grossen Männer der Welt in allen Fächern.

An persönlicher Tapferkeit ist es nicht möglich, den Herzog Christian zu übertreffen, und sehr schwer ihm gleich zu kommen. Er setzte sich oft, wenn es nicht nöthig war den Gefahren aus: bey den so häufigen kleinen Unternehmungen, Ueberfällen, und Scharmützeln, war er immer selbst gegenwärtig, und immer voran. Auch da er verschiedne Wunden bekommen hatte, und da er sich hatte müssen den linken Arm ablösen lassen, wurde er dadurch nicht schüchterner: vielmehr schien er nur nachher den Gefahren zu trotzen.

Der Krieg wurde überhaupt damals von allen Partheyen mit einer ausserordentlichen Wildheit geführt. Man glaubte nicht wider die Bewafneten allein, sondern gegen alle fechten zu müssen, die einer andern Religionsparthey zugethan waren. Daher wurden so viele Unbewafnete in den Städten, die man einnahm, und auf dem flachen Lande sogar getödtet. Die mehrsten Plätze wurden mit Sturm eingenommen, und die Soldaten niedergemacht, und bey der Hitze der Einnahme gemeiniglich eine Men-

ge Unbewafnete zugleich. Weil die Soldaten nicht gehörig besoldet werden konnten, so raubten, und plünderten sie: und die geplünderten Bauern liefen davon, und wurden selbst Soldaten, die mit andern eben so verfuhren, wie ihnen war begegnet worden.

Selbst die Heerführer hatten gegen einander gemeiniglich persönliche Erbitterung. Bey der Einnahme von Höchst wurde der Commendant aufgefodert sich zu ergeben, oder man wollte nicht des Kindes in Mutterleibe verschonen. Der Commendant gab zur Antwort: er habe kein Kind im Leibe, könne also den Sturm wohl erwarten. Durch solche und ähnliche Erbitterungen wurde die Wuth der Feinde immer auf Unkosten der armen Unbewafneten vermehrt.

Die Ursache, warum man den Herzog Christian so vorzüglich beschuldigte, daß er den Krieg mit Härte und Verwüstung führte, war die Begegnung gegen die katholischen Priester, welche er scharf züchtigte, weil er ihren Orden für die Quelle der kaiserlichen Härte gegen die Protestanten hielt. Man wußte allgemein, wieviel besonders die Jesuiten bey dem Kaiser Ferdinand vermochten. Der Herzog erklärte seine Gesinnung gegen die Priester, durch die oben beschriebne Medaille, auf welcher er sich der Pfaffen Feind nannte. Er hätte hundert Dörfer plündern, und tausend unschuldige Menschen umbringen können, und man würde nicht so heftig

von

von ihm geredet haben, als wegen der Medaille. Denn er hatte die Priester beleidigt: und Priesterzorn ist gefährlich.

Der Herzog Christian wurde das Opfer seines allzu heftigen Eifers für die Protestanten: sein Freund, der Graf von Mansfeld, wurde es für seine entgegengesetzte Gleichgültigkeit. Was in der Welt ist für Verläumdung sicher! Der Herzog hieß ein Wütrich, und der Graf ein Atheist; weil jener für seine Religion eifrig, und weil dieser es nicht war.

Es muß dem Charakter des Herzogs zur beständigen Ehre gereichen, daß er, ohne eigne Beleidigung empfangen zu haben, und ohne für sich Privatvortheile zu suchen, die Waffen ergrif, und bey den schmeichelhaftesten Anerbietungen nicht niederlegte, weil er Unrecht, das seine muntre Seele so stark rührte, rächen wollte. So lange der Churfürst Friedrich auf den Königsthron von Böhmen Anspruch machte, wollte er ihm keine Hülfe leisten; aber da dieser Prinz sein eigen Land verliehren sollte, so that er alles, und wagte alles, um den Unglücklichen glücklich zu machen. Er übernahm zugleich die Vertheidigung der Protestanten, und opferte diesen Endzwecken, die für sein Herz so rühmlich sind, sein Leben auf.

* * *

Wenn ich mich hier auf diejenigen Schriften beziehe, welche ich im vorigen Theile dieser Biographien bey der Lebensbeschreibung des Generals Wallenstein angezeigt habe, so ist es unnöthig, die Autoren anzuführen, denen ich gefolgt bin.

Ich nenne daher nur die Khevenhillerischen Annales Ferdinandeos Tom. IX et X. Bougeants Historie des dreyßigjährigen Krieges, und Ludolfs Schaubühne der Welt. 1ster Theil. Besondre Nachrichten, welche den Herzog Christian betreffen, enthält der zweyte Theil der bekannten Rethmeyerschen Braunschweig-Lüneburgischen Chronick, und die andern die braunschweigische Geschichte betreffende Schriften. Uebrigens sind für die Kenner der Geschichte die Namen der Puffendorfe, Meterane, Pfeffinger bekannt genug; und es ist unnöthig, ihnen mehrere zu nennen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schirach, Gottlob Benedikt <<von>>,

Biographie der Deutschen

Bd.: Sechster Theil

Halle 1774

Biogr.c. 292 g-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10070810-0
VD18 80025528-001